



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

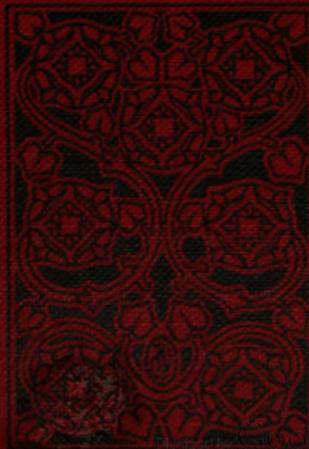
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BIBLIOTHEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS

PT
1337
B5
1913
PT.1



Bücher-Sammlung

von



An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ ihren siebenunddreißigsten Jahrgang.

In vielen Millionen von Bänden verbreitet

erfüllt sie ihr Programm:

jedem Bücherliebhaber Gelegenheit zu geben zur Anlegung einer wirklich gediegenen, spannendste Unterhaltung und eine unerschöpfliche Fundgrube des Wissens zugleich bietenden

Privatbibliothek

aufs allerbeste.

Die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen, reich illustrierten Bänden mit Goldrücken und Deckelpressung.

Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnementspreis

nur 75 Pfennig für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im einzelnen noch nicht einmal den bloßen Einband zu liefern imstande wäre.

Stuttgart.

Die Redaktion
und Verlagsbuchhandlung.

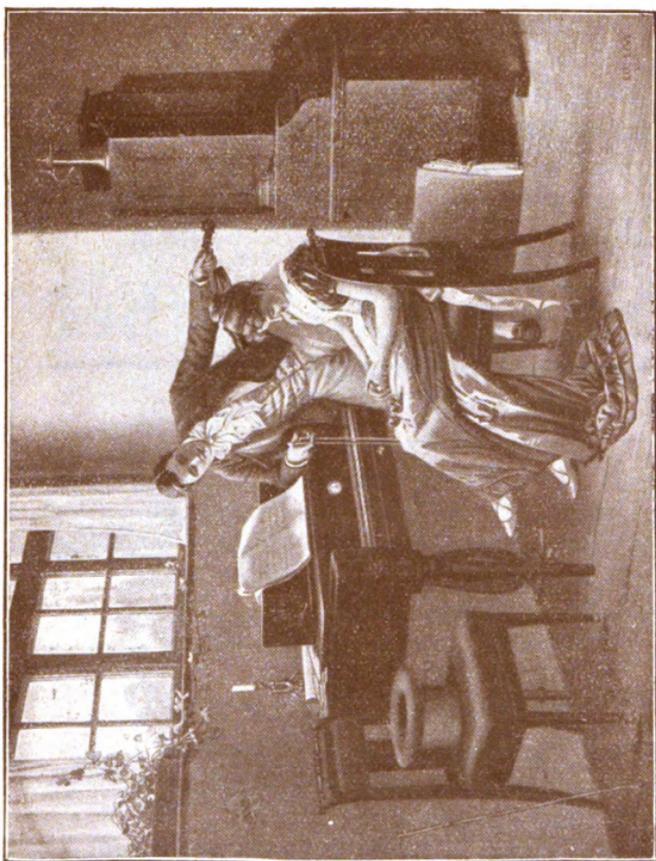
Wie in früheren Jahren, so waren wir auch bei Beginn des neuen Jahrgangs wieder darauf bedacht, unseren Lesern ein schönes Kunstblatt zu einem außerordentlich billigen Preise offerieren zu können. Wir haben ein mit **prachtvolles Ölfarbendruckbild**,
13 farbplatten gedrucktes

bestellt:

Herzensklänge

Nach einem Gemälde von
✦ C. Zewy ✦

herstellen lassen und liefern dasselbe allen Kunstfreunden zum Subskriptionspreise von nur 1 Mark 50 Pfennig für das Exemplar.



Bildgröße: 50 cm breit, 37 cm hoch; Papiergröße: 60 cm breit, 49 cm hoch.

Vorstehend geben wir eine, allerdings bedeutend verkleinerte, Nachbildung des Kunstblattes „Herzensklänge“. Auf die früher erschienenen, auf beiliegendem Bestellzettel verzeichneten Kunstblätter machen wir ebenfalls aufmerksam.

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für **Vorzugsseiten**, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ in Berlin SW 61, Blücherstraße 31. ++++++



Infantina.

(Dr. Theinhardt's
lösl. Kindernahrung.)

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Rahm- oder Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gesunden** und **kranken** Tagen. In vielen Ärztfamilien, Säuglingsmilkbüchsen, Krankenhäusern usw. seit über 23 Jahren ständig im Gebrauch.

==== Preis der 1/4 Büchle M. 1.90. ====

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen gratis erhältliche Broschüre: „Der jungen Mutter gewidmet“, welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung Ihres Lieblings enthält.



Hygiama.

Altbewährtes Stärkungsmittel.
Wohlchmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Beitgeeignetes Frühstück- und Abendgetränk für **Gesunde** und **Kranke** jeden Alters. Von ersten Ärzten seit über 23 Jahren als vorzüglichste Bereicherung der Krankenkost geschätzt und vorzugsweise verordnet.

==== Preis der 1/4 Büchle M. 2.50. ====

Hygiama-Tabletten.

Gebrauchsfertige Kraftnahrung.

Für Sporttreibende, Theaterbesucher und alle diejenigen, welche nicht regelmäßig zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz besonderem Wert.

Preis einer Schachtel M. 1.—.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebenen und in Apotheken und Drogerien gratis erhältlichen Broschüren

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen“
und „Hygiama-Tabletten und ihre Verwendung“.

== Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien. ==

Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.



Der junge Aviatiker.

- Vb. 1. **Berufswahl: Armee und Marine.** Mit 64 Abbildungen. 11. Tausend.
- 2. **Aquarium und Terrarium.** Mit 10 Tafeln und 76 Abbildungen. 17. bis 21. Tausend.
- 3. **Liebhaber-Photographie.** Mit 60 Abbildungen. 21.—25. Tausend.
- 4. **Der junge Elektrotechniker.** Mit 144 Abbildungen. 43.—47. Tausend.
- 5. **Kleine Sternkunde.** Mit 68 Abbild., 1 Mond- u. 1 Sternkarte. 14.—16. Tausend.
- 6. **Jugendtheater.** Mit 68 Abbildungen. 8. Tausend.
- Vb. 7. **Der Schmetterlingsammler.** Mit 98 Abbildungen. 11. Tausend.
- 8. **An der Hobel- und Drehbank.** Mit 121 Abbildungen. 11. Tausend.
- 9. **Berufswahl: Die 4 Fakultäten.** Mit 16 Abbildungen. 8. Tausend.
- 10. **Radfahren.** Mit 67 Abbildungen. 13. Tausend.
- 11. **Der Briefmarkensammler.** Mit 193 Abbildungen. 12. Tausend.
- 12. **Der junge Schiffbauer.** Mit 10 Tafeln u. 29 Abbild. 16.—18. Tausend.
- 13. **Schülers Lustige Rechenkunst.** Mit 40 Abbildungen. 10. Tausend.
- 14. **Berufswahl: Das technische Studium.** Mit 16 Abbild. 6. Tausend.
- 15. **Die Pflege der Haustiere.** Mit 63 Abbildungen u. 9 Tafeln. 6. Tausend.
- 16. **Das Hauserbuch.** Mit 66 Abbildungen. 12. Tausend.
- 17. **Der Münzensammler.** Mit 66 Abbildungen. 9. Tausend.
- 18. **Das Mikroskop.** Mit 90 Abbildungen. 7. Tausend.
- 19. **Lawn Tennis und andere Spiele.** Mit 88 Abbildungen. 9. Tausend.
- 20. **Der junge Chemiker.** Mit 78 Abbildungen. 14. Tausend.
- 21. **Berufswahl: Der Staatsdienst.** Mit 12 Abbildungen. 6. Tausend.
- 22. **Der Käferammler.** Mit 188 Abbildungen. 9. Tausend.
- 23. **Himmerturnen.** Mit 106 Abbildungen und 263 Übungsbeispielen. 5. Tsd.
- 24. **Der junge Pappkünstler.** Mit 116 Abbildungen. 9. Tausend.
- 25. **Chemisches Experimentierbuch.** Mit 42 Abbild. 11.—13. Tausend.
- 26. **Arbeiten aus Zigarrenkisten.** Mit 190 Abbildungen. 11. Tausend.
- 27. **Händliche Schnitzkunst.** Mit 100 Abbildungen. 5. Tausend.
- 28. **Der Mineraliensammler.** Mit 71 Abbildungen. 5. Tausend.
- 29. **Galvanische Elemente u. Akkumulatoren.** Mit 67 Abbildung. 10. Tsd.
- 30. **Der junge Pshysiker.** Mit 70 Abbildungen. 5. Tausend.
- 31. **Der Pflanzenammler.** Mit 89 Abbildungen. 5. Tausend.
- 32. **Der junge Aviatiker.** Mit 136 Abbildungen. 11. Tausend.

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Preis jedes elegant gebundenen Bandes 1 Mark.

Physikalisches Experimentierbuch für Knaben. Eine Anleitung zur Ausführung physikalischer Experimente und zur Selbstanfertigung der hierzu nötigen Apparate. Von Richard Weiswanger. Mit 216 Abbildungen. Elegant gebunden 4 Mark.

Elektrotechnisches Experimentierbuch für Knaben. Eine Anleitung zur Ausführung elektrotechnischer Experimente unter Verwendung einfacher, meist selbst herzustellender Hilfsmittel. Von Gerhard Schneider. 19. Auflage. Mit 250 Abbildungen. Elegant gebunden 4 Mark.

Selbst ist der Mann. Ein neues Beschäftigungsbuch bei Sonnenschein und Regenwetter. Von Maximilian Kern. Mit 41 Abbildungen und 4 mehrfarbigen Beilagen. 9. bis 11. Auflage. In elegantem Geschenkband 5 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

1813—1815.

Illustrierte Geschichte der Befreiungskriege.

Ein Jubiläumswerk zur Erinnerung
an die große Zeit vor 100 Jahren.

Von Professor Dr. J. v. Pflugk-Harttung.

400 Seiten Text mit etwa 300 Abbildungen und 40 Kunst-
beilagen. Vollständig in 40 Lieferungen zu je 40 Pfennig.

...

Die hundertjährige Wiederkehr von Deutschlands Erhebung weckt große Erinnerungen, die in unserer lauen Gegenwart heilsam wirken mögen. Es war die Zeit der harten Bedrängnis; aber aus Erniedrigung und Schmach wuchs empor die Erstarkung und Befreiung. Die Not schmiedete Menschen und Völker zusammen, sie weckte und stärkte den deutschen Sinn. Zur rechten Stunde entstanden dem gedemüthigten Vaterlande Männer, deren Vorbild die Zeitgenossen entflammte zu freudiger Hingabe von Gut und Blut; deren Tatkraft und Mut sie zum Sieg führte in dem gewaltigen, die Geschichte ganz Europas entscheidenden Völkertampfe. Diese Erinnerungen dem deutschen Hause in fesselnder Erzählung und künstlerischen Bildern lebendig vorzuführen und bleibend festzuhalten, ist der Zweck dieses vaterländischen Hausbuches, das eine Statt finden wird überall, wo die deutsche Zunge klingt. — Das Werk enthält nicht eine trockene Aneinanderreihung von Thatfachen. Es erzählt lebendig und erweckt vor dem geistigen Auge Zeiten und Persönlichkeiten, Stimmungen und Ereignisse, es erhebt und begeistert. Das fesselnde Wort wird unterstützt durch einen ansüßlich schönen und reichen Bilderschmuck. Und wie in der Erzählung danach gestrebt wurde, die Dinge im rechten Licht erscheinen zu lassen, so ist bei den Abbildungen besonderer Wert gelegt auf geschichtliche Treue und künstlerisch-vollendete Darstellung. Die vierzig Extra-Kunstblätter bilden eine besondere Bereicherung des Inhalts.



Abonnements und Probefieferungen in allen Buchhandlungen.



Phot. von C. C. Pierre & Co.

Die Katakomben von Guanajuato (Mexiko).

Die heiße, trockene Luft dieser Gegend läßt die Körper nicht verwesen, sondern vertrocknen und zusammenschrumpfen. Dadurch wird diese eigenartige Bestattungsform möglich.

Soeben beginnt in unserem Verlage zu erscheinen:

Die Wunder der Welt.

Großartige Naturschöpfungen und staunenswerte Menschenwerke aller Zeiten in Wort und Bild.

Meist nach eigener Anschauung geschildert von

Ernst von Hesse-Wartegg.

952 Seiten Text mit über 1000 Abbildungen und 30 mehrfarbigen Kunstbeilagen.

Vollständig in 34 Lieferungen zu je 60 Pfennig.

Was in allen Zeiten die Naturkräfte an Merkwürdigem hervorbrachten in plötzlicher, gigantischer Umwälzung oder in unablässiger Arbeit von Jahrmillionen, was Menschengestalt Großartiges erfand und unter Menschenhänden erstehen ließ, der staunenden Nachwelt zur Bewunderung, was fremde Kultur und Sitte an Absonderlichkeiten schuf — das alles ist in dem Werke „Die Wunder der Welt“ zu einem unfassenden Ganzen zusammengetragen: ein fesselndes Anschauungs- und Bildungsmaterial für alt und jung, für Haus und Schule, für Gelehrte und Laien, ein Bilderfaal der Weltwunder für jedermann.

Abonnements und Probelieferungen in allen Buchhandlungen.

**Bibliothek
der Unterhaltung
und des Wissens**





Zu der Humoreske „Inhalt: Eine Million Mark“
von Peter Robinson. (S. 10)
Originalzeichnung von Max Vogel.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

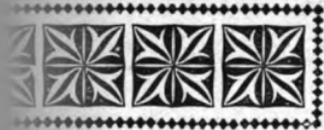
◆

Jahrgang 1913 ◆ Erster Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ◆ Berlin ◆ Leipzig





Verzeichnis.

Seite

Mit Bildern von	5
Allestrem	23
.	85
.	97
10 Bildern	177
Schüler	191
Arbeit bei der Arbeit.	
. Mit 12 Bildern	200
.	
.	217
.	221
.	222
.	
.	223
.	227
.	227
.	227
.	228

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts = Verzeichnis.



	Seite
Inhalt: Eine Million Mark.	
Humoreske von Peter Robinson. Mit Bildern von Max Vogel	5
„Ave, carissima!“	
Roman von E. v. Adlersfeld-Balleström	23
Unsere Blausacken am Lande.	
Von E. Lund. Mit 8 Bildern	85
Das Geschenk des Inders.	
Novelle von F. E. Oberg	97
Mutter und Kind.	
Von Alex. Cormans. Mit 10 Bildern	177
Die Spaziergeher.	
Humoreske von Carl Schüler	191
Der Geheimpolizist bei der Arbeit.	
Von R. F. Hermann. Mit 12 Bildern	200
Mannigfaltiges:	
Wie die Geister aussehen	217
Weder Ochs noch Bär	221
Ein Wiederbelebungsapparat	222
Mit Bild.	
Drei interessante Rechenkunststücke	223
Der sterbende König	227
Soldatenweiber	227
Aufgaben für Forschungsreisende	228

	Seite
Das neue Riesenunterseeboot Englands	229
Mit Bild.	
Wie viel Zeit verbringt eine Frau vor dem Spiegel?	231
Die Ehrung eines Helden	232
Die Erdbahn	233
Das rote Haar	233
Hygienischer Tafelaufsatz	235
Mit Bild.	
König Georg II. von England	237
Das Weichbild	238
Unser Zylinderhut	239
Eine grausame Hinrichtung	239
Umgangene Gardinenpredigt	240





Inhalt: Eine Million Mark.

Humoreske von Peter Robinson.

Mit Bildern
von Max Vogel.



(Nachdruck verboten.)

Eduard Greglinger saß mit seinem Freunde Franz Rarsch beim Frühschoppen. Es war an einem Sonntag, denn in der Woche wäre das nicht gegangen, da waren sie beide im Geschäft. Umgekehrt wäre es ihnen jedenfalls lieber gewesen. Diese Schoppen waren eine regelmäßige Einrichtung ihrer Sonntagvormittage, und auch der heutige hätte keiner besonderen Veranlassung bedurft. Aber es war doch eine da. Greglinger hatte fünfzig Mark Gehaltszulage bekommen, und das war ein genügender Grund, diesmal nicht, wie sonst, gewöhnliches Bier zu genießen, das das Fleisch müde macht und den Geist einlullt, sondern einen ordentlichen Rheinweinschoppen, der die Phantasie weckt und zu schönen Taten und großen Unternehmungen begeistert.

In der kleinen Weintneipe boten sich leider der Unternehmungslust der beiden Freunde keine besonderen Objekte dar. Daß Franz Rarsch den surrenden Ventilator mit seinem Spazierstock anhalten wollte, was dem Stock das Leben kostete, war eine mäßige Zerstreuung, die nur gewürzt wurde durch eine sich daran anschließende Debatte über die nunmehr für Herrn Greglinger bestehende Ehrenpflicht, seinem

Freunde Rarsch einen neuen Stock zu kaufen. Denn erstens war er heute der Spender des Weins, zweitens hatte er fünfzig Mark Zulage erhalten, und drittens würde er bald heiraten und eine Mitgift bekommen, auf die sich das Wörtchen „klein aber mein“ ganz gut anwenden ließ.

Rarsch war sogar der Meinung, der neue Stock müsse mindestens eine goldene Krücke haben. Begründung: Dadurch, daß Greglinger heiraten würde, käme er überhaupt, von der kleinen Mitgift ganz abgesehen, in eine bessere wirtschaftliche Lage, weil bekanntlich zwei Menschen in einem Haushalt billiger leben als ein einzelner Junggeselle.

Das ist eine von den Erfahrungen, die viele junge Leute vor der Ehe zu machen glauben; über ihre nachträgliche Bestätigung schweigen sie aber gewöhnlich.

Nachdem der Versuch, den Ventilator aufzuhalten, als gescheitert zu betrachten war, wandte man sich dem im Lokal aufgestellten Automaten zu. Rarsch hielt einen Vortrag über die eminente Nützlichkeit dieser Maschinen und die Möglichkeit, den Menschen durch Automaten zu ersetzen. Seine Ausführungen gipfelten in dem Wunsch, man müßte eigentlich auch einen Automaten heiraten können, denn ein Automat habe den Vorzug, für Geld immer etwas herzugeben oder wenigstens das Geld zurück, wenn aber der Mann seiner Frau Geld gäbe, kriege er nicht immer etwas dafür, und dieses sei ein bemerkenswerter Unterschied.

Beinahe hätte es da einen Zwist gegeben, denn Greglinger opponierte natürlich und wollte, wenn auch nicht alle Frauen, so doch zum mindesten seine Braut gegen die Konkurrenz des Automaten in Schutz nehmen. Das augenblicklich wichtigere Problem, was mit den aus

dem Automaten gekauften Waren zu geschehen habe, stellte aber den Frieden bald wieder her.

Zwei Zigarren, das Stück zu fünf Pfennig, wurden dem Kellner verehrt, der sie beiseite legte in der Hoffnung, die angeheiterten Herren würden vielleicht nachher bei ihm Importen bestellen. Der Inhalt eines Probefläschchens Eau de Cologne wurde erfolglos benützt, die heißen Stirnen zu kühlen. Die in einem Paketchen mit der Aufschrift „Allerlei Nützliches“ vorgefundenen Stecknadeln ließen sich gut in das Rohrgeflecht einiger Stühle stecken, mit der Spitze nach oben natürlich. Ein halbes Duzend Schachteln mit Süßigkeiten wollte Rarsch in die Küche tragen, um sie dort unter das weibliche Personal zu verteilen. In der Hoffnung auf Gegengeschenke aß er aber zunächst eine ganze Schachtel mit Pfefferminzplätzchen leer. Weil er nämlich einmal gehört hatte, daß routinierte Weinkenner sich durch Essen von Käse für den Wohlgeschmack des Weins empfänglicher zu machen pflegen, hatte er heute auch Käse gegessen, und der Geruchsmischung von Wein und Käse sollten die Pfefferminzplätzchen ein Gegengewicht sein.

Er kam aber nicht bis in die Küche, denn der Speisendunst auf dem Korridor fiel ihm auf den wohl ohnehin geschwächten Magen. Er kehrte um und erklärte, ihm sei übel. Darauf mußte natürlich ein Rognak getrunken werden, und selbstverständlich genoß Greglinger zur Gesellschaft gleichfalls einen.

Wäre dieser Rognak nicht gewesen, hätte sich das folgende vielleicht nicht ereignet. Aber er spornte die Geister zu ungeheuren Leistungen an.

Mit dem letzten an Kleingeld vorhandenen Zehn-pfennigstück war eine Tafel Schokolade aus dem Automaten gezogen worden. Die Verpackung war sehr

hübsch; einige bunt angezogene Engelchen führten darauf einen Reigen auf.

„Die schicke ich meiner Braut!“ erklärte Greglinger.

Karsch winkte dem Kellner und bestellte einen Briefumschlag bei ihm, einen starken, soliden Briefumschlag. „Es



muß natürlich ein Wertbrief werden,“ meinte er.

Damit war Greglinger ganz einverstanden; er schicke seiner Braut überhaupt nur wertvolle Gegenstände, und zum mindesten läge diesmal bei der Gabe in der Ge-

sinnung des Gebers ein ungeheurer, gar nicht hoch genug zu veranschlagender Wert.

Die Tafel Schokolade wurde verpackt, als wäre sie die einzige auf dem Weltmarkt. Die Verschlussklappen des Umschlages bekamen fünf große Siegel; der Kellner hatte alles Nötige gebracht, der Pittolo gab einen Siegelring her, der zur Größe des Besitzers in umgekehrtem Verhältnis stand. Dann schrieb Rarsch die Adresse, denn er verstand sich auf tadellose Rundschrift.

„Was soll ich schreiben? — Tausend Mark?“ fragte er.

Greglinger warf sich in die Brust. „Was von mir kommt, ist meiner Braut mindestens eine Million wert.“

„Schön!“ sagte Rarsch und schrieb: ‚Inhalt: Eine Million Mark.‘ — „Du, natürlich schiden wir's unfrankiert!“

„Selbstverständlich! Desto besser ist doch der Akt! — Schreib aber meine Adresse als Absender darauf, sonst nimmt sie's nicht an.“

„Unsinn — eine Million nicht annehmen!“ meinte Rarsch, schrieb aber doch auf die Rückseite: ‚Absender Eduard Greglinger, Tobiasstraße 13, drei Treppen links.‘

Greglinger zahlte die Beche. Jeder nahm noch eine Zigarre mit auf den Weg — das Stück zu zwanzig Pfennig. Des Kellners Hoffnung auf eine Bestellung von Importen hatte sich also nicht erfüllt, aber immerhin war er ganz zufrieden.

Ein kleines Postamt lag in der Nähe. Nur ein einziger Schalter war zu kurzem Sonntagsdienst geöffnet.

Rarsch hatte die Erledigung der Angelegenheit übernommen. Am Schalter kaufte gerade ein Herr vier Zehnspfennigmarken; er warf einen Blick auf den

Brief, den Rarsch großartig hingelegt hatte, erbläkte erschüttert und entfernte sich nur zögernd.

Rarsch zog an seiner Zigarre; sie war ausgegangen. Den Schalterbeamten, der des Sonntagsdienstes wegen wohl nicht gerade in bester Laune war, hinderte das aber nicht, in strengem Ton darauf hinzuweisen, daß Rauchen in den Räumen des kaiserlichen Postamtes jedermann untersagt sei.

„Nanu!“ sagte Rarsch.

Der Beamte wollte auf diese unziemliche Interjektion hin gerade eine entsprechende Entgegnung zur Wahrung seiner Würde suchen, aber er fand sie nicht, denn inzwischen hatte er den Brief an sich genommen und die Aufschrift gelesen. Er fuhr eiligst in die Hosentasche und holte eine Schachtel Streichhölzer heraus, die er wortlos zum Schalter hinausshob*). Der Herr möge sich nur bedienen und rauchen, so viel er wolle, er würde es ihm nicht noch einmal untersagen.

Mit großen runden Augen las er noch einmal die Aufschrift des Briefes; mit zitternden Händen wog er ihn, notierte das Gewicht, wog noch einmal und kramte dann in seinen Schreibutensilien herum. Dann blätterte er in seinem Buch.

Rarsch trommelte mit den Fingern auf dem Schalterbrett.

Der Beamte erschrak. „Wollen der Herr die Güte haben, einen Augenblick zu entschuldigen. Ich muß erst nachsehen, was es kostet.“

„Unfrankiert!“ sagte Rarsch.

Der Beamte nickte. Ja, das war eigentlich selbstverständlich. Wenn jemand eine Million bekommt — na, das wäre ja noch schöner, wenn er da nicht das

*) Siehe das Titelbild.

Porto tragen wollte. Und schnell schrieb er den Empfangschein aus.

Auf der Straße meinte Rarsch: „Jetzt überlegt er vielleicht, ob er nicht mit dem Brief durchgehen soll.“

Greglinger bekam einen Schreck. „Um Himmels willen, Mensch! Wir kehren um und sagen ihm, was in dem Brief ist.“

Rarsch aber hatte keine Lust, seine großartige Millionärspose dem Postbeamten gegenüber zu zerstören.

Der Herr, der vorhin die Zehnpfennigmarken gekauft hatte und erschüttert erblaßt war, stand noch vor dem Postamt; er konnte sich anscheinend an Rarsch nicht sattsehen, und nur langsam und mit häufigem Kopfwenden ging er endlich seines Weges.

Neben dem Postamt befand sich ein Café. Da man nichts anderes zu tun hatte, ging man hinein. Viele Raffeehäuser kommen auf diese Weise zu Gästen. Rarsch bestellte Mokka — Doppelmokka vielmehr! Der klärte die Geister wieder etwas auf.

Auf einmal lachte Rarsch. „Du, das Gesicht von deiner Braut möcht' ich sehen, wenn sie den Brief kriegt.“

„Wenn nur ihr Alter nicht gerade dabei ist,“ meinte Greglinger. Ihm kamen Bedenken. Sein zukünftiger Schwiegervater liebte Scherze kaum, höchstens dann, wenn sie nichts kosteten. Und besondere Sympathien für den Bräutigam seiner Tochter hatte er ohnehin nicht.

„Wenn er einen Taler dafür ausgeben muß, zieht er ihn dir sicherlich von der Mitgift ab,“ sagte Rarsch.

„Meinst du, daß der Brief so viel kosten kann?“

„Das kann ich ja gleich nachrechnen.“ Rarsch zog sein Notizbuch hervor; darin standen die Portotaxen. Aha, da kam es! Wertbriefe — ohne Unterschied des Gewichts — frankiert 40 Pfennig, unfrankiert

50 Pfennig; Versicherungsgebühr für je 300 Mark 5 Pfennig, mindestens 10 Pfennig. „Du, Mensch, das ist ja gar nicht viel, 5 Pfennig bloß!“

Aber Greglinger war plötzlich nüchtern geworden und hatte schon begriffen, was dem noch weinseligen Karisch vorläufig nicht dämmerte. Er rechnete auf der Tischplatte nach. Eine Million durch dreihundert mal fünf — Himmel, das machte ja 166 Mark 70 Pfennig! Und 50 Pfennig Porto dazu — also genau 167 Mark 20 Pfennig! —

Eine Minute später standen sie wieder vor dem Postamt. Aber das war jetzt geschlossen.

Greglinger bekam einen kleinen Tobsuchtsanfall. „Solch eine blödsinnige Idee hast auch bloß du haben können!“

Karisch widersprach energisch. „Ich? Erlaube mal — ich sagte tausend Mark. Da hätte es bloß zwanzig Pfennig gekostet. Du aber hast durchaus eine Million haben wollen. Mit deinen fünfzig Mark Zulage kann's dir ja jetzt nicht großartig genug hergehen.“

„Aber du hast zuerst Wertbrief gesagt! Ich sage dir: wenn meine Verlobung auseinandergeht, mache ich dich schadenersatzpflichtig. Darauf kannst du Gift nehmen.“

„Danke, ich habe heute schon genug getrunken — Aber reden wir lieber davon, was wir jetzt machen. Nachlaufen können wir dem Brief nicht mehr.“

„Morgen vormittag wird er in Neustadt ausgehen.“

„Gut, daß es ein Wertbrief ist und keine Postanweisung. Eine Million dürfte das Postamt in Neustadt nicht zur Verfügung haben.“

„Mach jetzt keine Witze! Das beste ist, ich fahre heute hin und sage meiner Braut Bescheid. Denn

wenn der Alte die Geschichte erfährt, daß wir 167 Mark und 20 Pfennig verjurt — keinen Pfennig Mitgift rückt er heraus.“

Karsch wußte einen Ausweg. „Hinfahren geht jetzt nicht. Du mußt morgen im Geschäft sein. Eben Zulage bekommen und dann gleich fehlen, das paßt sich nicht. Aber du schreibst einfach an das Postamt in Neustadt, der Brief solle zurückgehen. Oder noch besser, du telegraphierst.“

„Na, und dann?“

„Dann kommt der Brief zurück, und die Sache ist erledigt. Es steht ja deine Adresse drauf.“

„Und das Porto?“

Karsch war ratlos.

Greglinger jammerte: „Wenn ich nicht bezahle, verklagt mich die Post natürlich, beschlagnahmt mein Gehalt, und der Chef erfährt von dem Blödsinn. Da kann ich mir gratulieren.“

„Deine Wirtin legt's aus. Wenn ein Brief mit einer Million ankommt, kann die Frau das wahrhaftig tun.“

„Und der Brief und die Kneiperei heute — das macht die Zulage von vier Monaten.“

„Man muß sich immer freuen, wenn eine Dummheit wenigstens wieder gutzumachen ist,“ entschied Karsch philosophisch. „Nun komm! Das Telegramm werde ich bezahlen.“

Es kostete zwei Mark und zehn Pfennig, denn es war ein klares und deutliches Telegramm. Der Telegraphenbeamte nahm es mit jener Demut an, die der im Text vorkommenden Million gebührte.

Der Rest des Sonntags verlief ohne weitere Feierlichkeiten.

In der Woche war Eduard Greglinger, wie erwähnt, im Geschäft; er ging morgens fort und kam abends wieder, manchmal sogar recht spät.

Am Dienstagvormittag klingelte es bei seiner Zimmerwirtin, der Witwe Rimme, Tobiasstraße 13, drei Treppen links. Es war der Geldbriefträger.

Er kam aber nicht allein, sondern hatte einen Kollegen als Schutz und Wache mit. Der Postamtsvorstand hatte das für notwendig gehalten. Wenn der Postfiskus eine Million hätte ersetzen müssen! Eine runde Million auf der Ausgabeseite mehr im Postbudget! Die Sache wäre ja im Reichstage zur Sprache gekommen.

Also, der Geldbriefträger fragte nach Herrn Greglinger. Er war sehr enttäuscht, von Frau Rimme zu hören, daß dieser nicht zu Hause sei. Abgesehen vom dienstlichen schien auch ein rein privates Interesse bei ihm vorhanden zu sein, den Herrn zu Gesicht zu bekommen. Wann er denn sicher zu Hause sei? In der Woche wohl kaum während des Tages? Nun, er würde morgen vormittag wiederkommen, Herr Greglinger möchte doch so lange zu Hause bleiben, der Brief mit der Million sei nämlich da!

Dann ging er mit seiner Begleitungsmannschaft ab. Der Herr Postamtsvorstand aber sah eine schlaflose Nacht vor sich.

Genau 14 Minuten 43 Sekunden nach dem Fortgehen des Geldbriefträgers wußte das ganze Haus Tobiasstraße 13 — und es war ein großes Mietgebäude —, daß für Herrn Eduard Greglinger eine Million angekommen war. Jeden Augenblick, wenn er wolle, könne er sie haben; er brauche nur aufs Postamt zu gehen, sich genügend zu legitimieren und das Geld abzuholen. Wenn er aber bis zum nächsten



Morgen wartete, trug man es ihm sogar ins Haus;
er brauchte sich gar nicht einmal darum zu bemühen.
Nein, dieser junge Herr Greglinger!
Aber wie kam er nur zu einer Million? Hatte er

In der Woche war Eduard Greglinger, wie erwähnt, im Geschäft; er ging morgens fort und kam abends wieder, manchmal sogar recht spät.

Am Dienstagvormittag klingelte es bei seiner Zimmerwirtin, der Witwe Rimme, Tobiasstraße 13, drei Treppen links. Es war der Geldbriefträger.

Er kam aber nicht allein, sondern hatte einen Kollegen als Schutz und Wache mit. Der Postamtsvorstand hatte das für notwendig gehalten. Wenn der Postfiskus eine Million hätte ersetzen müssen! Eine runde Million auf der Ausgabeseite mehr im Postbudget! Die Sache wäre ja im Reichstage zur Sprache gekommen.

Also, der Geldbriefträger fragte nach Herrn Greglinger. Er war sehr enttäuscht, von Frau Rimme zu hören, daß dieser nicht zu Hause sei. Abgesehen vom dienstlichen schien auch ein rein privates Interesse bei ihm vorhanden zu sein, den Herrn zu Gesicht zu bekommen. Wann er denn sicher zu Hause sei? In der Woche wohl kaum während des Tages? Nun, er würde morgen vormittag wiederkommen, Herr Greglinger möchte doch so lange zu Hause bleiben, der Brief mit der Million sei nämlich da!

Dann ging er mit seiner Begleitungsmannschaft ab. Der Herr Postamtsvorstand aber sah eine schlaflose Nacht vor sich.

Genau 14 Minuten 43 Sekunden nach dem Fortgehen des Geldbriefträgers wußte das ganze Haus Tobiasstraße 13 — und es war ein großes Mietgebäude —, daß für Herrn Eduard Greglinger eine Million angekommen war. Jeden Augenblick, wenn er wolle, könne er sie haben; er brauche nur auf Postamt zu gehen, sich genügend zu legitimieren das Geld abzuholen. Wenn er aber bis zum n^o



ein,
ber

ar ins Haus;
zu bemühen.

lion? Hatte er

sie geerbt? Schwerlich. Wenn man die Aussicht hat, eine Million zu erben, ist man nicht junger Mann bei Sachsenheimer & Komp. Wahrscheinlich hatte er sie in der Lotterie gewonnen. Aber in welcher? In der preußischen? Da ist der höchste Gewinn ja nur eine halbe Million, eine armselige halbe Million! In der Hamburger? Auch da kann man im günstigsten Fall nur sechsmalshunderttausend Mark gewinnen. Aber man weiß ja, was das heißt: im günstigsten Falle! Erdbeben in der Lüneburger Heide sind eine alltägliche Erscheinung gegenüber solchen günstigsten Fällen. Und außerdem: es stand ja fest, daß der Wertbrief eine ganze Million Mark enthielt. Nun, es gibt ja auch ausländische Lotterien, merkwürdige Prämienlose exotischen Charakters mit ganz ungeheuren Gewinnen.

Um zwölf Uhr mittags war aus vagen Hypothesen die feste Theorie geworden: Herr Greglinger hatte auf ein ausländisches Prämienlos, wahrscheinlich auf ein uruguayisches — über dies Wort stolperten die meisten Zungen — eine Million Mark gewonnen. Ja, da sah man es wieder: solche ausländischen Sachen waren doch besser als die einheimischen. Die alte deutsche Gewohnheit, auf das Ausland als auf ein Paradies zu blicken, erfuhr im Hause Tobiasstraße 13 an diesem Tage wesentliche Stärkung.

Am Nachmittag wußte schon die ganze Nachbarschaft Bescheid, und die Ladeninhaber waren ungemein beschäftigt, Empfehlungen und Anerbietungen zu schreiben, alle an die Adresse des neuen Millionärs gerichtet.

Am Mittwochmorgen wurde Herr Greglinger durch die erste Post mit diesen Offerten überschüttet. Er blieb zu Hause und wartete auf den Geldbriefträger, denn die Geschichte mußte erledigt werden. Frau

Rimme hatte er durch ein kühles „Es ist gut! Ich weiß schon“ in Staunen gesetzt.

Sie hatte ihm übrigens ein anderes Frühstück als gewöhnlich gebracht. Sonst bekam er Malzkaffee, zwei Wassersemmeln und ein wenig Kochbutter. Heute gab es richtigen Kaffee, echte Butter, Milchsemmeln, Honig, zwei weiche Eier und ein halbes Viertelpfund Schinken. Das war das mindeste, was Frau Rimme einem Millionär vorsehen zu müssen glaubte.

Greglinger dachte mit Schrecken, wie sich seine Monatsrechnung entwickeln müßte, wenn das so weitergehen würde, und verbat sich ein solches Frühstück; sein Magen vertrüge so schwere Sachen in der Frühe nicht.

Frau Rimme vernahm das mit tiefem Mitgefühl. Das war die alte Sache: wenn einer Geld hatte und sein Leben genießen konnte, dann erlaubte ihm das irgend ein körperlicher Zustand nicht, der Magen, die Leber, die Nieren, die Arterien oder sonst etwas. Das war eben die ausgleichende Gerechtigkeit den Minderbemittelten gegenüber. Frau Rimme entsann sich, einmal irgendwann und irgendwo gelesen zu haben, daß Rodefeller, der reichste Mann der Erde, nur von rohen Mohrrüben lebe, weil er etwas anderes nicht genießen darf. Solche Notizen, die in sozialer Hinsicht ungemein versöhnlich wirken, findet man oft in den Zeitungen.

Endlich kam der Geldbriefträger mit seiner Begleitung. Greglinger nahm ihm den Brief ab und bezahlte 168 Mark. Die hatte er sich von Kollegen zusammengeliehen; es wäre ihm doch peinlich gewesen, Frau Rimme darum zu bitten, die ja nicht ohne Berechtigung wohl auch auf umgehende Rückgabe des Geldes gerechnet hätte. Herausgeben ließ er sich von dem Briefträger nichts.

Es läßt sich nicht verhehlen, daß dieser und die Wachmannschaft sich recht enttäuscht entfernten. Sie hatten auf reicheren Lohn gehofft, und der Geldbriefträger hatte seiner Frau schon einen neuen Sommerhut versprochen.

Aber so sind die Reichen! Und auch der Geldbriefträger wußte eine zu trefflichem Vergleich dienende Geschichte von Herrn Rodefeller, der manchmal auch durch die fabelhafte Geringfügigkeit seiner Geschenke trotz seiner sonstigen großen Stiftungen in Erstaunen zu setzen pflegt.

Greglinger ging ins Geschäft. Die Tafel Schokolade trug er bei sich; sie war auf ihrer Reise zerbrochen. Mechanisch knabberte er die einzelnen Stückchen unterwegs auf. So teure Schokolade hatte er noch niemals gegessen, aber schon bessere.

Für Frau Rimme aber stand es fest, daß ihr Mieter jetzt zur Bank gegangen war, um seine Dispositionen zu treffen. Leider würde er natürlich jetzt nicht mehr bei ihr wohnen bleiben wollen, das Logis würde ihm zu bescheiden sein.

Rarsch fand die Sache eigentlich recht spaßhaft. Als Greglinger ihm die vielen eingelaufenen Offerten zeigte, sah er sogar einen ganz erfreulichen Hintergrund dabei. „Mensch, was kannst du dir jetzt nicht alles kaufen! Mit dem Bezahlen hat es lange Zeit. Die Leute werden froh sein, dir liefern zu dürfen.“

Aber Greglinger hatte keine Lust, sich auf solche unsicheren Unternehmungen einzulassen. —

Am nächsten Sonntagvormittag besuchten ihn schon ganz früh allerlei Leute, die viele und gute Dinge zu verkaufen hatten. Drei Schneider kamen, von denen jeder ein Duzend Anzüge in wenigen Tagen auf das eleganteste herstellen wollte, zwei Schuhmacher, die

nichts als feinste Lackstiefel als für ihn passend anpriesen, vier Zigarrenhändler, die so viel Gratisproben mitbrachten und unter keinen Umständen wieder mitnehmen wollten, daß Greglingers Rauchbedarf mindestens auf ein halbes Jahr gedeckt war, ein Weinhändler — der brachte nur sein eigenes Gesicht als Hinweis auf die Güte sei-



ner Marken mit, ein Juwelier und verschiedene andere, teilweise recht aufdringliche Menschen.

Schließlich machte auch Herr Schimanski, der Besitzer des Hauses Tobiasstraße 13, seine Aufwartung. Ob Herr Greglinger nicht die erste Etage des Hauses oder wenigstens die Hälfte mieten wollte, sie würde zum Oktober frei.

Greglinger bedauerte sehr; die Gegend wäre ihm nicht frei genug, er wollte lieber in ein Villenviertel ziehen. Tatsache war, daß er sich entschlossen hatte, Frau Rimme zu kündigen und sich in das entfernteste Stadtviertel zu flüchten, da er den Anforderungen seines steigenden Millionärrufes hier nicht mehr gewachsen zu sein glaubte.

Herr Schimanski hatte aber noch ein anderes Angebot. Der große Ecladen im Hause, der umgebaut worden war — wie wäre es damit? Falls Herr Greglinger die Absicht hätte, sich jetzt zu etablieren — mein Gott, ein junger Mann wie er braucht doch Tätigkeit! — ließe sich ein ausgezeichneteres Lokal wirklich nicht finden. Fünf Schaufenster, soundsoviel Quadratmeter Raum, elektrisches Licht, alle Errungenschaften der Neuzeit! Und beliebig vergrößern ließe sich das Lokal jederzeit. Erst könnte man die anderen Läden hinzunehmen, dann die erste, dann die zweite Etage, schließlich das ganze Haus umbauen. Warum denn auch nicht? Ein Warenhaus fehlte noch in der Gegend. Herr Schimanski sah ungeheure Perspektiven vor sich und berechnete schon die Wertzuwachssteuer, die sein Grundstück einmal abwerfen würde.

Greglinger sagte nein. Herr Schimanski schüttelte den Kopf und bat ihn, sich die Sache zu überlegen. Das versprach Greglinger.

Am Nachmittag erzählte er seinem Freunde Ratsch von der Offerte. Der war begeistert. „Mensch, miete sofort den Laden! Heirate, laß dir deine Mitgift geben und etabliere dich, du hast eine große Zukunft vor dir!“

Er redete so lange, bis Greglinger sich auf die Bahn setzte und nach Neustadt fuhr.

Aber sein zukünftiger Schwiegervater war ein vor-

sichtiger Mann. Mit seinem guten Gelde ein Geschäft in der unsoliden Großstadt anfangen? Welch ein Risiko! Ja, wenn Greglinger sich bei einem zweifellos soliden Unternehmen beteiligen könnte, dann könnte die Heirat seinetwegen stattfinden, denn einmal müßte es ja doch sein.

Greglinger war nicht besonders befriedigt. Er sah sich noch das Postamt in Neustadt an, das seine teure Schokolade beherbergt hatte, und fuhr dann zurück.

Darauf nahm Rarsch die Angelegenheit in die Hände. Er setzte sich seinen Zylinder auf und ging zu Herrn Schimanski. Er habe gehört, daß der Laden zu vermieten sei. Nun gut: hier sei er, ein strebsamer junger Kaufmann, der sich etablieren wolle. Ob Herr Schimanski ihm den Laden überlassen und die erste Jahresmiete kreditieren wolle, gegen Gewinnbeteiligung natürlich. Er sprach von herrlichen Ausichten und entwickelte großartige Pläne.

Schimanski hatte Bedenken. Das wäre ja alles schön und gut, aber wenn Herr Rarsch gar kein Kapital hätte, nicht einmal jemand, der sich für ihn verbürgte —

Oh, wenn es nur daran läge, erwiderte Rarsch sofort, dann seien gar keine Schwierigkeiten vorhanden; Herr Greglinger, der ja hier im Hause wohne, sein bester Freund, würde sich mit Vergnügen für ihn verbürgen.

Das sei freilich etwas anderes, meinte Herr Schimanski, dann ließe sich die Sache schon ins Auge fassen.

Und Herr Greglinger verbürgte sich, und Herr Rarsch bekam den Laden.

Darauf schrieb Greglinger nach Neustadt, er habe einen Teilhaber gefunden, der im Hause Tobiasstraße 13 ein Geschäft eröffnen würde; die Teilhaberschaft böte

glänzende Ausichten. Herr Schimanski, der Besitzer des Hauses, würde gern Auskunft über Herrn Rarsch geben.

Auf eine Anfrage des alten Herrn aus Neustadt, was für ein Mensch ein gewisser Herr Rarsch sei, antwortete Schimanski, das sei ein sehr tüchtiger, äußerst strebsamer junger Kaufmann, der über ausgezeichnete Beziehungen verfüge und einen ungemein solventen Geldgeber habe.

Daraufhin durfte Greglinger seiner Braut und seine eigenen Papiere beim Standesamt einreichen, und sein Schwiegervater schickte sich an, die Mitgift flüssig zu machen.

Wenn sich nun die neue Firma Rarsch & Komp. eigentlich nur auf einer Tafel Schokolade zu zehn Pfennig aufbaute, was schadete das?

Auf noch weit unsoliderer Basis sind oft genug große Geschäfte doch zum Blühen und Gedeihen gebracht worden.

Und Greglinger hatte ja eine Million!





„Ave, carissima!“

Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem.



(Nachdruck verboten.)

Erstes Buch.

Im Palazzo Domiziani.

Im Herzen Roms, von drei engen Gassen eingeschlossen, liegt der Palazzo Domiziani. Auf der vierten, der Frontseite, öffnet sich nach Südwesten die Gasse halbwegs zu einem kleinen Platz mit einem kleinen steinernen Brunnenbassin, auf dem ein moosbewachsener Neptun das Wasser aus seinem Dreizack rieseln läßt, das gute, reine, kristallhelle Wasser Roms aus der Aqua Vergine. Auf der anderen Seite dieses kleinen Plätzchens steht der „Palazzino“, der Witwensitz des großen Hauses.

Der Palazzo Domiziani ist einer der größten Roms, denn er enthält gegen vierhundert Wohnräume und umschließt zwei große Innenhöfe, von denen der eine, in dem dem Platze zugetehrten Teile, eigentlich ein Garten ist, loggienumgürtet und geteilt durch eine säulengetragene offene Kolonnade, deren Dach eine Verbindungsbrücke zwischen den zwei Flügeln bildet. Statuen römischer Cäsaren und Kaiserinnen stehen auf den durch elegante Marmorbalustraden verbundenen Postamenten und geben der reizenden, luftigen Brückenkolonnade eine prächtige Krönung. Zu beiden Seiten spenden Fontänen immerrieselnde Wasserstrahlen, Pal-

men, Lorbeerbüsche, Rhododendren, Mimosen und Kamelienbäume machen diesen zweiteiligen Hof zu einem wonnigen Lustulum, in das der Vorübergehende durch das meist offene säulengetragene Portal einen Blick werfen kann. Und wenn die Herrschaft abwesend ist, dann erlaubt wohl auch der riesenhafte Portier in seiner purpurnen Livree gegen ein kleines Trinkgeld, näher zu treten, um den Hof in seiner ganzen Ausdehnung und reizvollen Pracht überblicken zu können, indem er gnädigst erklärt, daß die Wohnräume der Herrschaft hier heraus liegen, während die Staats- und Empfangsgemächer nach dem Plaze und den Straßen gehen. Der Großmächtige läßt auch mit sich reden, die Staatsgemächer zu öffnen, falls die Herrschaft verreist oder in der Campagna ist; er ruft dann einen Diener, dem neugierigen Fremden die von Pietro da Cortona, Giulio Romano und Pozzo gemalten Deckenfresken der drei mächtigen Säte zu zeigen und von den Kunstgegenständen die beiden wundervollen Büsten des Konsuls Domitius Ahenobarbus und seiner Gemahlin Agrippina, der Urentelin des Kaisers Augustus, der Mutter Neros, die in zweiter Ehe des Kaisers Claudius lebte Gemahlin wurde.

Denn von diesem erlauchten Paare leiten die Domiziani ihre Abstammung her.

„Wie können Sie dergleichen behaupten?“ hatte Napoleon I. in seiner brüsten Weise den damaligen Chef des Hauses angefahren.

„Sire,“ hatte dieser mit feinem Lächeln geantwortet, „ich kann es leider nicht beweisen, aber meine Familie behauptet es seit mehr als zweitausend Jahren.“

Die beiden Büsten sind auf alle Fälle zeitgenössische Meisterwerke, denn noch kein Archäologe hat sie als solche bestritten, wenigstens nicht die der Kaiserin Agrip-

pina der Jüngerer, deren schöne Julierassezüge aus den Museen Roms allzu bekannt sind, um angefochten werden zu können. Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß es nicht doch noch geschieht durch einen Kunstschriftsteller, der, um nicht immer das Alte zu wiederholen, Neues behaupten muß, schon um zu beweisen, daß er es besser weiß als seine Vorgänger.

Der zweite Innenhof des Palastes Domiziani ist kein rechteckiges Quadrat, sondern er verzüngt sich nach Osten. An seiner schmalsten Seite lehnt sich ein monumentaler Brunnen an die hohe, fast fensterlose Mauer des ältesten Teils des Palastes, der noch aus dem Mittelalter stammt und an den das Quadrat mit den Kolonnaden im Cinquecentostil angebaut wurde, als der Glanz des Hauses zu seiner höchsten Höhe dadurch gestiegen war, daß ein Papst aus ihm hervorging, der sein Wappen, eine gekrönte grüne Schlange auf goldenem Schilde, von der Tiara überragt, auf den gekreuzten Peterschlüsseln über dem großen Portal anbringen ließ.

Die Domiziani, Fürsten von Rocca de' Serpi, gehörten zu den mächtigsten Baronialgeschlechtern Roms, zu den feudalfsten der feudalen ehemaligen Souveräne, mit denen sogar ein Cesare Borgia nicht fertig wurde, die sich in den blutigen Tagen des Mittelalters gegenseitig ohne Unterlaß befehdeten, Krieg mit den Päpsten führten und unerhörte Gewalttaten verübten. Sie überstanden die schwersten Krisen, sogar aus dem „Sacco“, der Plünderung Roms 1527 durch den Connetable von Bourbon, mit dem heute noch in einem alten Liede die Mütter in Borgo ihre widerspenstigen Kinder schrecken, gingen die Domiziani siegreich hervor, und erst in dem großen Bauschwindel der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts erhielt auch dieses große Haus einen finanziellen Stoß, von dem es zwar nicht

umgeworfen, aber doch insoweit erschüttert wurde, daß es im Verein mit der Mißwirtschaft und den noblen Passionen des letzten Fürsten etwas zu kränkeln begann.

Viele der anderen großen Nobili Roms haben seitdem nicht verschmäht, die Erdgeschosse ihrer Paläste als Kaufläden zu vermieten oder sie, zu Magazinen umgestaltet, gleichfalls mietweise abzugeben; auch große Partien der überreichen Räumlichkeiten sind in vielen Palästen zu Verwaltungszwecken abgetreten worden, ohne den Komfort der Familie zu beeinträchtigen, denn wer sie nicht gesehen, kann sich von der Ausdehnung eines römischen Feudalhauses keinen annähernden Begriff machen. Die Domiziani hatten sich aber insoweit halten können, als der Handel in ihren Palast nicht einzog. Seine Lage hätte ohnehin die Anbringung von Kaufläden ausgeschlossen, denn wer kam von kauf lustigen Fremden hier vorbei? Die meisten wissen gar nicht, wo der Palast versteckt liegt, und fährt eine Droschke sie einmal daran vorüber, dann sagen ihnen die hohen, altersgrauen Mauern nichts von der verbleichenden Pracht dahinter, und selbst wenn sie einen Blick durch das offene Portal in den köstlichen Hof mit der offenen Säulentonnade werfen, so ist dieser Blick ein so flüchtiger, daß sein Eindruck an der nächsten Ecke schon vergessen ist. Nur wer Rom zu Fuß durchwandert, wird vor dem Palazzo Domiziani halt machen, nur wer suchend ins Herz von Rom dringt, wird fragend vor ihm stehen bleiben.

Also, weder Kaufläden noch Magazine waren in das edle Rustikaerdgeschosß eingezogen. Die Domiziani hatten sich durch den Verkauf von ein paar Villen in der Campagna vor der Berührung des Handels zu schützen gewußt und ihre Einkünfte durch Vermietung

einiger der immer leer gestandenen überflüssigen Wohnzimmerfluchten verbessert. Ein Kardinal hatte eine solche Flucht bezogen; ein Advokat eine andere im Erdgeschoß nach der engen, dunklen Via della Lupa hinaus zu seinen Bureaus gemacht; ein einsamer alter Gelehrter bewohnte ein paar andere Zimmer des Mezzanin nach der Via del Lauro; darüber die Zimmerflucht eine fremde junge Witwe, die sich in Rom amüsieren wollte.

Alle diese Wohnungen hatten ihre besonderen Eingänge von der Straße und sahen innen auf den Hof mit dem Monumentalbrunnen und den schönen Orangenbäumen hinaus — sie waren praktisch von den Besitzern so getrennt und abgeschlossen, als ob sie gar nicht zum Palazzo gehörten.

Das Haus Domiziani bestand zur Zeit, da diese Geschichte beginnt, eigentlich nur aus zwei Personen, die sich in den ungeheuren Räumen fast verloren — es waren dies der derzeitige Chef des Hauses, der unverheiratete Don Cornelio Domiziani, Fürst von Rocca de' Serpi, und seine Tante, Donna Lucrezia Domiziani, seines Vaters älteste und unvermählte Schwester. Da beide Eltern des noch jungen Fürsten tot waren, so stand auch der Palazzino, der Witwensitz der Fürstinnen von Rocca de' Serpi, leer und konnte nach Herzenslust vermodern. Die beiden Schwestern des Fürsten waren verheiratet, die eine in Florenz, die andere in Neapel, und falls sie nach Rom kamen, so standen ihnen im Vaterhause selbstverständlich Absteigequartiere zur Verfügung; aber sie kamen selten genug nach Rom, denn die Marchesa de' Bardi und die Duchessa Carovita machten selbst große Häuser, sie hatten ihre eigenen Landsitze und — die Schwäger hatten gegenseitig nicht allzuviel füreinander übrig.

Die Schuld daran lag ausschließlich auf römischer Seite und dieser gewissermaßen im Blute — „das Erbteil des Domitius Ahenobarbus und der jüngeren Agrippina“, wie Donna Lucrezia bitter zu bemerken pflegte, wenn ihre Nichten sich bei ihr über den Bruder beklagten. Sie, die in fast klösterlicher Abgeschlossenheit lebte und in Werken der Barmherzigkeit ihre Befriedigung fand, hatte viel nachgedacht über die Chronik ihres Hauses und charakterisierte dessen männliche Sprossen als „überstrenge, harte Väter, unbotmäßige Söhne, mittelmäßige Brüder, zärtliche Neffen, treulose, grausame Gatten“. Sie hätte dieser häuslichen Charakteristik noch hinzufügen können, daß man die Domiziani als glänzende, schneidige Soldaten, große Diplomaten und Gelehrte, gefährliche Feinde und verräterische Freunde, herzlose Liebhaber und unsichere Verbündete kennen gelernt hatte.

Glänzend fast durchweg begabt, hatten sich viele von ihnen zu Genies emporgeschwungen. Liebenswürdig von dem Genre „Gassenengel — Hausteufel“ waren sie durchweg, Häßliche hatte es wenige nur unter ihnen gegeben, mutig bis zur Waghalsigkeit waren sie alle, hinreißend konnten sie sein, wo sie es wollten, und freigebig dazu. Aber es gab auch kein Laster, dem sie nicht nahe gestanden.

Von Cornelio, kurzweg Nello in der Familie genannt, schien bisher alle diese Eigenschaften seiner Rasse nur in dem verfeinerten, kultivierten Grade eines Gentlemans des zwanzigsten Jahrhunderts zu besitzen. Jetzt dreißig Jahre alt, war er vor zwei Jahren in den Besitz des Titels eines Fürsten von Rocca de' Serpi gelangt und hatte bis dahin als Kapitän einem der vornehmsten Reiterregimenter angehört und sich darin zweifellos durch Pflichttreue und schneidige

Reitertkunst ausgezeichnet. In dem Besitz der Würde eines Chefs seines Hauses hatte er die Uniform ausgezogen und das malerische Gewand eines Rämmerers im Vatikan angelegt, die Wandlung aber mit jener kühlen, selbstverständlichen Überlegenheit vollzogen, die auch ein Charakteristikum seines Hauses war. Der alte Fürst, sein Vater, war zwar selbst eine der Säulen des sogenannten schwarzen Roms geblieben, aber nach dem domizianischen Grundsatz, daß man immer sehr höflich gegen Gott sein kann, ohne darum den Teufel zu beleidigen, hatte er es zugelassen, daß sein Sohn unter die Fahne des geeinten Italiens trat und einer der glänzendsten Kavaliere des Hofes im Quirinal wurde. Mit der ausgezogenen Uniform wurde Don Nello aber der Chef eines Hauses, das seine Pflichten gegen den Vatikan kannte, und ohne weiteres übernahm er sie als etwas ganz Selbstverständliches.

Vermöge der eigentümlichen Zärtlichkeit, die allen Domiziani gegen ihre Tanten und Oheime innewohnte, vermochte er dann auch Donna Lucrezia, die ihrem verstorbenen Bruder die längst schon am gebrochenen Herzen dahingeshiedene Hausfrau und Mutter seiner Kinder ersetzt hatte, bei ihm zu bleiben. Seine Liebe zu dieser verehrungswürdigen Dame war denn auch seine erlösende Eigenschaft, die jenes Engels, der die Taten der Menschen aufzeichnet, vielleicht mit unauslöschlichen Bügen in schwerwiegenden Lettern zu seinen Gunsten für die große Abrechnung am Jüngsten Tage in sein Buch eingetragen hat.

So steht's wenigstens zu hoffen.

Donna Lucrezia hatte es von ihrer freudlosen Jugend an eigentlich in die stillen Klostermauern gezogen, aber ihr vom edelsten Pflichteifer erfülltes Herz

hatte sie erst als Pflegerin einer Schwester, dann als Helferin zu ihrem Bruder getrieben, und nur zu gern folgte sie der Bitte ihres Neffen, bei ihm zu bleiben und seinem Hause vorzustehen, bis er sich vermählt haben würde. Die große Repräsentation machte er ihr leicht genug, denn er sah für gewöhnlich nur Herren bei sich; wenn er aber die Festräume zweimal in jedem Winter der römischen großen Welt öffnete, dann stand Donna Lucrezia, eine wahrhaft klassische Gestalt im schneeweißen Haar, juwelensfunkelnd, in schwarzem Samt im Empfangsaal und hatte nach alter guter Art für jeden und jede einen freundlichen Gruß und ein gütiges Wort.

Aber sie fürchtete diese langen, anstrengenden Nächte, die sie an der Stelle der noch fehlenden Fürstin von Rocca de' Serpi der Repräsentation ihres großen Namens opfern mußte, und immer war noch keine Aussicht, daß Nello seinem Hause die ersehnte Herrin zu bringen gedachte.

Donna Lucrezia, uneigennützig wie sie war, konnte sich der Erkenntnis, daß ihr Neffe darauf sehen mußte, eine reiche Frau zu wählen, nicht verschließen, aber sie bedauerte diese Notwendigkeit und fürchtete sich vor einer Dollarpinzessin, wenn schon der Nebengedanke, daß eine solche vielleicht eher den domizianischen Charaktereigentümlichkeiten gewachsen sein würde, ihr Hoffnung für ein besseres Schicksal der künftigen Fürstin von Rocca de' Serpi einflößte. Denn das Schicksal der früheren war fast ausnahmslos ein eheliches Elend gewesen — nichts mehr und nichts weniger.

Es lag nun einmal nicht in dem Blute der Domiziani, gute Gatten zu sein, und darum wäre es vielleicht besser gewesen, Nello heiratete überhaupt nicht. Aber wenn er keine Erben hatte, dann kam die jüngere

Linie in den Besitz des Seniorates, Leute, die die Bedeutung des großen Namens vergessen zu haben schienen, denn sie waren nach Amerika ausgewandert und machten dort Geld wie jeder Schweinemehger oder Bierbrauer von Chicago. Wenigstens ging das Gerücht, daß der Chef der jüngeren Linie, ein Vetter des verstorbenen Fürsten, Leder fabrizierte — Leder!

Donna Lucrezia überließ es immer kalt, wenn sie daran dachte, denn der Geist der Neuzeit war ganz unbemerkt an ihrer Zimmertür vorbeigegangen, und nur mit Entsetzen sah sie, daß in ihrem Kreise sich viele der edelsten Namen an industriellen Unternehmungen beteiligten.

Und Nelio gefiel sich geradezu darin, zu behaupten, daß dieser Domiziani ein kluger Kopf sei und man besser täte, sich freundschaftlich mit ihm zu stellen. So hatte er den Lederonkel tatsächlich nach Rom, in den Palazzo Domiziani eingeladen! Sie, Donna Lucrezia, hatte den Brief gesehen, denn Nelio hatte ihn ihr gezeigt und auch die Antwort aus Boston mit dem kühlen Danke und dem Schreckenswort „vielleicht später einmal“. Der Vetter aus Amerika war seitdem zum Alp ihrer Träume geworden, denn sie hatte einmal in der Campagna eine Gerberei gesehen und stellte sich diesen entarteten Domiziani immer im Kostüm der Gerbergesellen vor mitsamt dem eigenartigen und ihr so widerlichen Geruch des Betriebes.

Donna Lucrezia Domiziani war aber durchaus keine lächerliche, verschrobene alte Schachtel, sie war nur etwas hinter der Zeit zurückgeblieben, die bekanntlich auf jene Nachzügler zu warten keine Zeit hat, die in allen Ständen zu finden sind. Sie hatte dafür aber sehr hohe moralische Begriffe, zu denen auch der selten gewordene gehörte, keine Ehe, besonders keine des

Geldes wegen, zu stiften. Und an diesem Grundsatz hatte sie festgehalten, sie hatte keinen Finger gerührt, um Nello eine reiche Partie zu verschaffen, und nie darauf reagiert, wenn jemand, der sie zu besuchen kam, was fast alle Tage geschah, ihr erzählte, diese oder jene Erbin mache gegenwärtig in römischen Kreisen Aufsehen.

Und von solch einem Besucher hörte Donna Lucrezia zum ersten Male, daß das Appartamento Medici im Palazzo Domiziani an eine reiche junge Witwe vermietet sei.

Natürlich wußte sie, daß der Kardinal im Palaste wohnte und der Advokat; des ersteren Zimmerflucht war immer von einem Kardinal aus dem Hause Domiziani bewohnt gewesen und erst in Ermanglung eines Kirchenfürsten aus der Familie an einen anderen Purpurträger abgegeben worden — aus finanziellen Rücksichten. In dem Appartamento Medici waren die in Rom weilenden Mitglieder des großen Florentiner Geschlechtes abgestiegen, die jugendliche verwaisste Katherina Medici war vor ihrer Vermählung mit König Heinrich II. von Frankreich oft ein Gast der Domiziani gewesen, obschon sie die Villa Medici auf dem Pincio bewohnte. Hundert Jahre früher hatte ein Medici eine Domiziani geheiratet — ohne Mitgift im Hinblick auf den großen Namen, durch den sie dem aufstrebenden Geschlechte „die Ebenbürtigkeit anerkannten“ — eine Klausel, die noch im Heiratskontrakt des Großherzogs Cosimo I. mit Eleonore di Toledo wiederkehrt.

Also im Appartamento Medici wohnte eine reiche junge Witwe. Die Dienerschaft Donna Lucrezias durfte ihr keinen häuslichen Tratsch und Klatsch zutragen, und weil auch der Principe vergessen hatte, es zu erwähnen, so erfuhr Donna Lucrezia die Tat-

sache von Fremden erst eine Woche nach dem Einzug der Mieterin.

„Steht es so schlecht mit dir, Nelio, daß du das Appartamento Medici vermieten mußtest?“ fragte sie noch am nämlichen Tage ihren Neffen.

„Oh — es ist kein Grund zur Besorgnis vorhanden,“ erwiderte er nach einer kleinen Pause leicht. „Mein Verwalter hat mir längst schon sehr überzeugend vorgestellt, welch eine Menge von Raum hier im Hause verschwendet wird, und da habe ich ihm dann die Erlaubnis gegeben, das Appartamento Medici zur Vermietung zu bringen. Natürlich nur gegen einen etwas übertriebenen Preis, damit nicht etwa eine Rotta Korah einziehen und alles ruinieren konnte.“

„Und es hat sich also eine reiche junge Witwe für diesen übertriebenen Preis gefunden!“ bemerkte Donna Lucrezia trocken. „Wer ist sie? Woher kommt sie?“

Der Fürst zuckte die Achseln. „Der Verwalter weiß das alles,“ erklärte er. „Natürlich hat sie Referenzen vorzeigen, sich ausweisen müssen. Es ist alles in Ordnung, sagt er, und sie hat vorausbezahlt. Ich habe sie noch nicht gesehen. Die Witwe eines holländischen oder deutschen Großindustriellen mit einem unaussprechlichen, barbarischen Namen. Was weiß ich!“

„Hoffentlich hält sie es nicht für ihre Pflicht, mir einen Besuch zu machen,“ meinte Donna Lucrezia erleichtert, denn wenn Nelio diese Fremde überhaupt noch nicht gesehen hatte, so konnte er sie auch nicht in den Palast gebracht haben.

Nelio von Rocca de' Serpi pflegte seine Tante nicht zu belügen, und er hatte es auch in diesem Falle nicht getan — weder in dem einen noch in dem anderen Sinne. Natürlich konnte die gute alte Dame nicht ahnen,

daß die Fremde hingegen ihren Neffen gesehen und nicht ganz zufällig den Palazzo Domiziani bezogen hatte, denn Frau Eva van Bergen op Zoom war mit der ganz festen Absicht nach Rom gekommen, dort ihren Witwenstand abzulegen und womöglich einen römischen Magnaten zu heiraten.

Als einziges Kind eines pensionierten Majors von uraltem Adel, arm wie eine Kirchenmaus, war es von ihrer Familie und ihr selbst als ein geradezu schwindelndes Glück angesehen worden, als der schon ältliche Hinrich van Bergen, der steinreiche, vielumworbene Hüttenbesitzer vom Niederrhein, wie ein schüchterner Bub um die Sechzehnjährige warb und sie ohne Schwierigkeit heimführte.

An der Freiin v. Ammersee war die bittere Armut ihres Vaterhauses nicht spurlos vorübergegangen, das Verlangen nach unerreichbar scheinenden Früchten hatte sich in ihrer Seele zu einem Hunger ausgewachsen, der sie scharf und bitter gemacht hatte, ehe sie von dem Leben, das ihr versagt schien, auch nur von ferne einen Schimmer sehen konnte. Ihre Mutter hatte schöne Jugendtage in Rom als Tochter eines Diplomaten verlebt und ihrer Tochter so viel von den römischen Palästen erzählt, daß Evas Luftschlösser sich dort aufbauten und sie sich als Herrin eines dieser Feudalpaläste sah — ja, im Hinblick auf dieses unmögliche Ziel lernte sie mit wahren Feuereifer Italienisch. Sie, die für alles andere träg und gleichgültig war, konnte sich nicht genug tun im Ausfeilen der Sprache Petrarca und im Studium römischer Geschichte. Wer weiß, wie alles noch kam, und ein Blick in den Spiegel versicherte dem eitlen jungen Geschöpf, daß ihre Persönlichkeit kein Hindernis gebildet hätte für den Prinzen aus Rom, der nicht kam. Sie war sehr hübsch, auf-

fallend hübsch sogar mit ihrem kastanienbraunen Haar, ihren feurigen dunklen Augen, ihrer alabasterweißen Haut. Aber die Unzufriedenheit mit ihrem Schicksal, die ewige Sorge um die Miete, die Kohlen, die elenden Fähnchen hatten um ihren vollen, roten Mund Linien gezogen, die nicht angenehm waren.

Diese Linien verwischte annähernd, doch nicht ganz der Mammon des braven, linkschen Hinrich van Bergen, der, aus sehr bescheidenen Verhältnissen entsprossen, im wahren und besten Sinne des Wortes ein Selbmademan war, sehr fest und zielbewußt in seinem Beruf, ein Genie, aber in der Gesellschaft, in die er nun vermöge seiner Stellung gehörte, unbeholfen, schüchtern und unsicher. Er war ein tadelloser Charakter mit den vornehmsten Gefinnungen, voll kindlicher Frömmigkeit und Schlichtheit, ein liebenswerter Mensch. Seine Ehe mit Eva v. Ammersee war keine unglückliche in dem buchstäblichen Sinne des Wortes gewesen. Er war ein seine junge Frau unveränderlich anbetender und verehrender Gatte, zartfühlend und liebevoll, sie ihm eine ganz lieblich ergebene Frau, die seinem Namen keinen Flecken beifügte, ihm innerlich aber fremd blieb. Was sie an ihm altmodisch, lächerlich, ja sogar untergeordnet vor ihrem törichtem, mit überspannten Begriffen verschrobene Sinn fand, das glied auf der anderen Seite sein Reichthum annähernd bei ihr aus. Er versagte ihr keinen Wunsch — nur vor dem, sich adeln zu lassen, blieb er unbeugsam ablehnend, theils aus Bescheidenheit, theils aus Selbstbewußtsein, und sie fand sich schließlich darein, umsomehr als das ganz nichtsagende und in Holland wie am Niederrhein so gebräuchliche „van“ von den meisten für das ersehnte „von“ gehalten und so ausgesprochen wurde. „Van Bergen op Zoom“ klang ganz feudal für fremde Ohren

und hatte Gewicht genug, um damit Türen aufzudrücken, die sich sonst nicht leicht öffnen ließen, mit Ausnahme von jenen der Residenzschlösser, durch die eine Freiin v. Ammersee Zugang gehabt hätte. Es blieb eben überall und immer etwas zu wünschen übrig.

Eva van Bergen liebte ihren Gatten natürlich nicht mit jener Liebe, von der die Dichter singen, aber sie respektierte ihn; sie entdeckte ihr Herz auch nicht während der Zeit ihrer Ehe nach einer anderen Richtung hin, weil sie überhaupt nicht viel Herz hatte und viel zu klug war, um sich zu kompromittieren. Nach sechzehnjähriger Ehe frei geworden durch den unerwarteten Tod ihres Gatten, benahm sie sich außerordentlich korrekt, trauerte nach außen hin, so viel die Menschen von ihr verlangten, schickte dann ihr einziges Kind, eine Tochter, in ihr Erziehungsinstitut zurück und ging auf Reisen — nach Rom, wo alle Luftschlösser ihrer kurzen Mädchentage wieder erstanden.

Ein Winter in der Ewigen Stadt genügte ihr, das Terrain zu sondieren, Verbindungen anzuknüpfen. Das fiel der reichen jungen Witwe Hinrich van Bergens nicht schwer, besonders da sie ja diesen Namen mit ihrem eigenen, alten unterstreichen konnte, der durch ihren mütterlichen Großvater in der Diplomatie Roms vertreten gewesen und auch zufällig wieder durch einen Ammersee vertreten war, der freilich einem begüterten und ihr nur entfernt verwandten Aft angehörte und als Attaché dem diplomatischen Korps angehörte. Er wurde ihr auf einem offiziellen Feste der deutschen Botschaft vorgestellt, forderte sich gleich sehr nett den Vetterntitel ein, stellte seine hübsche junge Frau vor und erwies sich für Eva van Bergen als ein unschätzbare Helfer für ihre geheimen Pläne, die sie sehr zielbewußt verfolgte.

Bei dem großen Frühjahrsrennen zeigten ihr die Ammersees auch den Fürsten von Rocca de' Serpi, aber es kam damals zu keiner Vorstellung.

Nachdem Eva van Bergen in Rom sich eingelebt, war ihr Bleiben im nächsten Winter für sie beschlossene Sache. Zwar waren die Ammersees inzwischen verheiratet worden, aber sie bedurfte ihrer nicht mehr und vermied sie daher leicht. Das war einer ihrer Charakterzüge, eine ganz logische Folge ihres Mangels an Herz. Aber in ihre wohlvorbereitete Abreise mit der halben Waggonladung von haushohen Koffern trat ganz unerwartet ein unberechnetes Hindernis — ihre Tochter.

Ihre Liebe für dieses einzige Kind war nicht hoch entwickelt und tief angelegt, schon weil sie dazu nicht befähigt und viel zu egoistisch war, aber auch die instinctive Mutterliebe, die doch auch die Tigerin für ihr Junges hat, ruhte entweder noch ungeweckt in ihr oder war ihr überhaupt versagt. Sie haßte das Kind darum zwar nicht, sie machte sich einfach nichts aus ihm, es war ihr lästig, unbequem. Aber Hinrich van Bergen hatte das Mädchen mit einer Zärtlichkeit und Hingabe geliebt, die ihn wie eine Krone schmückte, er hatte ihr den Namen ihrer Mutter, den jene ihr nicht geben wollte, umgekehrt in Ave gegeben, denn er konnte sehr sinnig sein, und weil das auch eigenartig klang, so hatte Eva nichts dagegen. Es schmeichelte ihr sogar. Als das Kind aber heranwuchs, sorgte sie dafür, daß es in ein Institut kam, und hiergegen hatte ihr Gatte nichts einzuwenden, weil er in seiner Liebe erkannte, daß das Mädchen ohne Geschwister zu einsam war; er hoffte, daß sie im Kreise von Altersgenossinnen dem Schicksal einziger Kinder daheim, keine Jugend zu haben, entgehen würde.

Und nun kam dieses Mädchen am Vorabend der

Abreise unerwartet und ungerufen an und erklärte lachend und mit ihres Vaters freundlicher Unerforschlichkeit, daß sie nun zu alt für das Institut geworden sei, nachdem sie die Selektta schon zweimal durchgemacht; sie könne doch das Pensum nicht zum dritten Male wiederkauen. Die anderen Mädchen lachten ja so schon über diese merkwürdige Passion. Der Schums habe ihr geschrieben, Mama sei im Begriff, nach Rom zu gehen, und da sei sie nur schleunigst gekommen, um sich mitnehmen zu lassen.

Frau van Bergen leistete sich zunächst eine sogenannte mütterliche Standpauke, die sich gewaschen hatte, aber Ave hatte das erwartet und ließ den Sturm über sich dahinbrausen, bis die endliche Ermattung eintrat, nach der ihre Mutter das Argument ins Feld führte, sie gedächte in Rom gefellig zu leben, habe aber ihrem Gatten versprochen, die Tochter nicht vor dem zwanzigsten Jahre in die altmachende Treibhausluft der Ballfäle einzuführen. Was übrigens buchstäblich wahr war. Ave wußte das und war ganz damit einverstanden, denn sie war nach ihrem Vater geartet und hatte nicht eine einzige frivole Ader von ihrer Mutter geerbt. Sie erklärte, sich gern im Hintergrunde zu halten und ganz zufrieden mit den Museen und historischen Stätten Roms sein zu wollen.

Frau van Bergen atmete auf. Der Gedanke, mit einer erwachsenen Tochter in Rom aufzutreten, hatte sie fast weinen gemacht. Kritisch betrachtete sie die Tochter in der unkleidsamen, ungeschickt gearbeiteten Institutsuniform, die so ausgesucht geschmacklos erdacht war, wie diese Gewänder es zumeist sind — sie selbst hatte auch nie besondere Schönheiten an ihrer Tochter entdecken können — es konnte also am Ende gewagt werden und mußte es auch schließlich der bösen

Zungen wegen und weil Awe schließlich die Haupterin ihres Vaters war.

Noch ein Einwand blieb ihr aber. „Ich kann nicht den ganzen Tag mit dir in den Galerien herumrennen, und allein ist das unmöglich in Rom. Also —“

„Also muß der Schums mitkommen! Hurra — das wird fein!“ fiel Awe jubelnd ein und sauste davon, um „den Schums“ zu überreden, was auch ohne Schwierigkeit gelang, denn der Schums wußte sehr genau, wie der Hase lief, bedauerte jeden Tag das „arme Kind“ wegen seinem „eitlen Gested von einer Mutter“ und liebte das Kind mit der ganzen überschüssigen Liebe eines unbegehrte gebliebenen Herzens.

Der Schums war aber weiblichen Geschlechtes und hieß mit seinem bürgerlichen Namen Müller — Scholastika Müller, aus welchem altberühmten Vornamen durch Aves kindliche Lippen Schums entstanden war, und zwar „der“ Schums — vielleicht durch den männlichen Charakter der Inhaberin.

Diese war jetzt ein altes Fräulein von ebenso charakteristischer wie merkwürdiger Häßlichkeit und hatte in ihren jüngeren Jahren, in denen sie übrigens nicht wesentlich schöner gewesen sein soll, in ihrem Lebensberufe als Lehrerin dem aufstrebenden Hinrich von Bergen Unterricht in der französischen und englischen Sprache gegeben, die sie samt noch einigen anderen wie ihre eigene Muttersprache beherrschte. Daraus war eine treue Freundschaft zwischen Schüler und Lehrerin entstanden, und Fräulein Müller hatte dann auch der kleinen Awe das erste Abc beigebracht, aus dem eine gegenseitige enthusiastische Liebe entstand, die keine Trennung lau zu machen vermochte.

Während Awe ihre Kinderschuhe austrat, hatte Fräulein Müller eine kleine Erbschaft gemacht und

sich damit zur Ruhe gesetzt, wenn man beständiges Reisen so nennen darf. Jedenfalls war sie durch ihren Beruf nicht mehr an die Scholle gebunden und immer unterwegs — das heißt, wenn Ave zu den Ferien heimkam, dann war sie sicher auch daheim und ging erst wieder fort, wenn Ave ihr zum letzten Abschied vor Wehmut den Hut vom Kopfe gerissen hatte. Daß sie jetzt gerade anwesend war, als Ave so unerwartet auf dem Schauplatz erschien, war nur ein sogenannter Zufall infolge einer unpünktlichen Schneiderin — sie nannte es, als „das Kind“ ihr seine Wünsche vorgesprudelt hatte, einfach ein Werk der Vorsehung.

„Und ich dumme Gans habe noch über die Verzögerung wie ein Rohrspaz geschimpft!“ dachte sie, als sie sich die Sache noch einmal überlegte. Dann schnitt sie ein Gesicht, wie es so erstaunlich unglaublich nur Fräulein Scholastika Müller zuwege bringen konnte, und zwar schnitt sie es nach der Richtung der Villa Bergen hin, die sie von ihrem Fenster aus auf dem Hügel über der Stadt liegen sehen konnte. „Heiraten will sie, die eitle Pute, die nicht wert war, meinem braven Hinrich die Schuhriemen zu lösen! Hat wahrscheinlich schon einen auf dem Kieker! Wohl bekomm's — meinetwegen mag sie den Popelmann heiraten! Natürlich muß das Kind dazu in der Kinderstube bleiben! Ist auch viel besser so! Aber wenn sie denkt, daß ich das Kind in dem Institutsgelump laufen lassen werde, dann irrt sie sich, die holde Frau Eva, die mir gerade die letzte wäre, um in den Museen mit ihr herumzuziehen!“

Übrigens kam alsbald ein Vergleich zustande: Frau van Bergen reiste voraus, um erst eine möblierte Wohnung zu mieten, während Ave unter Fräulein Müllers Schutz noch zurückblieb.

Sie hatten nicht lange zu warten, denn der Agent, dem Frau van Bergen sich anvertraute, nannte ihr auch das Appartamento im Palazzo Domiziani mit- samt dem geforderten Phantasiemietpreise, bei dessen Summe der jungen Witwe allerdings für den Augen- blick der Atem verging. Aber sie sah sich die Wohnung doch an und fand, daß eigentlich im Grunde genommen der Preis wohl hoch, aber nicht übertrieben war für eine ineinandergehende Reihe von zwanzig Zimmern, von denen drei den Namen „Säle“ im weitesten Sinne verdienten. Die Einrichtung aller dieser Zimmer war kostbar, in den Stoffen der Überzüge und Vorhänge zwar etwas verblüht, auch wohl hier und da ver- schliffen, aber der Wert der Stoffe wog dieses in italie- nischen Augen vollkommen auf. Die Zimmer waren nicht vollgestopft wie ein Möbelmagazin, aber nach italienischen Begriffen ausreichend möbliert. Den Anforderungen ausländischer Mieter war der Agent durch Anschaffung umfangreicher Waschgefäße ent- gegengekommen sowie durch eiserne Bettstellen mit Sprungfeder matrizen, falls jemand die alten, kata- falkähnlichen Bettgestelle unter thronhimmelartigen Baldachinen beanstanden wollte. An den mit Seiden- oder schönen alten Ledertapeten bespannten Wänden hingen tief nachgedunkelte, oft zu riesigen Dimensionen sich erstreckende Ölbilder — meist Porträte in halb- erblindeten Goldrahmen, die Marmorfliesen der Wohn- und Schlafräume wiesen Teppiche auf, deren orienta- lischen Ursprung der Agent nicht vergaß zu betonen, denn wenn auch die Unverwüstlichkeit dieser Erzeugnisse asiatischer Hausindustrie eine große Abnützung nicht voraussehen ließ, so waren die meisten dieser alten Stücke doch kostbar genug, um sie der Schonung be- sonders anzuempfehlen.

Alles in allem — das „Appartamento Medici“ war typisch für einen italienischen Palast mit großer Vergangenheit und deladenter oder doch dazu neigender Gegenwart: vornehmste alte Pracht, an der der Zahn der Zeit langsam, aber sicher zu nagen begonnen hatte; Gemächer, durch die ein leiser Moderduft schwebte, in denen die Geister der Vergangenheit wandelten und Platz genommen zu haben schienen auf den breiten, tiefen Rokoko Sofas in den Sälen, auf den Empirekanapees der einen und in den grablehnigen, thronartigen Sesseln der anderen Räume, auf den Paradebetten und den polsterlosen Sitzen in den tiefen Fensterischen. Die offene Loggia, die diese Zimmerflucht an zwei Seiten nach dem Hofe mit dem Monumentalbrunnen begrenzte gleich einem riesigen gedeckten Balkon, war nicht zum wenigsten reizvoll, wenn schon sie ganz leer war. Aber der Agent schlug vor, Korbmöbel zu mieten und japanische Matten für den Boden, denn die nach Süden gelegene Loggia sei selbst in den Wintermonaten sonnig und warm.

Frau van Bergen überlegte nicht sehr lange; sie hatte vor, in Rom ein Haus zu machen, und brauchte dazu entsprechende Räume; schließlich muß man auch hoch setzen, wenn man viel gewinnen will, und diese Gelegenheit schien ja einfach vom Schicksal ihr in den Weg gestellt worden zu sein. Nachdem sie sich noch davon überzeugt hatte, daß in allen Räumen elektrisches Licht vorhanden und die Küche auch mit dem wappengezeichneten kupfernen Kochgeschirr des Hauses eingerichtet war, unterschrieb sie den Mietkontrakt auf sechs Monate, zahlte sofort die volle Summe durch Anweisung auf ihr Bankhaus, mietete noch Tafelgeschirr, Leinwand, Silber, Teppiche, Läufer für die Treppe zu ihrer Etage und die notwendige Ergänzung der Diener-

schaft — Jungfer und Kammerdiener hatte sie schon mitgebracht — und zog dann, nachdem sie sich noch ein elegantes kleines Automobil mit erstklassigem Chauffeur angeschafft, in den Palazzo Domiziani ein.

Daß sie nicht falsch gerechnet hatte, was ihre Stellung in der Gesellschaft anbelangte, wußte sie sehr bald. Die Adresse auf ihren Visitenkarten zog, wie man zu sagen pflegt, ganz nach Wunsch. Die Leute, mit denen sie im Vorjahre bekannt geworden war und die sie längst vergessen hatten, erinnerten sich ihrer wieder ganz angenehm; keine Zimmerflucht, von ihr im Grand Hotel oder einer der anderen eleganten Karawanseraien bezogen, hätte die magische Wirkung des Palazzo Domiziani auch nur annähernd ausüben können. Erstens hatte man natürlich längst darüber ein langes und breites verhandelt, daß Nello Rocca de' Serpi sich nun doch noch hatte entschließen müssen, zu vermieten. Der Kardinal wohnte zwar schon seit ein paar Jahren im Palazzo Domiziani, aber der zählte eigentlich nicht, denn er war ein entfernter Verwandter. Und der Advokat — einer der feudalsten Roms — gewissermaßen auch. Sie beide zahlten ihren Mietzins — gewiß, aber sie waren doch nicht gewöhnliche Mieter von Gott weiß woher! Und nun nahm diese junge, lebenslustige Witwe, die es selbstverständlich nicht bleiben wollte, das Appartamento Medici im Palazzo Domiziani, das kaum ein Fürst bezahlen konnte!

Der von seinen Kreisen aufgezogene Fürst Rocca de' Serpi versicherte ohne besonderen Erfolg, daß er seine Mieterin überhaupt noch niemals gesehen; seine Mieterin erzählte überall lachend, daß sie ihren Hausherrn gar nicht kenne — — Nun, alle Welt sah das Ende vom Liede voraus. Und warum auch nicht?

Die junge Witwe war von gutem alten deutschen Adel, sie war sehr hübsch, sehr elegant, sehr reich und sicherlich nicht älter als dieser liebe Nello — also!

Eva van Bergen erfuhr nicht, was man über ihren Einzug im Palazzo Domiziani zusammenkombinierte, denn dazu hatte sie noch keine hinreichend intimen Freundinnen; sie war auch nicht gewöhnt genug, um hinter ein paar hingeworfenen Fragen, die sie nur halb begriff, eine Sonde zu vermuten. Sie hätte sich aber wahrscheinlich geschmeichelt gefühlt, hätte sie verstanden, worauf diese Fragen zielten. Also war's eigentlich verlorene Liebesmühe, durch die Blume zu ihr zu reden.

Es verging mehr als ein Monat, seitdem sie im Palazzo eingezogen war, ehe sie ihren Hausherrn kennen lernte. In ihrer glänzenden Ahnungslosigkeit über die Größe und Ausdehnung des Hauses, das sie bewohnte, hatte sie sich schon oft gewundert, daß sie ihm nie begegnet war, denn sie vermutete, daß er irgendwo „oben“ wohnen müßte. Sie hatte wohl gehört, daß er mit einer alten Tante zusammen lebte, aber es fiel ihr weder ein, dieser einen Besuch zu machen, noch auch sich zu erkundigen, ob diese Höflichkeit von ihr erwartet wurde. Sie bildete sich ein, den Palazzo Domiziani zu bewohnen, und es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß das säulengetragene Portal unter das gleiche Dach gehörte, unter dem sie wohnte. Sie hielt das andere Tor in der gleichen Straße als einem Nachbarpalast gehörig, und wer dessen Eigentümer war, darum bekümmerte sie sich nicht.

Dieser kleine Irrtum sollte der große ihres Lebens werden.

Bei einem Festessen in Diplomatentreisen, in die Frau van Bergen durch ihren Namensvetter gekommen

und wieder freundlich aufgenommen war, wurde ihr endlich Fürst Rocca de' Serpi vorgestellt, ja sie wurde sogar von ihm zu Tisch geführt. Sie war sich's bewußt, an diesem Tage ganz besonders gut und jung auszu- sehen, wie ihr denn überhaupt niemand die siebenund- dreißig Jahre ihres Alters ansah, denn sie wurde meist auf zehn Jahre weniger geschätzt dank des verhältnis- mäßig sehr ruhigen Lebens während ihrer Ehe — trotzdem oder vielleicht auch weil sie etwas zu der Fülle neigte, die ihrer törichten Eitelkeit insgeheim schwere Sorgen bereitete, denn die Mode bevorzugte doch gerade die Überschlanken. Sie hatte aber wenigstens den guten Geschmack, die Mode sich dienstbar zu machen, und da sie ja eigentlich keine andere Beschäftigung als ihre Toilette hatte, so war das Resultat entschieden vorteilhaft für sie.

Sie las das auch in dem rasch und kühl prüfenden Blicke, mit dem der Fürst Rocca de' Serpi sie bei der Vorstellung musterte, aber sie verdarb den guten Ein- druck dadurch, daß sie nicht harmlos vor ihm war, was ihrem Benehmen etwas Gefünsteltes, Unfreies gab, das ihr nicht stand, und das vage Bewußtsein dieses Nachteils machte sie nicht natürlicher.

Darum wurde der Bock, den sie an diesem Abend schoß, zum großen Irrtum ihres Lebens.

„Ich fühle mich eigentlich recht schuldbewußt vor Ihnen, Durchlaucht,“ sagte sie, als sie an seinem Arm in den etwas entlegenen Speisesaal schritt, mit einem Lächeln, das ihr Schuldbewußtsein Lügen strafte. „Ich habe Sie aus Ihrer Wohnung verdrängt!“

Er sah sie mit vollkommen ehrlichem Erstaunen an. „Verzeihung, gnädige Frau, das verstehe ich nicht,“ meinte er steif.

„Aber ich bin es ja, die den Palazzo Domiziani be-

wohnt!“ rief sie, die Warnung vollkommen mißverstehend.

„Nochmals Verzeihung, gnädige Frau, aber ich muß Sie dahin berichtigen, daß Sie in meinem Hause nur eine Wohnung bezogen haben, die mein Verwalter für richtig hielt, durch den Gebrauch dem Verfall zu entziehen. Mein eigenes Heim wird durch diese Vermietung in keiner Weise beschränkt. Wenn Sie Ihre Karte bei meiner Tante und Repräsentantin, Donna Lucrezia Domiziani, abzugeben die Güte haben wollen, so wird sie Ihnen sicher mit der ihrigen die Einladung zu unserem nächsten Ball übermitteln lassen, wobei Sie sich zur Beruhigung Ihres so ungemein zarten Gewissens werden überzeugen können, daß Sie uns keinen nennenswerten Raum entzogen haben.“

Fürst Rocca de' Serpi hatte diese Worte mit dem gedämpften und verbindlichen Tonfall des gebildeten Mannes und Kavaliere gesprochen, und doch wirkte jedes seiner Worte auf Eva van Bergen wie ein kalter Wasserstrahl, und sie fühlte mehr, als sie sich's sofort klar wurde, daß sie durch ihre Unwissenheit und ihr gänzlichcs Mißverstehen der Lage den Stolz dieses römischen Granden verletzt hatte — vielleicht unheilbar.

„Mein Gott, das habe ich ja aber gar nicht gewußt, nicht ahnen können,“ stotterte sie, blutrot vor Ärger über sich selbst. „Ich bewohne ja zwanzig Zimmer, und ich dachte — ich dachte —“

„Daß der arme Teufel von einem ruinierten italienischen Patrizier in den Mansarden wohnen muß,“ vollendete er mit etwas gezwungenem Lachen. „Ja, das ist leider schon öfter vorgekommen, aber nicht absolut notwendig, selbst wenn man vermietet, was man nicht brauchen kann. Leute zum Beispiel, die so glücklich sind, Kohlenminen zu besitzen, verkaufen ja auch die

Rohlen, die sie selbst beim besten Willen nicht verbrennen können — auch wenn sie zur höchsten Aristokratie gehören!“

„Ja natürlich — natürlich!“ murmelte Frau van Bergen ganz niedergeschmettert. „Ich selbst — das heißt mein Mann war ja auch Hüttenbesitzer, aber,“ setzte sie mit ihrem berühmt gewordenen wirkungsvollen Augenaufschlag und ihrem reizenden, wenn schon sehr stereotypen Lächeln hinzu, „aber ich sage kein Wort weiter, Durchlaucht, denn die Sache ist doch eigentlich nichts anderes als ein kleines Mißverständnis, wie ich eben merke. Man drückt sich in einer fremden Sprache so leicht falsch aus — nicht wahr? Was ich meinte, war, daß ich Sie hoffentlich in nichts störe und durch meine Gegenwart in Ihrem Hause belästige.“

Es war ganz geschickt gewendet, und Principe Rocca de' Serpi mußte es als höflicher Mensch natürlich in diesem Sinne annehmen, aber er glaubte nicht daran, weil er nicht den Eindruck gewonnen hatte, daß Frau van Bergen die italienische Sprache so mangelhaft beherrschte, um etwas anderes zu sagen, als sie meinte. Fürst Nelio war durchaus kein beschränkter Mensch, aber er besaß den ungezähmten Stolz seines Hauses, der sein Geschlecht schon zu mancher verhängnisvollen Tat getrieben hatte. „Stolz wie ein Domiziani“ — das war sprichwörtlich in Rom und in der Campagna. Dieser Stolz, durch die Mediatisierung des alten souveränen Geschlechtes in gewisse Grenzen gebannt, lebte innerhalb seiner vier Mauern ungebrochen weiter; die unvorsichtigen und des Tactes ermangelnden Worte seiner Mieterin hatten also gerade die sehr sterbliche Stelle in dem Manne berührt, den sie mit ihrer Bemerkung hatte anziehen wollen.

Er beantwortete ihre Wendung mit einem so ver-

bindlichen Lächeln, daß sie sich sofort schmeichelte, ihr Versehen wieder gutgemacht zu haben; der Fürst von Rocca de' Serpi war eben ein vollendeter Cavalier, es lag jedoch nicht in seinem Blute, zu vergeben oder zu vergessen, und wenn er jetzt lächeln konnte, so tat er es im Hinblick auf den Tag der Abrechnung.

„Ich hoffe, Sie haben sich gut eingerichtet, gnädige Frau,“ sagte er verbindlich, als er neben ihr an der Tafel Platz genommen.

„Ich danke — sehr gut,“ versicherte sie eindringlich. „Ich hatte ja gar nicht gehofft, so schöne Räume in Rom finden zu können. Schade nur, daß der Palast so eingeengt ist in den schmalen Gassen. Die so nahe gerückten Häuser nehmen viel Licht und Luft fort.“

„Daraus spricht die Deutsche in Ihnen, gnädige Frau. Wir Römer sind dafür wenig oder gar nicht empfindlich,“ erwiderte Fürst Nello. „Wir sind es eben hier nicht anders gewöhnt. Licht und Luft haben wir in der Campagna, wo ich einige Besitzungen habe. Auf alle Fälle werden Sie aber Platz haben in der Wohnung, die für eine einzelne Person ja reichlich Raum bietet. Doch ich höre, Sie wollen hier ein Haus machen —“

„Nun ja, ich hoffe, öfter Menschen bei mir zu sehen, denn ich liebe den Verkehr und die Geselligkeit,“ erklärte Frau van Bergen lachend. „Übrigens herrsche ich nicht allein in meinen zwanzig Räumen, denn ich habe ja natürlich mein kleines Töchterchen bei mir. — Sie werden begreifen, Durchlaucht, daß ich mich von dem Rinde auf so lange Zeit nicht trennen mochte,“ schloß sie mit strahlenden Augen.

Fürst Rocca de' Serpi murmelte ein höfliches „Natürlich“ zu dieser Mitteilung, die eine so ungemein freie Paraphrase der Tatsachen war, daß selbst Fräulein

Scholastika Müller haff davon gewesen wäre. Und die traute doch Frau van Bergen mehr Phantasie zu, als sich mit ihrer eigenen, die Grenzen der Grobheit oft hart streifenden Wahrheitsliebe zu einem Kompromiß zwingen lassen konnte.

Und doch war die Anerkennung und Unterstreichung der Existenz ihres „kleinen Töchterchens“ die Basis, auf der Frau van Bergen ihr Lustschloß aufgebaut hatte. Sie kannte einen Fall, in dem das zu späte Bekenntnis des Vorhandenseins eines Kindes zum Bruche des Verlöbnisses geführt hatte, und wollte nicht denselben Fehler begehen, sondern von vornherein die Lage klarstellen.

Mit der Bezeichnung „mein kleines Töchterchen“ tat sie das freilich teils bewußt, teils unbewußt in sehr unvollkommenem Maße. Der warme Ton, den sie in die Bezeichnung legte, war an sich schon eine Fälschung, denn ihre mütterlichen Instinkte waren nur sehr schwach entwickelt; das Kind war ihr nie bequem gewesen und jetzt am allerwenigsten. Dies „klein“ war aber eine ganz bewußte Lüge, denn Ave war achtzehn Jahre alt und einen halben Kopf größer als ihre Mutter. Bis zu ihrer Abreise nach Rom hatte diese ihre Tochter immer nur in der garstigen und unkleidsamen Institutsuniform gekannt und daher gar nicht gemerkt, daß sie eigentlich kein Kind mehr war; in diesem lieblichen Gewande konnte Ave in Rom unbemerkt und unbeachtet mit dem „guten“ Schums herumlaufen nach Herzenslust.

Die „gute“ Scholastika Müller aber war — was Frau van Bergen nie zum Bewußtsein kam, weil sie nur an sich dachte — nicht von heute und gestern; in der Zeit, ehe sie mit Ave nach Rom nachreiste, veranlaßte sie die Entpuppung des Schmetterlings —

sie, die durchaus unelegant daherschritt, wußte ganz genau, was bei anderen Leuten gut ausfiel. Die Institutsuniform wurde pensioniert, und eine schick gekleidete junge Dame trat ihrer Mutter zu deren Entsetzen statt des unscheinbaren Backfisches entgegen.

Das war eine süße Stunde des Triumphs für Scholastika Müller, die Frau van Bergen so gut durchschaute und ihr den heilsamen Schrecken gönnte. Und da die „Gute“ auch Sorge getragen hatte, daß Ave daheim ihre Institutspracht verschenkt hatte, ehe sie abreiste, so war es auch nichts damit, sie nachkommen zu lassen, um das „Kind“ wieder zum Backfisch zurückzumodeln.

Auch der Versuch, durch die aufgelösten Haare oder durch einen herabhängenden Zopf den Backfischstand zu betonen, mißlang durch Fräulein Müllers schadenfrohe Bemerkung: „Ei ja, so ist's hübsch! Nun wird sich jeder zweimal nach dem Mäd'el umdrehen!“ — Es blieb Frau van Bergen also nichts übrig, als strenge Rinderstubenklausur über ihre Tochter zu verhängen. Sie durfte natürlich mit ihrem „Schums“ ausgehen, so viel sie wollte, alle Museen besuchen, auch Fahrten in die Campagna machen, aber sie durfte sich nie im Salon zeigen, wenn Besuch da war. Dieses Verbot wurde auf den „letzten Wunsch“ des seligen Hinrich van Bergen gestützt und mit ihm begründet — er war ja nicht mehr da, um zu erklären, daß er nur die Ballsäle gemeint hatte, in denen die Jugend seines einzigen Kindes nicht schon in der Knospe verwelken sollte. Übrigens ein ganz überflüssiger Wunsch, denn Eva van Bergen hatte nicht die entfernteste Absicht, ihre eigene Jugend unter den Scheffel zu stellen und durch die ihrer Tochter verdunkeln zu lassen.

Diese hatte nichts gegen eine Verbannung, gegen die ihre meisten Altersgenossinnen sich aufgelehnt hätten.

Sie hatte ihren Vater schwärmerisch geliebt, aber sie hatte sich nichts mit ihrer Mutter zu sagen, sie stand ihr fremd gegenüber, sie hatte kein gemeinsames Interesse mit ihr, denn ihre Mutter hatte auch nie eines in ihr zu wecken verstanden wie zum Beispiel Scholastika Müller, die, zwischen Sechzig und Siebzig stehend, so jung war wie Awe selbst und die wunderbare Gabe besaß, das Belehrende nicht belehrend vorzutragen, sondern gewissermaßen wie etwas Selbsterlebtes, das der Belehrte mit atemlosem Interesse in sich aufnahm.

Also, Eva van Bergen atmete auf, als sie den Fürsten von Rocca de' Serpi von der Existenz ihres „kleinen Töchterchens“ unterrichtet hatte. Sie wurde sich aber nicht klar über den Eindruck, den sie damit machte, und hätte, wäre sie einigermaßen Menschenkennerin gewesen, daraus schließen können, daß der Hörer nicht gerade begeistert war. Im Gegenteil, er fühlte sich sogar unangenehm berührt, denn durch die Redereien seiner Freunde aufmerksam gemacht auf die junge reiche Witwe hatte er nicht umhin getonnt, sie in Betracht zu ziehen, und wenn auch sein Stolz ihm verboten hatte, sich ihr auf dem ganz harmlosen Wege als Hausbesitzer zu nahen, so hatte er der ersten Begegnung mit ihr auf neutralem Boden doch mit einer gewissen Neugierde entgegengesehen.

Ihr Äußeres mißfiel ihm nicht trotz ihrer etwas zu vollen Formen, aber es ließ ihn kühl, wenn schon er anerkennen mußte, daß Frau van Bergen entschieden gut, jung und vornehm aussah. Aber ihre törichte Bemerkung, daß sie ihn vertrieben — ihn, einen Domiziani von Rocca de' Serpi, verdarb alles, den ersten guten Eindruck samt allen folgenden, samt dem guten Willen, die reiche Witwe angenehm und annehmbar

zu finden. Und wie Nelio Domiziani nun einmal geartet war, so blieb der verdorbene Eindruck von jener soliden Dauer, die seiner Rasse bis übers Grab hinaus eigen war und in früheren Jahrhunderten der Beweggrund unerhörter Gewalttaten war, die heute durch die vorgeschrittene Kultur und durch die Geseze in Schach gehalten wurden.

Es hätte fast töricht erscheinen können, daß eine anscheinend doch auf Unkenntnis und Gedankenlosigkeit beruhende Bemerkung eine solche entscheidende und nachhaltige Wirkung auf einen Mann ausüben konnte, der den Beweis geliefert hatte, Verstand zu besitzen. Aber des Übels Wurzel lag tiefer. Nelio von Rocca de' Serpi allein wußte, in welchem doppeltem Dilemma er sich befand, das seine Nerven zu einer unerträglichen Reizbarkeit quälte, warum ein paar gedankenlose Worte eine so tiefe Abneigung gegen eine Frau wachrufen konnten, die ihm das Schicksal in den Weg schob.

Nelio hatte unter anderen Verwandten in Rom einen Vetter, den Marchese di Scarpadoro, der einen Palazzo in der Nähe der Domiziani hatte, von dem die boshafte Welt behauptete, es gehöre ihm kein Stein mehr davon. Jedenfalls waren ein Teil des alten kostbaren Mobiliars, die wertvollsten der Bilder und viele der silbernen Schaustücke daraus verschwunden, kein Mensch wußte, wohin sie gekommen waren, und vielleicht war die Zeit wirklich nicht mehr fern, daß der die Sünden seiner Väter büßende Nobile den Barockpalast verlassen mußte, in dem er sich immer noch hielt, kein Mensch wußte, wie.

Mit diesem Vetter fuhr Rocca de' Serpi an jenem Abend, der ihn mit Eva van Bergen bekannt gemacht, zusammen heim, das heißt der Fürst setzte seinen Ver-

wandten an dessen Tür ab. Scarpadoro hatte längst die eigene Equipage aufgeben müssen und bediente sich gegebenenfalls eines einspännigen, unnumerierten Mietwagens; es war nur ausnahmsweise, daß er die Gastfreundschaft seines Vetzters annahm.

Als das Auto vor seinem unerleuchteten Portal hielt, zögerte er auszustiegen. „Hättest du auf fünf Minuten Zeit, zu mir heraufzukommen, Nelio?“ fragte er ein wenig unsicher. „Ich möchte dich etwas fragen.“

„Hat das nicht bis morgen Zeit, Marcanton?“ erwiderte Rocca de' Serpi gähnend.

„Bis morgen ist die Reise lang — heute ist besser,“ sagte Scarpadoro mit dem melancholischen Ernst, der ihn charakterisierte und wohl eine logische Folge seiner gedrückten Verhältnisse war.

„Also,“ machte Nelio und stieg aus. Im Grunde achtete er den älteren Mann zu sehr, um ihm nicht eine kleine Gefälligkeit gern zu erweisen, aber heute war er nervös, nicht er selbst — er wußte schon, warum.

Mißlaunig tappte er hinter seinem Vetter die dunkle Stiege hinauf, die nur das Wachstreichholz des Vorschreitenden ungenügend beleuchtete. Sie war eines Teppichs bar, diese Treppe von weißem Marmor, und bedurfte dringend der Reinigung, aber Marcantonio lebte als kinderloser Witwer ganz allein in dem großen Hause, und sein einziger Diener, Koch und Hausmeister in einer Person, konnte nicht alle Arbeit allein tun.

Er trat den Herren jetzt mit einem Salzlicht in der Hand entgegen, tadellos im vielgebürsteten Frack mit weißer Binde — eines jener Familieninventare, wie man sie noch sehr oft in den großen italienischen Häusern antrifft, die lieber mit ihrem angestammten Herrn hungern, aber dafür als Freund behandelt werden, als bei einem der „Neuen“ an den Fleischtöpfen Agypt-

tens zu sitzen, um dort nichts zu sein als Mietlinge, mit denen außerhalb ihres Dienstes keines der Herrschaft ein Wort redet.

Freundlich von Rocca de' Serpi begrüßt, leuchtete der Alte den Herren in das Arbeitszimmer seines Herrn, einen riesengroßen, wenig möblierten Raum, in dessen Ramin ein kleines Feuerchen mehr schwelte als brannte, und zündete eine Petroleumlampe über dem großen Schreibtisch in der Mitte an, auf dem Papiere mit langen mathematischen Formeln bedeckt lagen und allerhand Maschinenmodelle standen.

„Immer noch mit der Verbesserung deiner Erfindung beschäftigt, Marcanton?“ fragte Nelio, einen neugierigen Blick auf die Modelle werfend.

„Immer noch,“ erwiderte der Marchese trocken, und mit einem Seufzer setzte er hinzu: „Aber was hilft's, daß ich das Ding da täglich verbessere? Das Geld fehlt eben, der eisernen Salatee das Leben einzuhauchen!“

Rocca de' Serpi pfiff leise vor sich hin. „Ist's das? Wieviel willst du?“ rief er schnell und schon halb wieder im Gehen.

Ein feines Rot flog über die blassen, melancholischen Züge seines Veters. „Ich kann mich nicht erinnern, dich jemals angeborgt zu haben, Nelio,“ sagte er steif. „Wenn du also gütigst keine voreiligen Schlüsse ziehen, sondern abwarten wolltest zu hören, was ich dir sagen will, so würde ich dir sehr verbunden sein.“

„Du hast recht — entschuldige,“ erwiderte der Principe umkehrend und sich sehend. „Aber selbst wenn es wäre, wie ich angenommen — du weißt zwar wahrscheinlich so gut wie ich selbst, daß ich mich in einer Art von finanzieller Krisis befinde — jedoch das, was ich habe, steht dir zur Verfügung.“

„Ich danke dir für diesen Beweis verwandtschaft-

licher Gesinnung, Nello, und werde ihn dir nicht vergessen," sagte Scarpadoro mit echtem Gefühl. „Es macht mir meine Frage leichter, wenn schon sie mir immer noch schwer genug fällt. Also, um zur Sache zu kommen — gedenkst du dich um die Hand der Fremden, dieser Signora van Bergen, zu bewerben?“

Jetzt war es an Rocca de' Serpi, rot zu werden, aber der Zorn, der ihm das Blut in Stirn und Wangen trieb, war ein anderer, gefährlicherer als der seines Veters.

„Denn, nämlich,“ fuhr dieser nach einer kleinen Pause verlegen fort, „falls es deine Absicht nicht ist, so würde ich selbst mein Heil bei ihr versuchen. Mißverstehe mich nicht, Nello — es liegt mir ganz fern, indiskret sein zu wollen, ich will nur ein ehrliches Spiel spielen und nicht hinter deinem Rücken versuchen, ob eine Frau noch einmal imstande ist, mich um meiner selbst willen zu nehmen.“

Nello lachte kurz auf. „Klug wäre sie, wenn sie's täte,“ meinte er mit einem raschen Blick über die vornehme, aber nicht gerade glänzende Erscheinung seines Veters. „Es tut mir leid, Marcantonio, aber ich kann dir heute keine Antwort geben. Ich will nicht leugnen, daß ich das törichte Geschwätz, das meinen Namen mit dem jener Dame zusammen getratscht hat, nicht gehört hätte. Aber ich gebe dir mein Wort, daß ich sie heute zum ersten Male gesehen und gesprochen habe und mir noch ganz im unklaren bin, ob ich mich den Freiern Penelopes zugesellen soll oder nicht. Indessen würde diese Frage aber gleich zu entscheiden sein, wenn ich von dir höre, daß du Frau van Bergen liebst. Denn in diesem Falle scheidet sich natürlich sofort aus.“

Der Marchese schüttelte den Kopf und seufzte leise. „Ich habe meine verstorbene Frau geliebt,“ erwiderte

er müde. „Viel zu tief und innig, als daß ich dieselben Gefühle einer anderen zu geben imstande wäre; ja es kommt mir fast wie eine Treulosigkeit vor, Tullias Platz wieder ausfüllen zu wollen. Aber es tut mir anderseits weh, dieses Haus in fremde Hände fallen zu sehen, und es muß dies über kurz oder lang kommen, wenn nicht etwas geschieht, das dieses unabänderlich scheinende Geschick abwendet. Eine reiche Frau könnte das Haus retten. Frau van Bergen ist mir nicht unsympathisch, und sie ist von sehr guter Familie. Das fällt ins Gewicht bei einer Familie wie der meinigen, die nicht wie ihr Domiziani zum Uradel zählt und die Frau von selbst nobilitiert, die ihr wählt.“

„Eines der vielen Privilegien, die mit unserer Souveränität zum Teufel gegangen sind,“ unterbrach Rocca de' Serpi seinen Vetter. „Wenn ich mir heutzutage eine Frau aus dem Volke nehme und stelle sie als durch mich ebenbürtig gemacht unserer Gesellschaft vor, dann riskiere ich, daß man mir ins Gesicht lacht und ihr den Rücken dreht, was noch vor hundert Jahren kein Mensch gewagt hätte. Bei einer amerikanischen Milliardärin, deren Vater sein Geld in Schweinen gemacht hat, ist das natürlich eine andere Sache. Die ist ohne weiteres hoffähig.“

„Vielleicht,“ gab der Marchese zu. „Mir ist indes eine Frau aus guter Familie sympathischer. Die Ammersee sind deutscher Uradel und —“

„Und das van Bergensche Geld ist bürgerlich niederländisch,“ fiel Nello Domiziani wieder ein. „Aber was tut's? Es riecht nicht!“

„Nein, es hat sogar einen ganz guten Geruch von Intelligenz,“ versetzte der Marchese prompt. „Die Quelle ist rein und einwandfrei — selbst für einen Fürsten von Rocca de' Serpi.“

„Ist sie aber auch ergiebig? Frau van Bergen hat Familie, wie ich höre.“

„Ja, eine Tochter, welche die alleinige Erbin des Bergwerks ist. Frau van Bergen hat das Barvermögen ihres Gatten geerbt, das sich, wie mein Freund Ammersee, der voriges Jahr hier bei der Botschaft war, mir versichert hat, auf sechs Millionen belaufen soll. Natürlich ist sie damit gegen ihre Tochter dürftig bedacht zu nennen, deren jährliche Revenuen sich auf mehrere Millionen belaufen. Aber immerhin — für mich wäre ein Sechstel des Vermögens der Mutter neuer Glanz für mein Haus.“

Rocca de' Serpi zuckte mit den Achseln und versank in tiefes Schweigen, aus dem ihn eine Bewegung seines Veters endlich herausriß. Er stand auf, streckte sich, zog seine Handschuhe wieder an und sagte dann leicht: „Va bene, Marcantonio — was hindert uns, beide gleichzeitig unser Glück zu versuchen?“

„Erstens dein höherer Titel und der immer noch sehr gute Zustand deiner Häuser, zweitens meine altmodische Auffassung, die ein Wettrennen um die Hand einer Frau als unwürdig und unmoralisch verwirft, und drittens die persönliche Ungleichheit unserer Ausichten. Ich habe ein außerordentlich scharf ausgeprägtes Vorurteil dagegen, mich lächerlich oder zum Ritter von der traurigen Gestalt zu machen.“

Der Marchese hatte sehr ruhig und sachlich, aber doch sehr betont gesprochen.

Sein Vetter machte eine zustimmende Bewegung. „Dagegen läßt sich nichts einwenden,“ meinte er, „wenn schon du kaum in diese letztere Gefahr kommen kannst. Ich gebe indes zu, daß ich einiges voraus habe, aber ich kann dir ehrlich heute wirklich noch nicht sagen, ob ich mich um Frau van Bergens Hand bewerben

werde oder nicht. Erste Eindrücke können sehr täuschen — ich möchte die Dame doch noch öfters sehen und sprechen, ehe ich mich entscheide. Denn ich muß gesehen: wenn's schon einmal sein muß, so wäre mir eine Frau von guter Familie auch lieber als eine emporgelommene. Man ist doch seinem Namen immerhin etwas schuldig. Ich werde dir in einer Woche Antwort geben — ist es dir recht so?“

„Gewiß. Da ich diese Angelegenheit überhaupt mit dir besprochen habe, so war ich auch vorweg bereit, auf deine Wünsche einzugehen. Ich erwarte also in acht Tagen deine Antwort und sage dir ehrlich: Ich hoffe, sie lautet ‚nein‘. Nicht aus eigensüchtigen Gründen allein, sondern auch der Dame wegen, die ich zwar nicht liebe, aber achte nach allem, was ich über sie hörte, und der ich ganz sicherlich ein treuer und ritterlicher Gatte sein würde. Wenigstens würde ich mit diesen Vorsätzen meine neue Ehe beginnen und sie gewissenhaft zu erfüllen und zu befestigen suchen.“

„Also!“ machte Rocca de' Serpi, nickte seinem Vetter zu und war die finstere Treppe hinab, ehe der alte Diener noch mit seinem trüben Lämpchen heraustrat, um ihm zu leuchten.

Als er aber in seinem eleganten Auto saß, da schien ihm die Woche Galgenfrist, wie er es grimmig nannte, eine so lächerlich kurze Spanne Zeit, daß er am liebsten wieder umgekehrt wäre, um Marcantonio zu sagen, daß er sich in acht Tagen noch nicht entscheiden könne; doch unterdrückte er den Gedanken, denn ehe er noch zu einem Entschlusse kam, hatte ihn sein Chauffeur schon an seinen eigenen, dem Palazzo Scarpadoro so nahen Palast gebracht.

In den Hof einfahrend, sah er noch Licht in den Wohnräumen seiner Tante, und nach kurzer Überlegung

stieg er, statt nach rechts zu seinen eigenen Räumen, nach links die Treppe nach dem zweiten Stockwerk hinauf.

Sein Besuch bei seiner Tante um diese späte Stunde war nichts Ungewöhnliches, denn abgesehen davon, daß man in Italien späte Stunden liebt, litt Donna Lucrezia Domiziani an Schlaflosigkeit und wartete lieber im Sessel die eintretende Müdigkeit ab als im Bett.

Sie grüßte den eintretenden Neffen mit einem freundlichen Lächeln und erwiderte seinen zärtlichen Kuß, indem sie ihm liebevoll über das kurzgeschnittene, wellige, dunkle Haar mit ihrer schönen, alten, durchsichtig weißen Hand streichelte.

„Wie lieb von dir, mir noch gute Nacht zu sagen!“ rief sie dankbar. „Hast du dich heute abend gut unterhalten?“

„So so!“ machte er achselzuckend. „Und weißt du, wen ich zu Tisch geführt habe? Meine Mieterin drüben, die reiche junge Witwe!“

„Sie verkehrt also in unseren Kreisen?“ fragte Donna Lucrezia überrascht.

„Si, si! Du erinnerst dich des Barons Ammersee, Tante?“

„Im — o ja! Er hat eine so nette kleine Frau —“

„Ganz recht. Die Signora van Bergen op Zoom ist seine Base, ist auch eine geborene Ammersee.“

„In der Tat? Nun, und wie hat sie dir gefallen?“

„Sie ist eine sehr hübsche Frau,“ meinte der Principe achselzuckend. „Aber sie ist eine Sans,“ setzte er mit einem harten Lachen hinzu.

„Die Arme!“ murmelte Donna Lucrezia mit einem Seufzer, denn sie wußte mit diesem Urteil das Schicksal der reichen jungen Witwe besiegelt.

„Sie hat mich sozusagen um Entschuldigung ge-

beten, daß sie mich aus meinem Hause verdrängt hätte,“ erläuterte er seine Behauptung.

Donna Lucrezia mußte lachen. „Nun, das ist noch kein Beweis dafür, daß sie eine Sans ist,“ bemerkte sie gutmütig. „Die Fremden haben ja keine Ahnung von der Größe unserer Häuser. Ecco! Ich wundere mich nur, daß sie mir noch keinen Besuch gemacht hat.“

„Ja, ich wundere mich auch darüber,“ meinte Nelio. „Ich habe sie natürlich dazu aufgefordert. Wir müssen ihr dann eine Einladung zu unserem Ball schicken.“

„Ja, das wird das beste sein, denn eine Einladung, mich zum Tee zu besuchen, würde für den Anfang wohl zu — zu entgegenkommend aussehen,“ sagte die alte Dame. „Sie muß erst erfahren, daß das Erscheinen in meinem Privatappartement eine Bevorzugung ist, die sie zu Schlüssen führen könnte —“

„Sehr richtig!“ bestätigte er. „Und nun, liebe Tante, gute Nacht. Ich habe dich nur benachrichtigen wollen, denn ich muß morgen nach Castello del Serpe hinaus — in Geschäften.“

„Willst du dich wieder einmal im Schießen auf die alten Bilder üben?“ sagte Donna Lucrezia lächelnd.

„Wenn ich Zeit finde — warum nicht! Ich übe mich gern in der langen Galerie an den alten Herren.“

„Also, gute Nacht, Nelio! Grüße mir den guten alten Orlandi und seine Tochter, mein Patentkind, wenn du nach Castello del Serpe kommst — hörst du? — Halt, noch eines! War Marcantonio heute abend auch da? Ich habe ihn eine Ewigkeit nicht mehr gesehen.“

„Ja, er war da. Ganz unter uns, Tante, Marcantonio scheint die reiche junge Witwe drüben recht anziehend zu finden.“

„Was du sagst! Armer Marcantonio!“ rief Donna Lucrezia. Und als sie allein war, murmelte sie: „Der Arme!“ Denn auf welcher Seite die besseren Aussichten lagen, darüber zweifelte sie nicht einen Augenblick, und weil sie ihren Neffen Scarpadoro sehr schätzte, so tat er ihr auch aufrichtig leid, wenn er etwa wirklich solch aussichtslose Wünsche hegen sollte.

Da sie aber auch sehr gerecht war, so konnte sie nicht umhin, dem armen Marcantonio ganz unparteiisch das Beste zu wünschen. „Wer weiß! Wer weiß!“ dachte sie seufzend. „Bei Marcantonio wäre jede Frau gut aufgehoben. Aber andererseits — — nun, man sagt den Deutschen nach, daß sie wissen, was sie wollen. Hoffentlich ist diese junge Witwe doch keine solche Gans, als Nello behauptet. Es wäre gut für ihn!“

* * *

Eva van Bergen beeilte sich natürlich schon am folgenden Nachmittage, den erhaltenen Wink benützend, ihr Versehen gutzumachen und sich bei Donna Lucrezia Domiziani melden zu lassen. Es versetzte ihr doch ein klein wenig den Atem, als sie mit ihrem eleganten kleinen Automobil vor dem Hauptportal des Palastes, den sie gar nicht als zu ihren Räumen zugehörig betrachtet hatte, vorfuhr, einen Blick in den wundervollen Hof mit der Säulenloggia warf und der riesige Portier in seiner Purpurlivree an ihren Wagenschlag trat, denn nun wurde sie sich erst voll des Bodcs bewußt, den sie geschossen hatte. Und während sie wartete, als ein von dem Purpurnen herbeigerufener, tadellos livrierter Diener mit ihrer Karte verschwand, da sank ihr das Herz bei dem Gedanken, daß sie den Herrn dieser fürstlichen Pracht ja eigentlich unerhört beleidigt hatte. Rein Mensch hatte ihr gesagt, welch ein Grand-

seigneur der Mann war, bei dem sie zur Miete wohnte, und sie hatte sich auch nicht besonders erkundigt, weil sie ja so fest davon überzeugt war, daß er zu den vielen „reduzierten“ römischen Nobili gehörte, die gezwungen waren, Kapital aus ihren Palästen zu schlagen, ihre Staatsräume vermieteten und sich selbst irgendwo darin verkrochen. Er hatte ihr diese Voraussetzung ja selbst recht deutlich unter die Nase gerieben.

Das war bitter, und sie fragte sich mit klopfendem Herzen, ob sie ihr Versehen je wieder gutmachen konnte, denn der Mann, der diesen Palast besaß, brauchte ihrer Meinung nach ihre Millionen sicher nicht. Aber gerade darum, gerade ausgerechnet darum schien er ihr jetzt noch viel begehrter als gestern abend, wo sie seinem eleganten Äußeren rückhaltlose Bewunderung gezollt und sein raffiges Gesicht wundervoll anziehend gefunden hatte trotz der kalten, harten Augen, mit denen er sie angesehen.

Diesen Mann mit seinem Namen, seinem Titel, seiner sozialen Stellung, seinem Palaste und wer weiß was noch zu erobern, das war jetzt, nachdem sie weise geworden war, kein Geschäft mehr, sondern ein Triumph. An ihre Tochter dachte sie dabei mit keiner Silbe. Lieber Himmel, welche Ausichten hätte das unreife Ding nicht, wenn ihre Mutter den ihr erreichbar höchsten Gipfel sozialer Lebensstellung erstieg!

Mit diesem flüchtigen Gedanken hatte sie gestern abend schon die arme kleine Ave abgetan, als sie ihre Existenz bekannte. Ave hatte ja als Haupterin ihres Vaters so schon Chancen genug, darum brauchte sich ihre Mutter keine Sorge zu machen.

Der Diener kam endlich mit der Meldung zurück, daß Donna Lucrezia unpäßig sei und heute nicht empfinde, und Frau van Bergen holte nun eine Bekannte ab,

um mit ihr auf dem Pincio spazieren zu fahren. Aue war schon früh mit ihrem Schums, dieser unsympathischen Person, zu einem Tagesausflug nach den Castelli Romani fortgefahren — und wenn sie auch daheim geblieben wäre, sie hätte das Kind doch nicht mitgenommen, wo alle Welt sie sah und ihr womöglich eingeredet hätte, daß sie erwachsen sei. Sich mit dem Mädchen öffentlich zu zeigen, das hatte Zeit, bis — —

Im Verlaufe der Spazierfahrt, auf der sie schon von einer Menge vorbeifahrender oder Spalier stehender Leute zu ihrer Befriedigung begrüßt wurde, erzählte Eva van Bergen beiläufig ihrer Bekannten, einer deutschen, zeitweilig in Rom wohnenden Dame, daß sie eben ihre Karte bei Donna Lucrezia Domiziani abgegeben hätte.

„Wie? Erst heute?“ fragte die Dame, die alle Welt kannte, erstaunt.

„Ja — mit Absicht,“ flunkerte Frau Eva frisch darauflos, weil diese Frage ihr wiederum klarmachte, daß sie eine Unterlassungsfünde begangen hatte, welche die römische Gesellschaft ihr wahrscheinlich anrechnen würde. „Ich wollte überhaupt in keinen Verkehr mit den Domiziani treten — es hat so etwas Peinliches für beide Teile durch das Verhältnis als zahlender Mieter. Aber der Principe, der mich gestern abend bei den Lindenströms zu Tisch führte, hat es mir so nahe gelegt, daß es unhöflich gewesen wäre, den Wink mit dem Zaunpfahl zu übersehen.“

„Hm,“ machte die Dame, „ich weiß doch nicht — ich meine, es wäre besser gewesen, sofort den Besuch zu machen. Donna Lucrezia nimmt eine sehr hervorragende Stellung in der römischen Gesellschaft ein, wer von ihr empfangen wird, vor dem öffnen sich die sonst recht fest geschlossenen Türen der Nobili ganz

von selbst. Ich weiß ja nicht, ob Sie das wollen, aber es ist doch immerhin sehr angenehm. Sie werden wohl nun den Ball im Palazzo Domiziani, der in vier Tagen stattfindet, mitmachen?“

„Wahrscheinlich,“ meinte Frau van Bergen nachlässig. „Der Principe stellte mir drolligerweise die Einladung gleich in Aussicht, als ob sein Ball etwas ganz Besonderes wäre.“

„Das ist er auch vom römischen Standpunkt aus,“ versicherte die Dame ernsthaft. „Die zwei großen Domizianibälle in jeder Winteraison sind Ereignisse. Man trifft dort nicht Krethi und Plethi. Dafür sorgt Donna Lucrezia mit ihren zwar altmodischen, aber entschieden den guten Ton erhaltenden Ansichten über die Zulässigkeit ihrer Gäste. Sie werden dort alles finden, was in Rom Anspruch macht auf den Adel der Geburt, des Geistes und des Genies. Schöne Fräule und zusammengestoppelte Fähnchen bekommen, von Donna Lucrezia empfangen und doppelt freundlich begrüßt, den Stempel der Zugehörigkeit, für den mancher schweres Geld zahlen würde, wenn er es damit erreichen könnte. Vielleicht hat der Principe in diesem Punkte fortgeschrittenere Ideen und weitergehende Begriffe, aber er hat Donna Lucrezia zu seiner Repräsentantin gemacht und fügt sich den ihrigen bedingungslos. Wobei er und das Renommee seines Hauses aber sehr gut fährt.“

Das hatte Frau van Bergen durch die gelegentliche Erwähnung ihres Besuches wissen und erfahren wollen, und sie machte sich Vorwürfe, es nicht schon früher getan zu haben. Ob sich das Versäumte noch nachholen, wieder gutmachen ließ?

Zum Tee in ihr Heim zurückgekehrt, fand sie die Karte von Donna Lucrezia und den großen, wappen-

geschmückten Umschlag von dickstem Büttenpapier vor, der die Einladungskarte zum Ball im Palazzo Domiziani enthielt. Ihr Name war in das vorgedruckte Formular, wahrscheinlich von Donna Lucrezia selbst, in einer feinen, etwas zitterigen Handschrift eingetragen, und angesichts dieser umgehenden Beantwortung ihres Besuches fand es Frau van Bergen passend, sofort die Einladung anzunehmen, worauf sie einen Kriegsrat mit ihrer Kammerfrau wegen der Toilette hielt, ohne daß ihr der Gedanke gekommen wäre, sich zu erkundigen, ob ihre Tochter und Fräulein Müller zurückgekommen seien. Awe war ja bei ihrem Schums so gut aufgehoben!

* * *

Die Empfangsräume und das Treppenhaus des Palazzo Domiziani gewährten am Abend des Balles sicherlich einen Eindruck, der nur einem großen italienischen Patrizierhause eigen ist; einmal durch die überwältigende Raumverschwendung in Höhe, Länge und Breite und dann nicht zum mindesten durch die Eigenart der ins Große gehenden Ausschmückung der Räume. Gewiß, vergoldete Schnitzereien und Stuckdeckengemälde, Statuen und Bilder findet man anderswo auch in den Häusern der oberen Zehntausend, aber in den italienischen Palästen bekommt das alles eine andere Bedeutung, wo sich an jeden Plafond der Name eines unsterblichen Genies knüpft, wo die Plastik auf die Zeiten der Cäsaren, den Meißel eines Praxiteles, der höchsten Blüte griechischer antiker Kunst, zurückführt und alle diese Statuen, Büsten, Reliefe, Fragmente Erbstücke sind mißsammt den Meisterwerken italienischer Malerei, die bei uns selbst ein Krösus nur in den öffentlichen Galerien bewundern kann.

Der italienische Magnat denkt nicht daran, seine Wohn- und Empfangsräume zu einem Möbelmagazin zu machen. Gleichwie auch in unseren Königsschlössern große, fast monumentale Möbel die weiten Räume beleben, aber nicht füllen, so begnügt auch er sich mit verhältnismäßig wenigen Stücken, die aber freilich meist den Neid jedes Kenners und Sammlers erregen können und sich im Stil und der Epoche ihres Entstehens durchaus „frei bewegen“, wenn man das von Möbeln sagen kann. Da steht vielleicht ein Florentiner eingelegerter Zierschrank aus dem fünfzehnten Jahrhundert friedlich neben einem Sofa oder Tisch aus der Zeit des unnachahmlichen italienischen Rokoko, den goldgepreßte Ledersessel aus dem vierzehnten Jahrhundert flankieren, während ein Deckengemälde aus dem siebzehnten Jahrhundert in voller Farbenpracht darauf herabschaut, und keiner der Götter und Heroen dort oben nimmt Anstoß an dem wunderbar gearbeiteten Sekretär aus der Empirezeit, der dem Florentiner Zierschrank vielleicht gegenübersteht. Ein Familienporträt von Tizian hängt ja oft auch einer Landschaft von Poussin, dem römisierten Franzosen, gegenüber, ohne daß der eine den anderen verkleinert, und das elektrische Licht des zwanzigsten Jahrhunderts, das so schön klar die Erzeugnisse der verschiedensten Jahrhunderte, Gut und Böse, Schön und Garstig, heiter überstrahlt, ist nun gar ein Anachronismus, über den der verbissenste Stilist sich nicht einmal wundert. Und noch dazu aus venezianischen Glaslüstern, Jahrhunderte alt und doch jünger als der elektrische Funke, aus bronzenen Reifekronen der Lombardenkönigszeiten, aus den Deckenleuchtern der Renaissance, für die ein Cellini nicht verschmähte, die Modelle zu entwerfen, ein Gian Bologna, ein Donatello. Sie hätten nichts dagegen

einzuwenden gehabt, daß aus den nachgeahmten Wachs-kerzen das Licht des Himmels in einer feinen Glasbirne glühte, aber sie hätten sich gegen das Gaslicht gesträubt, das auch nie Eingang gefunden hat durch die Vermittlung der alten Beleuchtungskörper, denen der Leitungsdraht in seiner seidenen Hülle sich so leicht und natürlich anschmiegelt, ohne das Urbild zu verändern und zu verderben.

Die Einrichtung eines italienischen Palastes anzugreifen, ist meines Wissens selbst dem größten Stilfanatiker noch nicht eingefallen, der bei sich ein Zimmer „gotisch“ und eines „Renaissance“ einrichtet und beileibe nicht eine Fußbank darin ausgewechselt sehen möchte, damit es nur so stilvoll-langweilig bleibt wie möglich. Und trotz dieser Stilmischungen sieht solch ein Empfangs- oder Wohnraum in dem italienischen Palast nichts weniger als „stillos“ aus — vorausgesetzt, daß jemand imstande ist, sich von seinen Stilvorurteilen loszureißen —, wird er in einem Hause, wie es der Palazzo Domiziani war, die Mischung der Stile, das heißt den Ausdruck der Zeit, in der diese Möbel entstanden, zu einem Ganzen verschmolzen, malerisch und elegant finden müssen. Besonders an dem Ballabend, da alles in strahlendes Licht getaucht war, in dem freilich Fehler suchende Augen auch manche Schäden durch den Zahn der Zeit gefunden hätten, sei es auf den kostbaren, alten orientalischen Teppichen, die die Marmorböden bedeckten, sei es an den unschätzbaren Wandteppichen oder an den Überzügen der Polstermöbel, an der gedämpften, verblichenen Vergoldung der Schnitzereien und Stuckverzierungen. Freilich bedenken die meisten nicht, daß frische, glänzende Vergoldungen jeder haben kann, der dafür bezahlt, daß dieses verblichene, erloschene Gold aber, verblichen und

erloschen an Ort und Stelle, ein großer Zeuge ist für eine große Vergangenheit.

Die berühmte, von Lorenzo Bernini entworfene Treppe des Palazzo Domiziani, oben und unten in imposante Vestibüle mündend, war heute mit dicken, purpurnen Teppichläufern belégt und in Licht getaucht, das die nachgedunkelten Wandgemälde, Heldentaten der Domiziani zu Wasser und zu Land verherrlichend, in ihrer ganzen Größe hervortreten ließ zu Ruh und Frommen der Beschauer. Um die Sockel antiker Götterbilder, die in den Ecken der Vestibüle und des Absakes standen, auf dem die breit beginnende Treppe sich in zwei ellipsenförmige Arme teilte, waren blühende Topfgewächse und schlanke Palmen künstlerisch gruppiert, rote Samtpolster bedeckten die Balustraden über den vergoldeten schmiedeeisernen Geländern. Und über die Treppe wogte aufwärts ein Meer von knisternden seidenen und samteneu Schleppen, von weißem Chiffon und spizeninkrustierter, paillettenbestreuter, schimmernder Gaze, von weißen Schultern und Armen, von Diamanten und farbigen Edelsteinen, von weißen, schwarzen, braunen und blonden Köpfen, von Blumen, frischen und künstlichen, unverwelklichen, von Uniformen, schwarzen Fräcken, Ordensbändern und Sternen, als ob es nie ein Ende nehmen wollte.

Auf dem Treppenabsatz stand der Herr des Hauses, Don Cornelio Domiziani, Fürst von Rocca de' Serpi in schwarzem Frack und weißer Binde und begrüßte seine Gäste mit der ganzen Liebenswürdigkeit, die ihm bei solcher Gelegenheit zu Gebote stand, und dann wogte das schimmernde und knisternde Meer, sich teilend, weiter hinan, wo an der Treppennündung auf der balkonartigen Ausladung des Vestibüls Donna Lucrezia vor einer Art von Thronsessel, einer samt-

bezogenen, goldbetreften und vergoldeten „Poltrona“ stand und das Begrüßungswerk durch ihre unveränderte und unermüdlige Freundlichkeit und Güte krönte und gewissermaßen unterstrich, denn jede und jeder nahm seinen Weg zu den Sälen mit der festen Überzeugung, daß er ganz besonders von der Allverehrten bevorzugt worden war, die in ihrer der Mode nur andeutungsweise huldigenden Robe von schwarzem Samt mit unschätzbaren venezianischen alten, vergilbten Spitzen und der prächtigen Diamanttara in den noch vollen, weißen, modern frisierten Haaren ausah wie ein aus dem Rahmen gestiegenes Bild von Van Dyck.

Es war so ungefähr in der Mitte des Stromes der Ankommenden, als Eva van Bergen erschien. Sie hatte das so berechnet, um nicht zu früh und nicht zu spät zu kommen. Der selige Hinrich hatte auch viel auf die goldene Mittelstraße gehalten, aber es steht zu zweifeln, daß sie bei deren Wahl an den seligen Hinrich gedacht hatte; es war ihr schon lästig gewesen, daß Awe um sie herumgetanzt war und Scholastika Müller ihre Kritik ungebeten abgegeben hatte — eine Kritik, die sie zu ihrem eigenen Ärger aufs Tüpfelchen befolgt hatte, indem sie das von dem alten, uneleganten „Schums“ beanstandete Zuviel an Schmutz entfernt hatte. Was diese Person, die wie eine Vogelscheuche daher ging, bei anderen für einen exquisiten Geschmack hatte!

Frau Eva sah heute wirklich so gut und so jung aus wie noch selten, sie übertraf sich selbst und hätte die Gegenwart einer erwachsenen Tochter nicht zu ihrem Nachteil zu fürchten brauchen. Das mauvefarbene, mit Silber- und Paillettenstickerei bedeckte Kleid von weichem, anschmiegendem Crêpe de Chine stand ihr in

Schnitt und Farbenton vorzüglich. Die Rivière von haselnußgroßen Diamanten und der breite Carmenkamm von den gleichen Steinen im Haar als einziger Schmuck gaben der Robe und ihrer Trägerin eine Distinktion, die sie leider nur zu gern durch ein Zuviel selbst zu zerstören neigte.

Der Principe konnte, als er seine Mieterin auf der Treppe erscheinen sah, ein Lächeln des Wohlgefallens nicht unterdrücken: man konnte sich schon mit dieser jungen Witwe sehen lassen, und wenn sie auch nicht gerade sein Ideal für die künftige Fürstin von Rocca de' Serpi war, so würde sie sicherlich diese hohe Stellung, was das Äußere betraf, ausfüllen, trotzdem sie eine Gans war.

So weit hatte er sich mit dem Gedanken an Eva van Bergen schon befreundet, während er seine Fahrt nach Castello del Serpe gemacht hatte. Er hatte sie seit dem ersten Abend nicht wiedergesehen, denn als er seine Karte bei ihr abgab, war sie ausgefahren, und eine elegante kleine Bonbonniere, die er zur Anknüpfung seiner Bekanntschaft mit „der Kleinen“ in seiner Würde als Hausherr in der Tasche hatte, wanderte wieder dahin zurück für ein anderes Mal. Denn ein gewisses Empfinden hatte ihn davon zurückgehalten, sich das „Kind“ heraussuchen zu lassen. Er hatte in den folgenden Tagen vor dem Ball seinen Besuch nicht wiederholt, wiewohl die Zeit seiner Entscheidung gegenüber Marcantonio Scarpadoro drängte. Er hoffte heute, trotz seiner Wirtspflichten darin einen Fortschritt zu machen, und danach blieben ihm ja noch drei volle Tage.

Sein Auge also fand ein reserviertes Wohlgefallen an Eva van Bergen und eine bedingte Zustimmung, als sie die Treppe zum Palazzo Domiziani herauf-

schrift. Er trat lebhaft auf sie zu und küßte ihr mit vollendeter Liebenswürdigkeit die Hand, wobei er sich innerlich gelobte, ihr die Redensart von dem Verdrängen aus seiner Wohnung mit Zinsen heimzuzahlen, denn bei den Zinsen war er schon angelangt, weil bei seinem Geschlecht die Zeit nicht verwischte, sondern verschärfte und selbst die wirkliche oder vorausgesetzte Dummheit nicht als mildernder Umstand in Betracht kam.

„Ich bitte mir die Ehre eines Tanzes aus, Signora,“ fuhr er nach den Begrüßungsworten fort. „Haben Sie die — die zweite Française noch frei? — Danke tausendmal! Meine Tante empfängt oben im Vestibül — Sie kennen doch Donna Lucrezia? — Noch nicht? Oh, dann werde ich Sie natürlich selbst vorstellen! Darf ich um Ihren Arm bitten?“

Und während die Nachfolgenden die Köpfe zusammensteden und sich fragten: „Wer ist denn diese Fremde, die er selbst Donna Lucrezia vorstellen will? Die junge Witwe aus dem Appartamento Medici?“ führte der Principe die von ihrem Empfange ganz entzückte und berauschte Eva van Bergen die Treppe hinauf und vor seine Tante, die ihre Begrüßung einer Gruppe von Gästen bei seinem Nahen unterbrach und die elegante Fremde mit dem neugierigen Interesse betrachtete, das die Italiener selbst in den höchsten und allerhöchsten Kreisen nicht verleugnen oder verbergen können.

„Signora van Bergen op Zoom — meine Tante, Donna Lucrezia Domiziani,“ stellte der Principe mit einer etwas gesuchten Feierlichkeit vor, und Frau Eva machte unwillkürlich eine etwas tiefere Verbeugung, als sie sich's daheim einstudiert, denn die wundervolle alte Dame imponierte ihr unbewußt mehr, als sie sich vorgestellt hatte.

„Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Signora,“ sagte Donna Lucrezia gütig. „Wie gefällt es Ihnen unter unserem Dach? — Oh, und Sie haben mir in einem so vorzüglichen Italienisch geschrieben — ich war freudig überrascht, zu finden, daß eine Ausländerin unsere Sprache so beherrscht.“

„Ich habe sie von Kindheit an gepflegt,“ erwiderte Frau van Bergen geschmeichelt. „Meine Mutter hat als Tochter eines Diplomaten in Rom ihre Jugend verlebt und an dieser Erinnerung ihr ganzes Leben gezehrt, kein Wunder also, daß ich ihre Vorliebe für Rom und die schönste Sprache der Welt geerbt habe.“

„Wie schön! Ihre Mutter war eine geborene —“

„Eine geborene Gräfin Eichwald,“ erklärte Frau van Bergen bereitwillig.

„Ah — etwa Uda Eichwald?“ rief Donna Lucrezia lebhaft. „Oh, dann habe ich sie gekannt und viele frohe Stunden mit ihr verlebt. Seien Sie mir um ihretwillen noch einmal besonders willkommen, Signora! Hätte ich das nur früher gewußt, daß Sie Uda Eichwalds Tochter sind! Sie hatte einen Offizier geheiratet, aber ich habe im Laufe der Zeit seinen Namen vergessen. Nun, wir reden noch darüber — nicht wahr, wenn Sie bald zum Tee zu mir kommen? Ich höre, Sie haben Ihr Töchterchen bei sich — ich muß das Kind natürlich sehen, bald sehen! Unterhalten Sie sich heute abend recht, recht gut — hören Sie?“

Und mit einem freundlichen Kopfnicken wandte sich Donna Lucrezia anderen Gästen zu, und Frau van Bergen war entlassen, aber mit dem schönen Gefühl entlassen, daß ihr Triumph hier ein vollkommener war. Freilich wohl war sie eine Fremde in diesem Kreise, doch ehe sie sich noch zurecht legen konnte, was sie nun mit sich anfangen sollte, kam der Principe ihr

zu Hilfe, der noch mehr wie sie selbst die freundliche Begrüßung der jungen Witwe durch seine Tante zu würdigen wußte.

„Ich muß zu meiner Pflicht als Gastgeber zurückkehren, Signora,“ sagte er, „aber Sie kennen ja meinen Vetter, den Marchese Scarpadoro, der es sich zur Ehre rechnen wird, Ihr Cavalier zu sein. — Marcantonio,“ wendete er sich an den eben die Treppe Heraufkommen- den, „sei so gut und mache Frau van Bergen etwas bekannt und zeige ihr die Zimmer! — Also bis zur zweiten Françoise, Signora! Vergessen Sie's nicht!“

Und ehe Eva van Bergen noch recht wußte, wie ihr geschah, betrat sie schon am Arme des Marchese die reichlich, aber nicht übermäßig gefüllte Flucht der Empfangsräume. Marcantonio Scarpadoro hatte nicht gezuckt, als sein Vetter ihn mit der Einführung der jungen Witwe beauftragte, wenn schon er darin ein Zeichen sehen wollte, als ob Nelio de' Serpi damit eine vorläufige Aufgabe seiner Absichten ausgedrückt hätte. Aber er war ein Mann, der durch viele Enttäuschungen und unverschuldete Leiden gegangen war, und in dieser Schule hatte er gelernt, die Hoffnung als einen unzuverlässigen und unsicheren Gast zu betrachten. Er sagte sich im nächsten Augenblick auch schon selbst, daß Nelio bei seiner Inanspruchnahme als Gastgeber ganz natürlich ihn zum Cavalier der Fremden ernannt habe, da er gerade in der Nähe war und ihm daran zu liegen schien, Frau van Bergen nicht allein der ihr fremden Gesellschaft zu überantworten.

Frau Eva war ganz zufrieden damit, denn erstens war ihre Scheu vor der unbekanntenen Gesellschaft damit von ihr genommen, und dann gefiel ihr auch der große, vornehm aussehende, melancholische Mann recht gut; ja, sie war in seiner Gesellschaft weniger befangen und

sicherer als unter dem harten, unergründlichen Blick des Fürsten, der ihr ein gewisses Unbehagen einflößte trotz seiner tadellosen Höflichkeit. Sie schob das auf das fatale Versehen, mit dem sie die Bekanntschaft mit ihm eingeleitet, und das sie ihm gegenüber schuldbewußt machte. Aber er schien die dumme Geschichte ja vergessen zu wollen — Gott sei Dank!

Von ihrem gegenwärtigen Kavaliere wußte sie, daß er ein kinderloser Witwer und gänzlich verarmt, daß er ein Gelehrter war und Erfindungen machte — was für welche, davon hatte sie keine Ahnung, und es war ihr auch gleichgültig. Seine Mutter war eine Domiziani, das hatte ihr der Fürst bei jenem Essen erzählt, seine verstorbene Frau war aus einem großen, aber armen Hause gewesen, das hatten ihr andere berichtet. Er hatte natürlich einen Palast — das gehörte zur Sache, und seine Familie stammte von einem päpstlichen Nepoten ab. Was das zu sagen hatte, war ihr schleierhaft, aber sie mußte es natürlich lernen, wenn sie in Rom mitreden wollte. Fräulein Müller wußte alles über römische Verhältnisse, sie würde also den „Schums“ fragen, der ihr schon den guten Rat gegeben, heute ihre Smaragden daheim zu lassen. Sie fühlte bei den sie musternden, bewundernden Blicken, daß der Rat in der Tat vortrefflich gewesen, was Frau Eva entschieden zu Scholastika Müllers Gunsten stimmte, trotzdem der Rat mehr in drastische als in höfliche Wendungen gekleidet worden war.

Wenn Donna Lucrezia ihr schon imponiert hatte, so tat es der Anblick der in schier endloser Flucht verlaufenden Empfangsräume des Palazzo Domiziani in erhöhtem Maße, denn Donna Lucrezia war doch ein Faktor, der ihrer Meinung nach verschwand, sobald — sobald — —

Aber diese Räume blieben und verstärkten, kaum betreten, in ihr das Verlangen, Herrin darin zu werden.

„Ich hatte keine Ahnung, daß der Palast so ausgedehnt ist,“ wandte sie sich strahlend an ihren Cavalier.

„Die meisten Fremden können sich keine Vorstellung von der Größe unserer Häuser machen,“ erwiderte Scarpadoro ruhig. „Was Sie hier vor sich sehen können, ist nur der Anfang der ganzen Flucht. Ich erfülle gern die angenehme Pflicht, Sie hindurchzuleiten. Und im Vorübergehen darf ich Sie dann wohl den Damen vorstellen, die durch ihr Alter und ihren Rang in der ersten Reihe unserer Kreise stehen, ebenso dem Cardinal, der auch den Palazzo Domiziani bewohnt.“

„Ich überlasse mich ganz Ihrer Güte und Ihrer Führung, Herr Marchese,“ sagte Eva liebenswürdig, denn besser hätte sie es ja gar nicht haben können.

Es war ein langsames Vorwärtsschreiten unter den Erklärungen und Vorstellungen Scarpadoros, und schließlich sank Eva zu einer tiefen Verbeugung vor dem Cardinal zusammen, dem die purpurne Cappa zu dem alten, feinen, vergeistigten Gesicht mit dem schneeweißen krausen Haar einem Van Dyck ein beneidenswertes Modell gegeben hätte. Der Kirchenfürst, dem auch für seinen Namen eine Fürstenthrone zukam, redete Frau van Bergen in reinem, gewähltem Deutsch an, denn er war lange Nunzium in Wien gewesen, und fragte sie — was sie an diesem Abend schon hundertmal hatte beantworten müssen — wie es ihr in Rom gefalle.

„Es ist anerkennenswert, daß Sie auf die immer wiederkehrende Frage immer eine enthusiastische Antwort haben, Signora,“ bemerkte Scarpadoro mit seinem melancholischen Lächeln, als sie weiterschritten. „Ich

habe gut aufgepaßt: Ihre Begeisterung für mein liebes Rom hat bis jetzt nichts von ihrer Spannkraft verloren.“

Nun war Eva van Bergens „Begeisterung“ sicher nicht die des Archäologen, des Kunstfreundes oder des Naturenthusiasten, sondern die einer eitlen Seele, die in der Ewigen Stadt eine raffinierte Befriedigung ihrer Vergnügungssucht suchte und heute abend endlich auch nach Herzenswunsch gefunden hatte. Das, was andere Leute mit anderen Zielen in Rom suchten, war für sie nur das fremdartige Beiwerk, reizvoll in sich, aber für sie nicht notwendig. Sie war darauf gefaßt gewesen, dieselbe Frage stereotyp beantworten zu müssen, und tat es mit einem gewissen Heroismus, weil sie wußte, daß sie damit den Italienern schmeichelte. Aber sie hatte es jetzt eigentlich satt, genau wie sie im Grunde ihrer Seele die „ewigen“ Statuen und Büsten der Museen „über“ hatte, die ihr blutwenig sagten, weil ihr Kunstverständnis nur sehr gering war.

Sie lachte bei Scarpadoros Kompliment, das freilich aus seinem Munde wie eine Auszeichnung klang. „Es gefällt mir ausnehmend hier — ich bliebe am liebsten immer in Rom,“ erwiderte sie wahrheitsgetreu. „Oh,“ setzte sie lebhafter hinzu, „bitte, sagen Sie mir, warum diese beiden Büsten dort so feierlich aufgestellt sind!“

Damit deutete sie auf einen Aufbau, auf dem unter einem Thronhimmel von Purpursamt auf schlanken Säulen von durchscheinendem grünen, zu Hochglanz poliertem Nephrit eine männliche und eine weibliche Büste standen — die erstere der starke, etwas brutale Kopf eines Mannes mit ausgesprochener, aber angenehmerer Ähnlichkeit des bekannten Nerotyps, die andere mit den schönen, verfeinerten, vornehmen

Zügen einer jungen Frau, deren lieblicher Mund leise und sinnig lächelte.

„Das sind die Porträtbüsten der Urheber des Hauses Domiziani,“ erklärte Scarpadoro, seine Begleiterin vor die Büsten führend. „Sie stehen an der Stelle des Thronsessels, den das Geschlecht hier stehen hatte, als es noch souverän war auf Rocca del Serpe. Domitius Ahenobarbus und seine Gemahlin Agrippina, des Kaisers Nero Mutter und des Kaisers Claudius sechste und letzte Gemahlin.“

„Ah!“ rief Eva van Bergen unwillkürlich. Sie hatte keine Ahnung, wer Domitius Ahenobarbus gewesen, und von der Mutter Neros nur einen schwachen, sehr schwachen Schimmer. „Richtig, eine sitzende Statue der Agrippina ist im Museum des Kapitols — ich erinnere mich.“

„Verzeihung, Signora, jene Statue stellt die ältere Agrippina vor, die Mutter der Kaiserin,“ berichtigte Scarpadoro.

„In der That — diese alten römischen Herrschaften sind so verwirrend in ihren Verwandtschaften,“ murmelte Eva van Bergen mit dem Entschluß, sich von Scholastika Müller das Wichtigste darüber erklären und einpäulen zu lassen, damit man sich vor diesen Römern nicht blamierte, die die Genealogien der Julier und Flavier und wie sie alle heißen mochten, auswendig zu wissen schienen. Sie wußten sonst oft blutwenig aus der Geschichte, das aber wußten sie alle.

„Ja, das sind sie,“ gab Scarpadoro mit leisem Lächeln zu. „Es gibt viele Geschichtsforscher, namentlich Deutsche, die dem Kaiser Nero die Existenz seines Bruders Domitius Germanicus Agrippa, des Stifters des Hauses Domiziani, mit Heftigkeit abstreiten. Deswegen hat er aber doch existiert.“

„Ja, glauben Sie denn wirklich daran?“ fragte Frau van Bergen naiv.

„Wir alten römischen Geschlechter glauben alle an unsere Traditionen, Signora,“ erwiderte der Marchese. „Wir sind an ihnen erstarrt und leben von ihnen. Es braucht nicht immer alles urkundlich verbrieft und versiegelt zu sein zur Befriedigung der Professoren. Ich glaube, Signora, wenn ich mir den unmaßgeblichen Rat erlauben darf, daß Sie besser tun, meinem Vetter de' Serpi Ihre etwaigen Zweifel an dem Ursprung seines Hauses nicht auszusprechen. Er ist in diesem Punkte sehr empfindlich und hat sich sogar schon dafür geschlagen. Doch dies nur im Vertrauen, Signora.“

Scarpadoros unerschütterliche Gewissenhaftigkeit, die seine Verwandten und Freunde gut genug kannten, hatte ihn gegen sein Interesse diese freundliche Warnung aussprechen lassen, als ob er's geahnt hätte, daß in Frau Evas tätigem Gehirn das Vorhaben aufgeblüht sei, den Principe gründlich mit seiner Neronischen Verwandtschaft zu necken und ihre Konversationsgabe dabei spielen zu lassen. Das wäre der Schluß des kaum begonnenen Kapitels gewesen. Wenn er schwieg, dann hatte er gewonnen, aber seine Rechtlichkeit siegte über seine eigenen Interessen, und Eva van Bergen hatte trotz ihrer Oberflächlichkeit ein Empfinden dafür.

„Ich danke Ihnen für den Wink, Herr Marchese,“ sagte sie rot werdend, weil sie sich ertappt fühlte. „Es ist immer gut zu wissen, wo jemandes Angriffspunkt sich befindet. Sie scheinen Ihrem Vetter sehr zugetan zu sein.“

„Wir sind Blutsverwandte,“ erwiderte Scarpadoro einfach. „Meine Mutter war Donna Lucrezias Schwester. Der Familiensinn ist bei uns Italienern sehr stark entwickelt.“

„Eine schöne Tugend,“ meinte sie zustimmend. „Bei uns sind ‚die zärtlichen Verwandten‘ ein eiserner Bestand für den Wiß, und ich selbst habe auch gefunden, daß die Blutsverwandtschaft ein Privilegium sein muß, um sich gegenseitig unangenehme Dinge sagen zu dürfen, sogenannte Wahrheiten, die aber, genau betrachtet, meist nichts wie Grobheiten sind.“

„Nun, von diesem Privilegium wird wohl gelegentlich in allen Ländern Gebrauch gemacht,“ bemerkte der Marchese mit seinem melancholischen Lächeln. „Hier,“ fuhr er fort, mit seiner Begleiterin durch die nächste Tür tretend, „hier sind wir am Ende unserer Wanderung angelangt. Die gegenüberliegende Tür ist geschlossen; sie führt in eine Flucht von Zimmern, die der jeweiligen Fürstin von Rocca de' Serpi vorbehalten sind. Sie stehen schon lange leer.“

Das Gemach, in dem sie standen, war ein langer, schmaler Saal, der zur Hälfte durch eine rotseidene Schnur abgeteilt war. An der Längswand dahinter stand eine Reihe vergoldeter, mit Goldbrokat überzogener Sessel, die vorn am Sitz, wie Eva van Bergens scharfes Auge bemerkte, stark abgenützt waren. Ein thronartiger Sessel in der Mitte war mit der Front der Wand zugetehrt. Die Wände dieses Saales waren mit purpurrotem Damast bespannt und mit kostbaren Gemälden in schweren goldenen Rahmen behängt, auf reichgeschnitzten und vergoldeten Gueridons standen bronzefasste Vasen von Malachit und wundervolle Gruppen von weißem, glasiertem Porzellan von Capo di Monte. Den Boden bedeckte ein uralter persischer Teppich.

„Es sieht wie ein Thronsaal aus,“ bemerkte Frau van Bergen schüchtern, da anscheinend eine Bemerkung über dieses Gemach von ihr erwartet wurde, das in

ihren Augen stark einer Renovierung bedurfte und auch sonst keine Gäste angelockt zu haben schien, denn sie waren allein darin.

„Es ist der Papstsaal,“ bestätigte der Marchese. „Wenn der Pontifex Maximus den Palazzo Domiziani beehrt, dann erteilt er in diesem Raume den Bewohnern Audienz und nimmt dazu auf dem Thronfessel Platz. Pius IX. war der letzte Papst, der in diesem Raume weilte. Der Thronfessel bleibt so lange umgekehrt stehen, bis einer seiner Nachfolger wieder die Häuser seiner Getreuen auffuchen wird,“ erklärte Scarpaboro mit einem Seufzer. „Es ist ein geheiligter Raum.“

„Gewiß, gewiß!“ beeilte sich Frau van Bergen zuzustimmen. „Er hat etwas Feierliches, aber auch Totes, Verlassenes. Den Überzügen der Sessel nach zu urteilen, muß er lange schon so eingerichtet sein, wie er jetzt ist,“ konnte sie sich nicht enthalten zuzufügen.

„Ich sollte es meinen! Lange für gewöhnliche Begriffe — für die Domiziani und die Dauer dieses Hauses eine leicht berechenbare Spanne Zeit,“ erwiderte der Marchese mit sichtlichem Stolz. „Sehen Sie diesen Teppich, Signora! Er wurde vor fünfhundert Jahren einem Domiziani von einem persischen Schah geschenkt, an dessen Hofe er als Gesandter des Heiligen Stuhles weilte. Sein Wert würde mit Geld kaum aufzuwiegen sein. Und der Bezug dieser Sessel ist Genueser Fabrikat aus dem sechzehnten Jahrhundert! Ein amerikanischer Milliardär und Sammler hat de' Roccas Portier, der ihm die Empfangsräume zeigte, eine Summe für das Stehlen des Überzugs einer dieser Sessel geboten, die den Mann zum Rentier gemacht hätte.“

„Und er hat der Versuchung widerstanden?“ fragte Eva van Bergen, die zerschlossenen Stoffe mit geteilten Gefühlen betrachtend.

„Er hat von dem Amerikaner nicht einmal ein Trinkgeld angenommen in seiner Entrüstung. Der Vater und der Großvater Attilios haben schon als Pfortner vor dem Portal des Palazzo Domiziani gestanden,“ war die mit größter Selbstverständlichkeit gegebene Erklärung. „Die Leute, welche Erbposten in unseren alten Familien bekleiden, würden mit ihrer Herrschaft hungern, aber sie würden weder ihre Herren verkaufen noch das, was diesen gehört.“

Frau van Bergen stand hier vor einem unbegreiflichen Rätsel, während sie an die brennende deutsche Dienstbotenfrage dachte. Eine wie aus weiter Ferne klingende Fanfare aus dem Ballsaal erlöste sie aus dem Unbehagen, das sie in diesem ihr unverständlichen „Reliquienkasten“ empfand.

Der Marschese reichte ihr, aus seinen Gedanken aufschreckend, sofort wieder seinen Arm. „Der Ball beginnt — ich habe die Ehre, Signora zur Polonaise zu führen,“ sagte er, und bald stand sie mit ihm in den Reihen der ihnen schon entgegenkommenden Polonaise, nach der sie aus einem Arm in den anderen flog und sich dabei überzeugte, daß es sich auf dem spiegelblank gewichsten Marmorestrich des Ballsaals einfach ideal tanzen ließ, denn was sie kaum zu hoffen gewagt, hatte sich kaum eine Viertelstunde nach ihrem Eintritt in die Empfangsräume vollzogen: ihre Tanzkarte war überzeichnet. Reiche junge Witwen brauchen sich vor dem Sitzenbleiben nicht zu fürchten, weder in Rom noch sonstwo in der ganzen Welt.

Den Fürsten de' Serpi sah Eva van Bergen erst wieder, als er sie zu der zweiten Française abholte.

„Sie unterhalten sich gut, Signora?“ fragte er, sie mit seinem kalten Blick mustern.

„Wundervoll!“ versicherte sie wesentlich sicherer als

zuvor. „Man ist sehr liebenswürdig gegen mich, die Fremde, und ich bin dankbar dafür.“

„Sie tanzen gern? — Doch das brauche ich nicht zu fragen. Scarpadoro hat hoffentlich seine Sache als Cicerone gut gemacht?“

„Ich wäre ohne den Marchese verloren gewesen. Ja, er hat mir alles gezeigt, mich überall vorgestellt. Welch wundervolle Räume Sie hier haben, Principe!“

„Und Sie haben sich nun überzeugt, daß Sie mich durchaus nicht verdrängt oder beengt haben, Signora?“

Eva van Bergen bekam einen Schrecken. Also hatte er doch nicht vergessen, wenn schon er die Frage lachend tat. „Als ob ich es so gemeint hätte!“ zwang sie sich zu einem halben Schmollen, das ihr besser als ein Protest schien.

Er lachte wieder, aber sie hatte Furcht vor diesem Lachen. „Ich werde Sie schon noch manchmal damit necken,“ versicherte er. „Ich — ich hoffe nämlich auf gute Nachbarschaft. Die Tür am Ende Ihrer Loggia soll aufgeschlossen werden, damit Sie nicht erst über die Straße müssen, wenn Sie meine Tante besuchen, und ich auch nicht, falls Sie mir gestatten, mich zwanglos, als guter Hausherr, manchmal zu einer Tasse Tee einzufinden.“

Frau van Bergen atmete wieder auf. „Das wäre reizend,“ erklärte sie strahlend. „Diese verschlossene Tür hatte mich schon lebhaft interessiert, ehe ich ahnte, daß der Palazzo Domiziani eigentlich erst hinter ihr beginnt. Verschlossene Türen haben mich immer gereizt. Als Blaubarts Frau hätte ich mit dieser Neugierde sicherlich seine Sammlung bereichert.“

„Vielleicht — wenn Sie ein paar Jahrhunderte früher nach Rom gekommen wären, denn wir Domiziani haben auch einen richtigen, beglaubigten Blaubart in unserem Stammbaum,“ sagte der Principe gutgelaunt. „Er hat es, wie Heinrich VIII. von Eng-

land, auf sechs Frauen gebracht und sich ihrer auch im Namen seiner eigenen Jurisdiktion entledigt. Nur daß keine von ihnen ihn überlebt hat. Erst als er die siebente heiraten wollte, haben deren Verwandte die Gefahr von ihr abgewendet, indem sie ihn überfielen und — unschädlich machten.“

„Wie entsetzlich!“ rief Frau van Bergen mit einem scheuen Blick auf den Nachkommen des römischen Blaubarts. „Haben Sie noch viele so liebe Leute in Ihrem Stammbaum, Principe?“

„Was wollen Sie, Signora?“ entgegnete er achselzuckend. „Die Zeiten und die Sitten waren damals eben andere.“

„Und das nennt man die gute alte Zeit. Ich danke!“ erklärte sie energisch. „Es hat doch wirklich viel für sich, daß die großen Staaten den kleinen Souveränen das Regieren abgenommen haben!“

„Nominell nur, Signora! Ein mediatisiertes großes Haus wird innerhalb seiner vier Pfähle seine durch die Jahrhunderte geheiligten Gesetze nicht ohne weiteres an den Nagel hängen.“

„Sie wollen doch damit nicht sagen, daß ein — ein Blaubart heute noch aus eigener Machtvollkommenheit seine Frauen und Untergebenen verurteilen und richten kann? Im zwanzigsten Jahrhundert? Die Gesetze würden ihm das Handwerk bald legen!“

Der Fürst lachte laut auf. „Ein nettes Ballgespräch!“ meinte er mit sprühendem Blick. „Sie haben Geist, Signora, und nehmen sich einer Hypothese mit einem Eifer an, als ob wir von einem Faktum gesprochen hätten.“ —

Diese zweite Française wurde für Frau van Bergen zum Ereignis, und als sie in später Stunde im Bette lag und den Ball im Palazzo Domiziani noch

einmal vor ihrem geistigen Auge Revue passieren ließ, da war sie vollberechtigt anzunehmen, daß sie einen Eindruck auf ihren Wirt gemacht hatte, der ihr ein Ziel greifbar zeigte, das die Erfüllung ihrer kühnsten Mädchenträume mit einem Male verhiß.

Die Berechtigung ihrer Annahme war aber zu zwei Dritteln auf das Konto ihrer persönlichen Eitelkeit zu buchen, was freilich nur menschlich war. Der Rest aber blieb damit doch zweifellos, denn der Principe hatte sie im Laufe des Abends in einer Weise ausgezeichnet, die auch anderen aufgefallen war.

Er war so gut wie entschlossen zu dem entscheidenden Schritt. Nicht, daß er wärmere Gefühle für ihre Person empfand — im Gegenteil, sie ließ ihn ganz kalt. Aber sie würde sich machen, überlegte er, als er ihr beim Tanzen zusah. Sie war ja vielleicht nicht viel jünger als er, aber sie sah gut aus, würde sich bald in ihre große Rolle als Fürstin Rocca de' Serpi hineinleben und in ihrem Kreise eine Nummer sein, keine absolute Null, weil sie den Instinkt für diesen Kreis hatte. Mehr war ja schließlich auch nicht nötig.

Er hatte wiederholt gesehen, daß Scarpadoro ihr mit den Augen folgte, und dachte mit einem Achselzucken: „Armer Marcantonio! Aber warum ist er so dumm, mir den Vortritt zu lassen, warum tritt er so in den Hintergrund? Er ist immer sentimental gewesen, aber bis zu diesem Grade hätte ich's ihm nicht zugetraut. Freilich, wenn er seinen alten, kahlen, verrottenden Rattenkasten von einem Palaste gegen die Casa Domiziani in die Wagschale werfen will, so darf er sich nicht wundern, wenn er damit in die Luft fliegt!“

(Fortsetzung folgt.)





Unsere Blaujaken am Lande.

Von C. Lund.

Mit 8 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Jedes Geschwader, ja jedes einzelne in ausländischen Gewässern stationierte Schiff unserer Kriegsflotte kann bei politischen Verwicklungen in die Lage kommen, Truppen landen zu müssen, sei es, um das Leben und Eigentum bedrohter Reichsangehöriger zu schützen oder auch bereits geschehene Übergriffe halbzivilisierter Völker beziehungsweise wilder Stämme durch Strafexpeditionen zu ahnden. Die Geschichte unserer jungen Marine ist, wie allgemein bekannt sein dürfte, nicht gerade arm an Vorkommnissen gewesen, die ein Vorgehen unserer Blaujaken zu Lande notwendig gemacht haben.

Alle Landungsunternehmungen aber würden zwecklos sein, wenn nicht die Truppen, bevor sie auf die Auslandschiffe kommen, im Kriegsdienst auf dem Lande ausgebildet wären. Diese Ausbildung kann nicht erst von den Schiffen aus geschehen; sie wird vielmehr innerhalb der Matrosendivisionen zu Kiel oder Wilhelmshaven, die die Depots für das gesamte seemannische Personal der Flotte bilden, durchgeführt und erstreckt sich außer auf Exerzieren und Gewehrschießen auf den gesamten Feld- und Signaldienst der Infanterie, sowie auf die Bedienung der Maschinengewehre und Landungsgeschütze, als welche Schnellfeuerkanonen

mit einem Kaliber von sechs Zentimeter zur Verwendung kommen.

Bei der Vielseitigkeit des Schiffs- und Bootsdienstes liegt es allerdings auf der Hand, daß für die infantenräftige Ausbildung unserer Mariner nicht allzuviel Zeit hergegeben werden kann, und daß es abgeschmackt sein würde, wenn man an ihre Leistungen im Gelände den Maßstab legen wollte, den wir an unsere Infanterie zu legen gewohnt sind. Wer indessen öfter Gelegenheit gehabt hat, ausgedehnteren Übungen der Blaujaden am Lande beizuwohnen, wird schwerlich geneigt sein, ihre Leistungen im Gelände und im Scharfschießen allzu niedrig einschätzen zu wollen. Auch haben seinerzeit die Erstürmung der Latuforts (17. Juni 1900) und der Marsch zum Entsaße der Gesandtschaften in Peking gezeigt, daß die Mannschaften unserer Flotte denen anderer Nationen im Dienst am Lande in keiner Weise nachstehen.

Für die Operationen am Lande erhalten die Matrosen eine besondere Ausrüstung, die nach der Jahreszeit verschieden ist, für tropische Gegenden aber noch eine besondere Ergänzung erfährt. Bei Landungsmanövern an unseren heimischen Küsten tragen sie während der kalten Jahreszeit die blaue, im Sommer dagegen weiße Uniform nebst entsprechender Mütze und statt der Stiefel Schnürschuhe, über die braune Segeltuchgamaschen angelegt werden. Innerhalb der Tropen tritt an die Stelle dieser Anzüge die bekannte Kakiuniform samt dem Tropenhelm und dem Nackenschleier zum Schutze gegen die Wirkungen der Sonne. Außerdem erhalten die zu einer Landung bestimmten Truppen eine Feldflasche, zwei gefüllte Patronentaschen, eine Vorratstasche mit Reservemunition, einen aus imprägniertem Segeltuch gefertigten Rucksack, der Unterzeug, Strümpfe, einen Reserveanzug, eine Nehhängematte,

Näh- und Waschgerät, ein Moskitoneh, sowie den vorgeschriebenen „eisernen“ Proviantbestand (Hartbrot, Cornedbeef, Dauerwurst usw.) enthält. Diesen tragen die Mannschaften auf dem Rücken. Eine gerollte wollene Decke, die von einer wasserdichten Unterlage aus imprägniertem Segeltuch umgeben ist, vervollständigt die Aus-



March ins Gelände.

rüstung. Bei bloßen Landungsmanövern, bei denen ein Übernachten im Gelände nicht in Frage kommt, können einzelne Stücke der Ausrüstung auch in Notfall kommen.

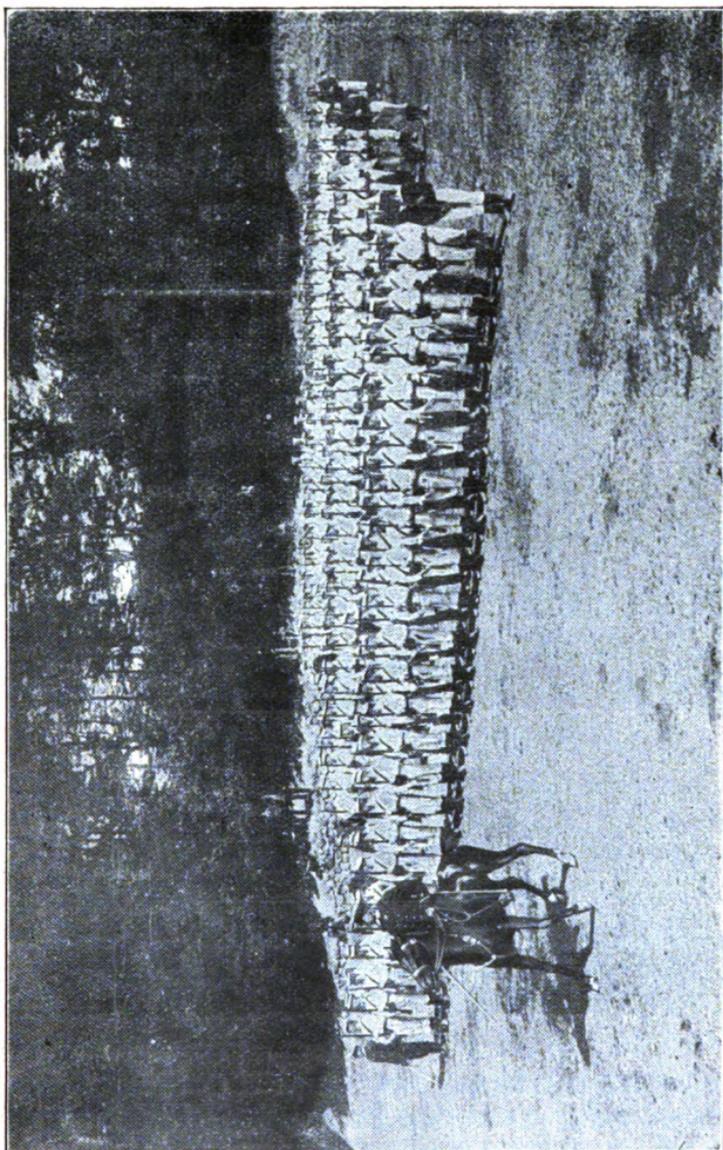
Die Bewaffnung besteht außer dem Seitengewehr aus dem Gewehr „Modell 88“. Indessen werden jeder Landungstruppe auch eine Anzahl Maschinengewehre und Schnellfeuergeschütze nebst entsprechender Munition, die auf Karren verladen wird, beigegeben.

Die Landungsgeschütze müssen im Gelände von den Bedienungsmannschaften selbst gezogen werden. Zu ihrer Verteidigung im Handgemenge sind die Bedienungsmannschaften außer mit dem Seitengewehr noch mit dem Armeerevolver ausgerüstet.

Jeder Landungstruppe gehören auch eine Anzahl „Pioniere“ an, die dem Heizer- und Handwerkerpersonal der Schiffe entnommen sind und ihre spezielle Ausbildung als Pioniere in den Werftdivisionen erhalten haben. Ihre Aufgabe bei Landungsunternehmungen besteht darin, Wege und Übergänge zu bahnen, Verschanzungen und andere Deckungen für die eigene Truppe herzustellen und feindliche Verhaue aus dem Wege zu räumen. Zu dem Zwecke sind diese Mannschaften mit Äxten, Sägen, Spaten, Schaufeln, Sprengpatronen usw. ausgerüstet.

Endlich wird jede Landungstruppe auch noch von einer Sanitätsabteilung begleitet, die sich je nach der Stärke des Landungsdetachements aus einem oder mehreren Sanitätsoffizieren und dem Lazarettpersonal zusammensetzt, über Tragbahnen, Verbandstoffe, Arzneien, Desinfektionsmittel und dergleichen verfügt und ebenfalls mit dem Armeerevolver bewaffnet ist.

Kommt ein Geschwader in die Lage, an Küstenpunkten, die vom Feinde besetzt sind, Truppen landen zu müssen, so wird der Geschwaderchef in der Regel zunächst so nahe als möglich an die Küste herandampfen, um die Siedlungen, die dem Gegner Rückhalt geben können, durch die Schiffsgeschütze zu zerstören, er wird aber auch gleichzeitig die Stellungen der Gegner selbst unter Feuer nehmen. Halb- beziehungsweise unzivilisierte Gegner werden diesem Feuer in der Regel um so weniger längere Zeit standhalten, als sie meistens nicht in der Lage sind, dieses wirksam erwidern zu



Besichtigung an Land.

können. Hält dann der Geschwaderchef den Zeitpunkt zu einem Landungsversuche für gekommen, so werden

sämtliche Barkassen, Pinassen und sonstigen Boote der Schiffe zu Wasser gebracht und mit Proviant, frischem Wasser, Brennmaterial und Kocheinrichtungen versehen. In die erstgenannten Fahrzeuge, die sogenannten schweren Boote, werden die Maschinengewehre und



Maschinengewehre in Gefechtsstellung.

Landungsgeschütze nebst Zubehör verladen. Um aus den Landungsgeschützen bereits während der Fahrt nach dem Strande feuern zu können, werden die Rohre von ihren Lafetten gehoben und auf besonders für diesen Zweck konstruierte Bordlafetten gelegt.

Der Befehl zur Einbootung der Mannschaften erfolgt durch Horn- oder Trommelsignale, eventuell auch durch die Pfeifen der Bootsmannsmaate. Die Ausführung geht rasch und sicher vonstatten, da jeder Rekrut genau weiß, zu welchem Boote und an welchem Platz er gehört. Die Fahrzeuge selbst werden zu drei Treffen geordnet, von denen das erste die „schweren“ Boote umfaßt, die gleichzeitig die des zweiten und dritten

Treffens ins Schlepptau nehmen müssen. Auf den leichteren Booten des zweiten Treffens befindet sich die sogenannte Avantgarde, der die Aufgabe zufällt, den Strand von etwaigen Feinden zu säubern, die ihn beherrschenden Punkte am Ufer zu besetzen und die Landung der beiden anderen Treffen zu decken.

Sobald sich die Schlepplüge dem Strande nähern und in seichtes Wasser gelangen, werden die Boote des zweiten Treffens losgeworfen und gleiten nun durch die Ruderer getrieben zwischen den anderen hindurch weiter vor, bis die Insassen watend den Strand erreichen können. Muß die Landung erzwungen werden,



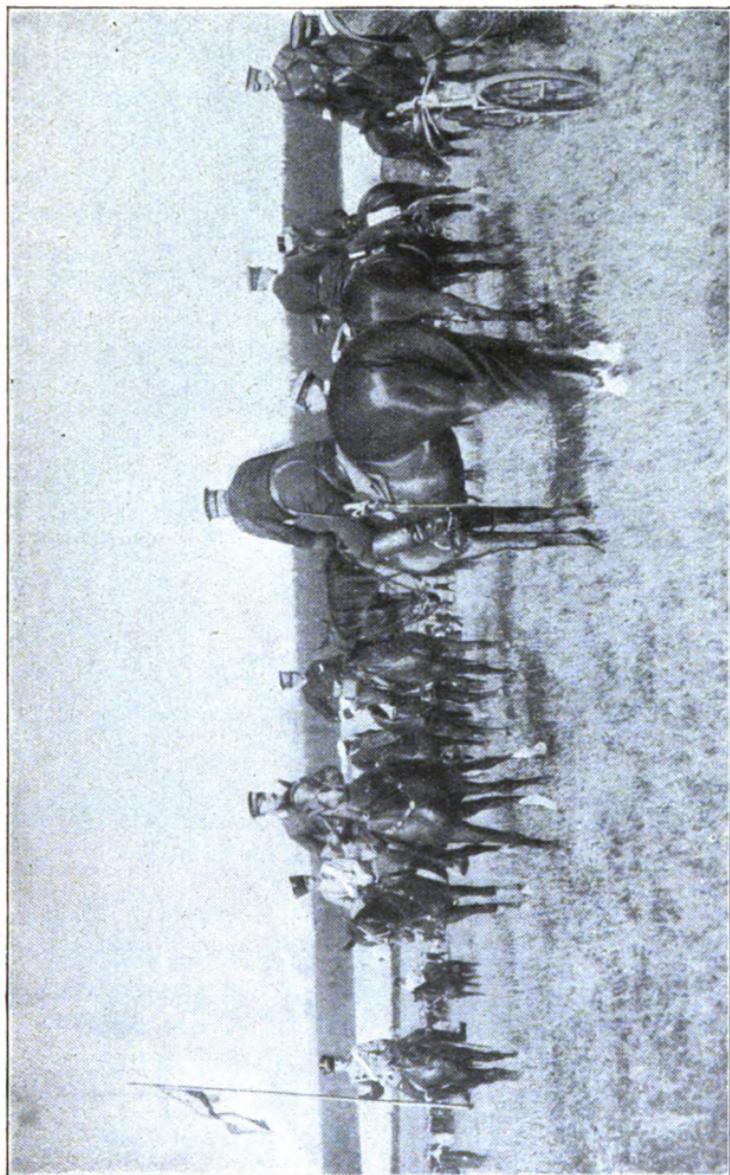
Gefechtspause.

so unterstützen nicht nur die Besatzungen der schweren Boote durch ihr Feuer das Vorgehen der Avantgarde, sondern es greifen auch die sämtlichen Schiffsgeschütze in den Kampf ein, bis der Feind geworfen ist und die weitere Ausbootung erfolgen kann.

Bei letzterem werden die Rohre der Landungsgeschütze wieder auf ihre eigentlichen Lafetten gelegt und über besonders mitgeführte Lauffschwelen an den Strand gebracht. Den Beschluß bilden die Boote des dritten Treffens, die Jollen mit dem Sanitätspersonal und den Lazarettinrichtungen. Nach der Ausbootung der gesamten Landungstruppe bleiben in jedem benützten Fahrzeug mindestens zwei Leute als Wache zurück. Sie haben für die Sicherheit der Boote aufzukommen, sie gegen feindliche Überfälle und vor Strandung zu bewahren und sie für die Wiedereinbootung der Truppe bereitzuhalten.

Die Stärke der Truppe, die ein Geschwader für Operationen am Lande abgeben kann, richtet sich einmal nach der Zahl, dann aber auch nach dem Typ der dem Verbande angehörigen Schiffe. Im allgemeinen gilt als Regel, daß ein Schiff nicht mehr als höchstens dreißig Prozent seiner Besatzung für Landungsunternehmungen entbehren kann, da es auch nach dieser Abgabe unter allen Umständen manövrier- und kampffähig bleiben muß. Das Landungsdetachment eines „kleinen“ Kreuzers mag sich demnach auf etwa 80, das eines Panzerkreuzers vom Typ des „Blücher“ auf etwa 225, das eines modernen Dreadnoughts auf 260 Köpfe stellen. Bei den älteren Schiffen unserer Flotte sind diese Ziffern entsprechend zu ermäßigen.

Es liegt auf der Hand, daß die Landungsabteilung eines einzelnen Schiffes im Auslande wenig auszurichten vermag, und selbst die vereinigten Abteilungen kleinerer Geschwader bilden numerisch immer nur eine schwache Truppe, die sich auf weitausgreifende Unternehmungen am Lande nicht einlassen kann, zumal ihr diejenigen Möglichkeiten fehlen, die allein weiter-



Berittene Marineoffiziere bei der Kritik vor dem Prinzen Heinrich von Preußen.

gehenden Operationen einen Erfolg sichern können. Dahin rechnen wir nicht nur die dauernd aufrechtzu-

erhaltende Verbindung mit dem Geschwader, sondern auch die unbedingt nötig werdenden Nachschübe an Truppen und Kriegsmaterial aller Art, ohne die auch die bestgeleitete Truppe nicht auskommen wird.

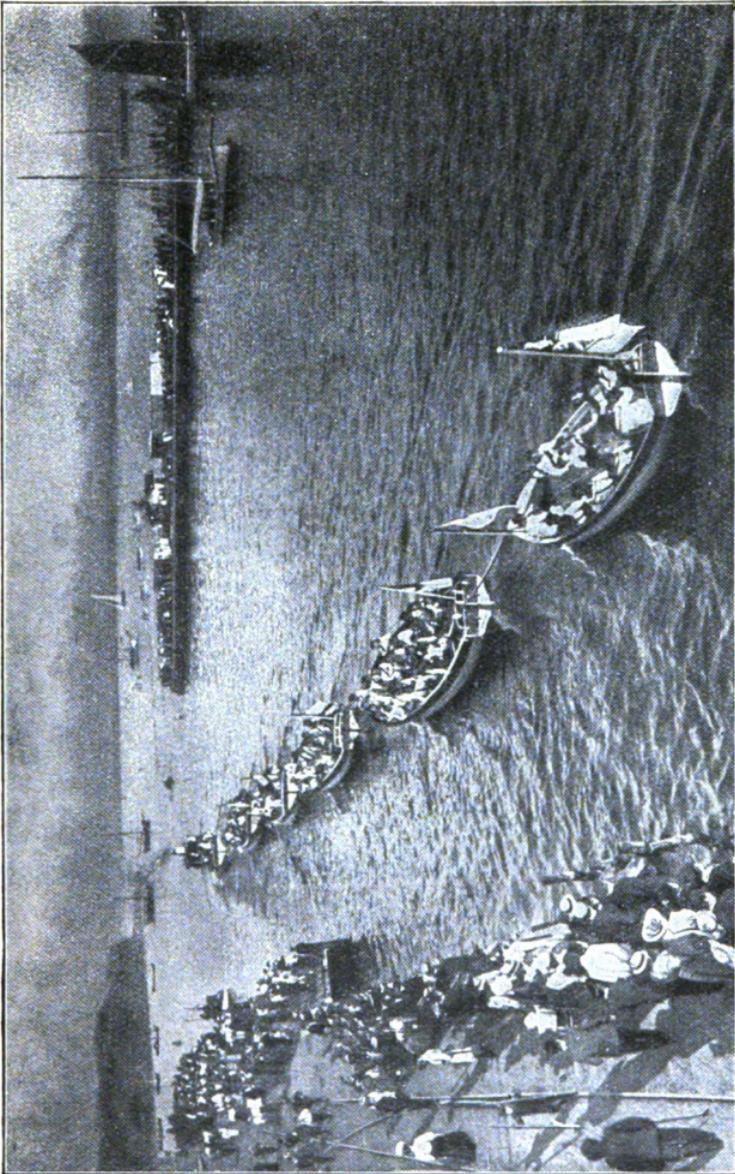
Wenn es also auch richtig sein mag, daß solchen Landungsunternehmungen durchweg etwas Handstreich-



Maschinengewehrabteilung im Gefecht.

artiges anhaften muß, so ist unter gewissen Voraussetzungen ihr Erfolg doch von nicht zu unterschätzender Bedeutung, und sie werden gerade halbzivilisierten Gegnern gegenüber um so nachhaltiger wirken, je rascher und nachdrücklicher sie zur Durchführung gelangen.

Jedenfalls werden Landungsmanöver und kriegsmäßige Übungen am Lande, wie unsere Abbildungen sie in verschiedenen Lagen zeigen, in unserer Marine auch ohne Rücksicht auf die Jahreszeit und Witterung



Zurück zum Gefchwander.

fleißig geübt. Die ausgedehntesten fanden bisher im Anschluß an die großen Herbstmanöver unserer

Schlachtflotte und dann meistens an der schleswig-holsteinischen oder mecklenburg-pommerschen Küste unter Mitwirkung von Teilen des Landheeres statt.



Freund und Feind im gemeinsamen Biwak.

Bei Landungsmanövern an der Kieler Förhrde wirken als Gegner nicht selten Kompanien des Seebataillons mit, und man kann das Vergnügen haben, nach solchen Gefechten am Lande Freund und Feind in Eintracht daselbe Lager beziehen zu sehen.





Das Geschenk des Inders.

Novelle von F. C. Oberg.



(Nachdruck verboten.)

Als ich da vorhin, halb ohne daß ich's wollte, äußerte, heute sei ein sehr merkwürdiger Gedenttag für mich," sagte Sir Henry AirnsCraig, indem er sich vom Klubdiener Feuer für seine Zigarette geben ließ, „da haben Sie am Ende erwartet, ich würde diese Bemerkung noch näher erklären. Ich bin auch wohl bereit dazu, wenn Sie Lust haben, eine Geschichte anzuhören. Zwar — sie ist lang, und sie ist sehr — sehr seltsam!“

Der sonderbare Ausdruck, mit dem dies letzte, zögernd betonte Wort gesprochen worden war, hatte mit einem Schlage den ganzen Kreis auf Sir Henry aufmerksam gemacht. Lebhaftige Bitten kamen von verschiedenen Seiten, denn wir alle kannten AirnsCraig als einen vorzüglichen Erzähler, der uns schon oft aus seinem zum Teil in Indien verbrachten und an Abenteuern reichen Leben hochinteressante Dinge erzählt hatte.

Tobias, der Klubdiener, war geräuschlos hinausgegangen und hatte die schwere Tür des Rauchzimmers von außen ins Schloß gedrückt. Im Ramin knisterte das Feuer, der Rauch unserer Zigaretten umfing uns wohligh, hie und da knirschte ganz leise das Leder, wenn einer der Herren sich bequemer in seinem tiefen Sessel zurecht setzte.

„Erwarten Sie jedoch keine wilde Dschangelgeschichte,“ begann Sir Henry. „Was Sie heute hören werden, ist etwas anderes, etwas ganz anderes —“ wieder lag derselbe sonderbare Tonfall auf den letzten Worten — „es ist — Aber nein!“ unterbrach er sich. „Wozu soll ich Sie vorher stußig machen! Sie werden Ihre Europäerköpfe schon nachher genug schütteln. Hören Sie also!“

Als ich damals Indien verließ, ging es mir natürlich wie allen Leuten in der gleichen Lage: vor lauter Abschiedsfeiern kommt man kaum zum wirklichen Abschiednehmen. Das Regiment, der englische Klub, der deutsche Klub, die Konsulate — kurz, es waren tausend offizielle und private Feiern, und ich war — fast hätte ich gesagt deren unglückliches Opfer. Gewiß tut es wohl, zu fühlen, daß doch auch zuweilen wirkliche Teilnahme sich regt, und auch die Geschenke, die mir bei meinem Scheiden wurden, waren mir teuer, nicht der Gaben, sondern der Geber wegen; aber dennoch war ich recht erleichtert, als endlich der wirklich letzte Tag meines indischen Aufenthaltes gekommen war. Ich hatte in der letzten Woche bereits in einem Hotel gewohnt und hatte die Grobarbeit des Einpackens meinem Personal und den bestellten Packern überlassen. Jetzt am letzten Tage ging ich aber noch einmal in mein altes Haus, um still und ganz für mich eine letzte Stunde dort zu verleben. Nun — es war jetzt ja alles fremd und ungewöhnlich dort, da jedes Stück und jedes Möbel ausgeräumt war. Es war eben ein Mietshaus des vornehmen Engländerviertels, wie tausend andere auch, und mit merkwürdig brennender Deutlichkeit beschlich mich das Gefühl, wie schnell unsere Spur doch hinter uns verlöscht. Alles Menschliche ist Kommen und Gehen, und die Spur des ein-

zeln ist kaum nachhaltiger als der Fußabdruck im Dünenfande, den der Wind verweht. Wie ich so einsam durch das stille, leere Haus ging, war mir, als be-
fähe ich mein eigenes Grab.

Ganz jäh schrak ich dann auf. In einer der Türen stand mir plötzlich eine hohe, weißgekleidete Gestalt gegenüber.

Zu meiner Verwunderung erkannte ich Yorhi, den meiner eingeborenen Diener, den ich mit wirklichem Bedauern entlassen hatte. Diese Indier sind ja ein seltsames Volk, immer still, immer zurückhaltend — und man weiß eigentlich nie, welcher Art der Mensch ist, der einem vielleicht jahrelang täglich das Wasser gebracht hat. Ich hatte bei Yorhi oft das Gefühl gehabt, er hinge in Zuneigung und Treue an mir, aber zu einer ganz festen Überzeugung davon war ich trotz allem nicht gelangt. Als Yorhi von meiner Absicht, Indien zu verlassen, unterrichtet wurde, hatte er mehr Bestürzung als Bedauern gezeigt, dann aber hatte er mich plötzlich leidenschaftlich gebeten, ihn doch mit nach Europa zu nehmen. Ich war auch schon halb entschlossen dazu, als der Plan durch ihn selbst vereitelt wurde. Er erklärte mir nämlich eines Tages, er wolle heiraten. Nun sagte ich ihm natürlich, daß ich nur einen unverheirateten Diener mitnehmen könne, und daß er also zwischen seiner braunen Tanahita und mir zu wählen habe. Wie die Wahl ausfiel, ist ja selbstverständlich. Immerhin hatte ich aber doch bei seinem Abschied von mir das Gefühl gehabt, daß ihm das Scheiden tief ans Herz gehe. Auch ich hatte mich, wie gesagt, von diesem stillen, sanften, ruhigen Menschen mit wirklichem Bedauern getrennt.

Jetzt, als er mir wieder gegenüberstand, war Yorhi in lebhafterer Weise, als es sonst seine Art war, auf

mich zugestürzt und hatte meine beiden Hände erfaßt — eine Vertraulichkeit, die mich befremdete, deren er, der stets so Stille, Zurückhaltende, sich jedoch merkwürdigerweise gar nicht bewußt zu werden schien.

„Sahib — ich wußte, du würdest kommen und dem alten Hause lebewohl sagen,“ begann er, „und ich habe hier jeden Tag auf dich gewartet!“

Diese Treue des braunen Burschen rührte mich, und überhaupt hatte es etwas Ergreifendes für mich, gerade in den melancholischen Betrachtungen, denen ich mich hingegeben hatte, daran erinnert zu werden, daß hier ein Herz schlug, das meine Spur halten würde.

„Mein guter Yorhi!“ sagte ich dankbar.

Yorhi hielt noch immer meine Hände in den seinen, und seine dunklen Augen hingen so unablässig an meinem Blick, als habe er sie für immer dort verankert. Wie er so gar nicht aufhörte, mir in die Augen zu sehen, beschlich mich langsam ein leises Befremden. Diese Augen schienen zu wachsen, wurden größer und größer, sie saugten sich an mir fest, ja, sie begannen, mir die eigenen Augen förmlich aus dem Kopfe zu zerren.

Die Stille und Einsamkeit des großen leeren Hauses, in dem wir beide uns allein befanden, kam mir plötzlich zum Bewußtsein, und die Lage erschien mir unklar, quälend, fast drohend.

„Sahib,“ sagte da Yorhi mit leiser Stimme und langsamem, feierlichem Tonfall, indem seine Augen fortfuhren, an den meinen zu hängen, „Sahib, du gehst jetzt in dein Land, und alle geben dir Geschenke. Yorhi ist arm und kann dir nicht Elfenbein oder Silber geben. Aber er gibt dir etwas anderes — und es ist mehr, als irgend jemand dir gegeben hat. Es ist die Abschiedsgabe Indiens. Nimm sie hin!“

Diese zwei letzten Worte waren wie ein zischendes

Flüstern, bedrängend und eindringlich, und mit ihnen zugleich überkam mich ein ganz entsetzliches Gefühl — mir war, als ob meine Augen, der Gewalt des an ihnen zerrenden Blickes ganz plötzlich nachgebend, nun wirklich ihre Höhlen verließen, sie flossen von mir, und mir war, als würde damit mein ganzer Kopf zunichte — ein Gefühl war es, das sich einfach nicht wiedergeben läßt.

Mit einem Male aber preßte sich etwas Heißes, Drängendes gegen meine Augen, etwas, das sie zurückschob, das sie in ihre Höhlen zurückdrückte.

Waren es Yorhis Lippen, die meine Augen küßten?

Ich wußte es nicht — und ich weiß es auch heute noch nicht.

Mein Erinnern setzt bei dem Punkt wieder ein, als ich aus einer tiefen Ohnmacht erwachte. Ich lag auf dem Fußboden, Yorhi war um mich bemüht und hatte wieder das gleichmäßige, ruhige Wesen, das ich an ihm kannte. Seine Augen waren warm und voll dunkelleuchtenden Scheines wie immer, und nichts erinnerte an den dämonischen Blick von vorhin.

Mir war schwach und müde zu Sinn, und ich nahm alles, was mit mir geschah, wie durch einen Schleier hindurch wahr.

Yorhi richtete mich auf, besorgte mir einen Wagen und brachte mich in mein Hotel. Dort im Vestibül verließ er mich — mit jenem ruhigen und ehrerbietigen Gruß, den ich von ihm gewohnt war.

Als ich dann in meinem kühlen Hotelzimmer lag, versuchte ich, mir die seltsamen Vorgänge ins Gedächtnis zurückzurufen. Was hatte ich erlebt? War es nicht etwa nur ein Traum, daß Yorhi, mein stiller, wortfarger indischer Diener, so sonderbare Dinge gesprochen und mir so wunderbar in die Augen geschaut hatte,

bis mir darüber die Sinne schwanden? War der Anfall nicht eher eines jener Symptome, die mich bereits in verschiedener Form heimgesucht hatten, um darzutun, daß mein Gesundheitszustand allen Ernstes das Verlassen des mir so lieb gewordenen Landes forderte?

Am Vorabend war ich bis in die Frühe des betreffenden Tages auf dem Fest bei Lady Landringham gewesen, und nach nur kurzer Ruhe hatte ich mich schon wieder auf den Weg nach meinem alten Hause gemacht, um mich dort in düstere Eindrücke zu verlieren, zu allem die Anstrengungen der letzten Woche und mein nicht sehr günstiges Befinden hinzugerechnet — war das nicht genug, um einen derartigen Anfall zu erklären? Ich fühlte mich aber unfähig, festzustellen, ob meiner Ohnmacht wirklich jenes sonderbare Erlebnis vorangegangen war, oder ob meine unklar werden- den Sinne es mir nur vorgespiegelt hatten.

Je mehr ich jedoch über die Sache nachdachte, desto überzeugter neigte ich zu der Annahme, Jorhis seltsames Benehmen sei ein Traumbild gewesen; damit verlör ja auch der Vorgang jede Wichtigkeit, und ich vergaß ihn bald.

Es hat lange gedauert, bis ich mich seiner wieder erinnerte.

Ich war nach Europa zurückgekehrt. In der Schweiz hatte ich eine längere Kur durchgemacht, der sich ein Aufenthalt in Wiesbaden anschloß. Das große internationale Badeleben dort brachte mir viele Anregung, und da ich auch ziemlich schnell allerlei sympathischen Verkehr gefunden hatte, so war ich schon fast auf dem Punkt, den Abschied von Indien ein wenig zu verwinden und mich in die europäischen Verhältnisse zurückzugewöhnen.

Eines Abends saß ich mit einigen Bekannten im Weinrestaurant des Kurhauses. Die Unterhaltung war angeregt und lebhaft, geriet aber nach einer Weile auf irgend einen Gegenstand, der mich weniger interessierte. So kam es, daß ich meine Augen absichtslos und halb meinen eigenen Gedanken nachhängend im Restaurant umherschweifen ließ. Mein Blick blieb hängen, als ich in einiger Entfernung, mir gerade gegenüber, einen jungen Mann sitzen sah, den ich einmal irgendwo kennen gelernt haben mußte. Noch dabei, mich zu besinnen, wer jener junge Mensch sei und wo ich ihn getroffen habe, durchfuhr mich plötzlich eine sonderbare Bestürzung: Jener da drüben war überhaupt kein Bekannter von mir, denn den jungen Mann, an den ich dachte, hatte ich ja — gleich einigen anderen Herren — erst heute abend kennen gelernt, und er saß hier mit mir am selben Tisch, er war ein Neffe von einem der Herren, mit denen ich viel zusammen zu sein pflegte, und war mir als Leutnant v. Echtritz vorgestellt.

In leiser Betroffenheit sah ich jetzt auf den jungen Offizier, der in meiner Nähe saß und den Fremden im Rücken hatte, und dann betrachtete ich wieder den anderen jungen Mann, der dort allein vor seinem Wein saß, und meine Bestürzung wuchs mehr und mehr, denn die Ähnlichkeit dieser zwei jungen Leute war so beispiellos, so Zug für Zug, daß es förmlich beängstigend wirkte.

Meine Nervosität stieg immer mehr, während meine Augen vergleichend vom einen zum anderen gingen. Beide waren in dasselbe elegante Zivil gekleidet, beide hatten dieselbe Haltung, beide waren überhaupt einander so restlos gleich, wie es niemals von zwei Brüdern, sondern eigentlich nur von einem Menschen und

seinem Spiegelbild denkbar schien. Hier wie dort der gleiche Kaffeetopf mit dem jungen, noch fast knabenhaften Gesicht, dem die braune Hautfarbe so viel Reiz gab, hier wie dort der helle, von der Sonne nicht gebräunte Streif der Stirn, der sich so wirkungsvoll gegen das dunkle Haar absetzte, dieselbe gutgeschnittene Nase mit dem kurzgehaltenen Schnurrbart darunter. Nur lachte der Leutnant an unserem Tisch jetzt gerade über einen Witz, während der Fremde da drüben mit unbewegtem Gesicht vor sich hinsah, in den Augen einen sonderbaren Ausdruck tiefer, ernster Entrücktheit. Vor ihm stand sein Rotweinglas halbgefüllt, aber ich sah nicht, daß er den Wein berührte. Seine braunen Finger lagen am Fuß des Glases und schoben den Kelch in gedankenloser Spielerei hin und her. Leise schwankte der Wein darin, und die funkelnden Reflexe tanzten auf dem weißen Damast des Tischtuchs.

Ich hatte die Empfindung, daß niemand an unserem Tische meine Beobachtung teilte, und ohne mir selbst sagen zu können, weshalb, hatte dies etwas Befriedigendes für mich. Irgend ein unklares Gefühl, über das ich mir im Augenblick gar keine Rechenschaft gab, hielt mich ab, einen meiner Nachbarn auf dies sonderbare Spiel des Zufalls aufmerksam zu machen. Ich selbst verlor bei diesem Vorgang ganz das Gefühl für Zeit und weiß nicht, ob ich einige Minuten oder eine halbe Stunde damit zubrachte, diese beiden jungen Menschen miteinander zu vergleichen.

Plötzlich fuhr ich aus meinen Betrachtungen auf. Ein leises Klirren von Scherben hatte mein Ohr erreicht, und zu dem Fremden hinüberblickend sah ich, daß er sein Weinglas umgestoßen und zerbrochen hatte. Der rote Wein floß in grossem Strom über den Tisch

und tropfte von der Kante des Tisches zu Boden. In Rinnsalen so schmal wie Fäden sickerte das feuchte Rot an dem weißen Leinen herab.

Und plötzlich erinnerte mich dieser rieselnde Wein an Blut, wie ich es im Felde so oft über Haut und Hemd der Sterbenden hatte laufen sehen.

„Lieber Himmel —! Verzeihung! Es ist fünf Minuten vor ein Uhr!“

Das war die Stimme des Leutnants v. Echtrich, die meine Aufmerksamkeit wieder an unseren Tisch zurückrief. Der Leutnant war aufgestanden und verabschiedete sich voller Hast. Er war von Köln nur auf einen Tag herübergekommen und mußte seinen Zug zur Rückfahrt unbedingt erreichen.

Als er hinausgegangen war, fiel mir ein, wieder nach dem Doppelgänger zu sehen.

Auch er war fort, denn sein Tisch war leer und trug bereits wieder ein fleckenloses Tischtuch. In der Zeit, in der mich der Ausbruch des Leutnants v. Echtrich abgelenkt hatte, mußte jener Fremde aufgebrochen sein, und ein dienstfertiger Kellner hatte wohl sofort den Schaden wieder ausgeglichen.

Erst als mich jemand aus unserer Tafelrunde anrief, wurde ich mir bewußt, daß ich mehrere Minuten in Sinnen verloren auf jenen leeren weißen Tisch gestarrt hatte, an dem der seltsame Doppelgänger gegessen, und über dessen hellen Damast das rote Weinblut herabgetropft war. —

Vier Tage nach diesem Vorfall bekam ich im Lesesaal des Kurhauses die Kölnische Zeitung in die Hand. Zufällig überlas ich die lokalen Notizen, als mir plötzlich die Hand mit dem Zeitungsblatt zuckte. Dort stand in einem kurzen Absatz in nüchternem Zeitungsstil, daß sich in der letzten Nacht der Leutnant v. Echtrich er-

schossen habe. Vorname und Regiment waren angegeben, so daß ein Irrtum ausgeschlossen war — es war derselbe junge Mann, den ich noch vor wenigen Tagen so heiter und lebensfroh hier in Wiesbaden gesehen hatte. Als Anlaß zur Tat wurden Ehrenschnlden vermutet. Hingugefügt war, daß die Kugel, die das Herz getroffen hatte, die Taschenuhr des Erschossenen sichtlich zugleich mit seinem Herzen zum Stillstand gebracht habe. Man hatte sie bei der Leiche gefunden, und die Zeiger hatten auf fünf Minuten vor ein Uhr gezeigt. Die Tat war also wohl um diese Zeit geschehen.

Fünf Minuten vor ein Uhr!

Ganz plötzlich stand jene Situation im Weinrestaurant wieder vor mir. Gerade fünf Minuten vor ein Uhr war's gewesen, als jener rote Wein über das weiße Tischleinen rann und mich an Tod und Sterben gemahnte. Fünf Minuten vor ein Uhr hatte der Fremde, der eine so unbegreifliche Ähnlichkeit mit dem jungen Offizier hatte, sein Glas zerbrochen, und dreimal vierundzwanzig Stunden später —

Ein Schauer überlief mich. Dann aber stand ich auf und ging aus dem Lesesaal hinaus in die Sonne. Ich wollte nicht mehr an all dies denken. Verlei Zufälligkeiten geschehen, und nur Narren grübeln darüber. Ich ging durch die Anlagen, musterte die herrlichen, sprühenden Wasser, das Leuchten der Blumen, das Prangen des Rasens, genoß den Säulenthrythmus am Portikus des Kurhauses — kurz, ich tat alles, was man tut, wenn man an andere Dinge der Welt denken will, machte aber die Erfahrung, daß gerade dies die Methode ist, um dem Gedanken, vor dem man flieht, die rechte Zähigkeit zu geben.

Da ich Wiesbaden bald darauf verließ, war jene

Episode unter den neuen Eindrücken schließlich doch bald und völlig vergessen.

Nach mehrwöchentlichem Herumreisen auf dem Kontinent traf ich in England ein. Schottland ist meine Heimat, aber ehe ich dort hinaufreiste, hielten mich Verpflichtungen verschiedener Art in London fest. Es war reizvoll, alte Freunde und Kameraden des früheren Regimentes wiederzutreffen, und Abend für Abend hatte ich in der Regel eine Verabredung, so daß mir die ersten vierzehn Tage meines Aufenthaltes in London wie im Fluge verstrichen waren. Eines Abends hatte ich einige Freunde zu mir ins Hotel gebeten, und die Zeit vor dem Essen, das um acht Uhr angesetzt war, verbrachten wir in der großen Halle des Hotels. Es war in dieser Zeit, so zwischen sieben und acht Uhr abends, gerade die unterhaltendste Stunde der Halle. Reisende kamen an, andere gingen; ein Teil der Hotelgäste fuhr zu Oper oder Konzert oder irgend sonst einer Abendveranstaltung, und ein ziemlicher Teil von Leuten — wie in diesem Fall auch wir — hielt sich in behaglichem Nichtstun in der Halle auf. Wir befanden uns in sehr angeregter Stimmung.

Die große Halle bot ein hübsches Bild, alles war weiträumig, und die Leute verloren sich im Raum wie in einer Kathedrale. Zur rechten Seite öffnete sich die Halle in den Wintergarten des Hotels. Dort hing loses, gedämpftes Licht über dem üppigen Grün der vielen prächtigen Palmen und Blattpflanzen. Vor uns hatten wir, um einige Stufen tiefer, das hell erleuchtete Vestibül des Hotels. Auf einer seitlichen Tribüne, in der Nähe des Wintergartens spielte ein Orchester in musterhaft zurückhaltender und dennoch eindringlicher Weise irgend etwas Sentimentales.

Jetzt öffnete sich unten im Vestibül wiederum eine

der Türen der Aufzüge, die fast immer in Bewegung waren, und eine sehr erlesen gekleidete Dame trat heraus. Ein entzückender, leichter Abendmantel aus schönem Stoff in Elfenbeinfarbe floß von den Schultern der Dame bis hinab auf den kirschroten Teppich. Die weichen Falten und die schwere bronzefarbene Verbrämung des Mantels deuteten eine zwar zarte, aber wunderbar schlank und ebenmäßig gewachsene Gestalt an. Das Haupt der Dame war unverhüllt, aber da sie uns den Rücken zuwandte, konnte man nur die Fülle herrlichen schwarzen Haares und den Anfsatz des schmalen Nackens sehen.

Als die Dame eine Vierteldrehung machte, so daß ihr Profil uns sichtbar wurde, preßte Lord Chestford, der neben mir saß, meinen Arm.

„Sie ist es!“ flüsterte er.

„Welche, sie?“ fragte ich nicht ohne Ironie leise zurück.

Lord Chestford sah mich an, als bezweifle er mein klares Denken. „Ja, bester Freund! Urnsraig — wissen Sie denn nicht?! Sie wohnen mit Kathleen Mavourneen unter einem Dach und kennen sie nicht?“

„Kathleen Mavourneen?“ wiederholte ich völlig verständnislos, indem ich mich erinnerte, daß dieser klangvolle Mädchenname den Refrain eines alten schottischen Liebesliedes bildete. Was hatten das melancholische Hochlandslied und diese elegante Weltbame miteinander zu tun?

Lord Chestford fuhr fort: „Nicht einmal den Namen kennen Sie!“ sagte er in einem Tonfall voll sehr vieler Ausrufungszeichen. „Und dabei spricht ganz London seit Wochen von nichts anderem als von Kathleen Mavourneen, dem wundervollen neuen Star des großen Zirkus! Sie macht die tollsten und entzückendsten Sachen auf ungesatteltem Pferde!“

Ich konnte mich nicht enthalten leise zu lächeln. „Also eine Kunstreiterin, und ich war mindestens auf eine Herzogin gefaßt!“ spöttelte ich, während mich unwillkürlich etwas wie ein leises Gefühl der Empörung überkam, daß dieser zärtliche und holde Name aus einem alten Liebeslied zum Artistenpseudonym gemacht worden war.

„Sie brauchen nicht so geringschätzig zu sprechen,“ bemerkte Lord Chestford überlegen. „Kathleen Mavourneen hat die höchsten Aristokraten der vereinigten Königreiche zu ihren kleinen Füßen. Jeden Tag könnte sie in Wales oder Schottland oder Irland Herzogin sein, wenn sie wollte.“

„Derartige Gerüchte pflegen die wirksamste Reklame solcher Damen zu sein,“ sagte ich ungerührt, schwieg dann aber, da die Besprochene in diesem Augenblick die Stufen zur Halle heraufkam und an uns vorüberschritt.

Während unseres kurzen Gespräches hatte die Künstlerin zusammen mit einer älteren, sehr vornehm aussehenden Dame im Vestibül gestanden, offenbar auf ein Auto wartend. Dann war von den Damen einer der Hotelbediensteten herbeigerufen worden, man hatte sich kurz mit ihm verständigt, und während er dienst-eifrig in der Telephonzelle verschwand, betraten die Damen die Halle.

Die Anmut dieses jungen Geschöpfes war wunderbar. Sie die Stufen hinaufschreiten und dann Platz nehmen sehen, war ein Anblick, von dem eine Königin, die ihren Thron besteigt und auf dem Sessel unter dem Purpur Platz nimmt, hätte lernen können. Das Gebietende in dieser an sich eher zarten als imponierenden Erscheinung verlieh ihrer Schönheit ein Etwas, das jeder Geringschätzung, ja schon dem leifesten unehrerbietigen Gedanken die Schranke zog.

Im Wintergarten begann das Orchester eben die Bartarole aus Hoffmanns Erzählungen. Dieser unendlich reizvolle Walzer, dessen Zauber sich so leicht niemand erwehren kann, schwebte leise durch den großen Raum. Es war einige Augenblicke lang eine traumhaft stille, hingeebene Stimmung. Überall mochte man das Erscheinen der gefeierten Schönheit beobachtet haben, und überall war, wie auch bei uns, das Gespräch unterbrochen worden.

Als ich mich umsah, fiel mir auf, daß in der großen Halle zufällig Kathleen Mavourneen und ihre Begleiterin die einzigen Damen waren, und da die letztere dunkel gekleidet war, so trat die Gestalt der Künstlerin als die einzige lichte besonders hervor. Sie saß da in vollendeter, ein wenig unnahbarer Haltung, den schönen Kopf erhoben und das herrliche Antlitz vom warmen Licht übergossen. Das Grün der großen Palmen, die in der Halle standen, das tiefe Violett des Teppichs und der Vorhänge, das Braun der Möbel — alle Farben, alle Dinge schienen dunkel und schweigend, um nur Kathleen Mavourneen als das einzig Strahlende hervortreten zu lassen. Der Walzer sang leise daher und schien wie die zu Musik gewordenen Gedanken der Menschen, die in der Halle waren — die ganze Situation glich einer wortlosen Huldbigung der Schönheit.

Ganz zufällig hatte ich mich umgewandt und gedankenlos nach dem Wintergarten hinübergesehen, und da bemerkte ich, daß Kathleen Mavourneen doch nicht die einzige helle Gestalt im Raume war. Denn dort, am Eingang des Wintergartens, beschattet von den Pflanzen und von dem gedämpfteren Licht umflossen, stand noch eine Dame. Sie trug einen Theatermantel, der genau dem der Artistin glich, elfenbeinfarben und bronzeverbrämt, um den fein geformten Kopf lag

dunkles Haar, dessen Ansatz in einen schmalen, stolzen Nacken verlief. Das Gesicht war abgewandt, ich konnte es nicht erkennen.

„Sie geht — wie schade!“ hörte ich Lord Chestford murmeln, und meinen Blick zurückwendend sah ich, wie Kathleen Mavourneen die Stufen hinabschritt und durch das Vestibül dem Ausgang zuing. Der Pfiff einer Autohuppe klang gleich darauf schwach und verweht herein und zerschnitt den letzten melancholischen Hauch der Barcarole.

Nun trat auch ein Kellner auf uns zu mit der Meldung, daß angerichtet sei, und während wir aufstanden, sah ich zum Wintergarten hinüber.

Jene Dame, die dort gestanden, war verschwunden.

Natürlich drehte sich unser Gespräch bei Tisch zunächst um Kathleen Mavourneen. Alle Legenden, die sich, ob auf berechtigtem Anhalt fußend, ob nicht, stets um eine solche Künstlerin weben, wurden mir mitgeteilt, und schließlich endeten wir in dem Entschluß, morgen zusammen in den Zirkus zu gehen. Als wir dann später aufstanden, um bei Mokka und Importen den Abend abzuschließen, sah ich beim Betreten der Halle wiederum absichtslos zum Wintergarten hinüber, und nicht ohne Erstaunen bemerkte ich dort genau wie vorhin dieselbe Dame im hellen Mantel. Sie glich, was mir schon das erste Mal aufgefallen war, ganz außerordentlich der Erscheinung von Kathleen Mavourneen. Jetzt hob sie den Kopf, und eine merkwürdige Verwunderung ergriff mich — es war Kathleen Mavourneen selbst, die dort stand. Ihre Gestalt zeigte eine halb lauschende, halb träumerische Haltung, ihr holdes Antlitz war von der der Künstlerin eigenen Blässe, und die dunklen Augen sahen mit einem Ausdruck ernster, sinnender Verlorenheit vor sich hin.

Da ließ ein fern, wohl aus den Speisefälen herüberklingendes Klirren von zerbrechenden Gläsern mich den Kopf wenden, und als ich wieder nach dem Wintergarten zurück sah, war Rathleen Mavourneen verschwunden.

„Rathleen Mavourneen ging eben durch den Wintergarten,“ sagte ich, während wir unsere alten Plätze einnahmen.

Lord Chestford lachte. „Das ist nicht gut möglich,“ sagte er mit der Überlegenheit des besser Eingeweihten. Er zog seine Uhr. „Sie muß gerade jetzt erst auftreten, denn um elf Uhr kommt ihre Nummer. Sie ist fast die letzte im Programm, weil nach ihrem Auftreten die meisten Leute den Zirkus zu verlassen pflegen, auch nimmt ein großer Teil des Publikums, die bessere Gesellschaft wenigstens, die Logen meistens nicht lange vor ihrem Auftreten ein. Man geht ja auch nicht in den Großen Zirkus, man geht, um Rathleen Mavourneen zu sehen.“

Ich hatte mit Befremden zugehört, und nun antwortete ich ruhig und sicher: „Das mag richtig sein, aber heute ist Rathleen Mavourneen eben aus irgend einem Grunde früher oder überhaupt nicht aufgetreten. Wie ich Ihnen sage, habe ich sie eben selbst gesehen. Dort am Eingang des Wintergartens stand sie.“

„Wir werden ja sehen!“ murmelte Lord Chestford hartnädig. „In der Regel kommt Rathleen Mavourneen nach ihrem Akt gleich aus dem Zirkus ins Hotel zurück, und dann muß sie in etwa einer halben Stunde hier sein.“

Es waren ungefähr zwanzig Minuten vergangen, als Lord Chestford, der die Außentür des Vestibüls im Auge behalten hatte, mich aufmerksam machte — in der Tat, dort kam Rathleen Mavourneen herein und

durchschritt das Vestibül bis zum Aufzug, in dem sie verschwand.

Ehe ich noch etwas sagen konnte, war ein Bekannter auf uns zugetreten, der meiner Einladung für heute abend erst so spät hatte folgen können. Er erklärte, daß er sich verpflichtet habe, eine Dame in den Zirkus zu begleiten.

„Sie kommen eben aus dem Großen Zirkus?“ rief Lord Chestford lebhaft. „Da können Sie ja gleich eine Meinungsverschiedenheit entscheiden. Ist Rathleen Mavourneen heute abend aufgetreten?“

Der Gefragte lächelte. „Wozu wären wir denn sonst wohl im Zirkus gewesen?“

„Und wann hat sie ihre Nummer ausgeführt?“

„Wie immer um elf Uhr. Meine Begleiterin und ich verließen bald nach ihrem Auftreten den Zirkus, und mein Automobil, das mich hierher brachte, fuhr hinter dem von Rathleen Mavourneen her. Ich bin doch eben mit ihr zusammen hier angekommen.“

„Nun?!“ Das kam triumphierend von Lord Chestford zu mir.

Ich aber war schon mit einer gemurmelten Entschuldigung aufgesprungen und hinausgegangen. Mir war, als stände mein Verstand still. Ich hätte in dieser Sekunde kein Wort mehr über Rathleen Mavourneen sprechen hören können. Ich wagte nicht, zu denken. Mir war, als könne ich das, was in meinem Bewußtsein aufgeblitzt war, mit aller Willenskraft noch niederdrücken und es noch nicht Gedanke werden lassen. Ich fühlte mein Herz wie einen Stein, der mir bis zu körperlichem Schmerz an meinem Innern riß.

Als ich zu meinen Freunden zurückkehrte, wurde noch von Rathleen Mavourneen gesprochen. Wortlos hörte ich zu. Mister Stanley Hope, der eben Ange-

kommene, erzählte, daß heute während des Auftretens von Rathleen Mavourneen irgend eine bekannte Persönlichkeit der Finanzwelt das Orchester veranlaßt habe, in dem Augenblick, in dem Rathleen auf ihrem Hengst stehend die Manege verlassen würde, das schottische Lied ‚Rathleen Mavourneen‘ anzustimmen; und als das geschehen war, habe eine große Zahl von Stimmen in der Hingerissenheit des Augenblickes den innigen und melancholischen Refrain ‚Rathleen Mavourneen — Rathleen Mavourneen!‘ mitgesungen. — Jedoch, so schloß Mister Stanley Hope jetzt, habe Rathleen Mavourneen sich auch auf diesen Ausdruck der Begeisterung hin nicht noch einmal gezeigt.

„Können Sie sich denken, Stanley,“ warf Lord Chestford ein, „daß man mehr als zwei Wochen in London gewesen sein kann, ohne Rathleen Mavourneen gesehen zu haben?“ Dabei sah er mich mit gutmütigem Spott an. Aber schnell verschwand dies Lächeln von seinem Gesicht, und bestürzt rief er aus: „Aber was ist Ihnen, Airnsraig? Sie sind ja weiß wie ein Tischtuch!“

„Es ist nichts!“ sagte ich mit einer Stimme, die mir selber fremd vorkam. —

Als ich am nächsten Morgen, später als es meine Gewohnheit war, beim Frühstück saß, bekam ich bereits Besuch.

Lord Chestford schwenkte mir einen schmalen kurzen Streifen farbigen Papiers entgegen. „Da sitzen Sie und lassen sich die guten Dinge im Schlafe kommen!“ begann er, indem er sich zu mir setzte und sich eine ägyptische Zigarette anbrannte. „Ich war schon im Zirkus. Aber ich habe nur eine Loge für übermorgen — Donnerstag — bekommen können. Für heute und morgen war auch nicht ein Sitz mehr zu haben.“

Damit schob er mir den farbigen Zettel zu.

„Für übermorgen?“ Unwillkürlich hatte ich eine abwehrende Bewegung gemacht.

„Meinen Sie, es geht nicht wegen des Dinners bei Lord Ashers? Dann lassen Sie sich erzählen, daß, seit Kathleen Mavourneen in London ist, jede Tischgesellschaft um zehn Uhr auseinandergeht, um sich nachher in rührender Vollzähligkeit in den Logen des Großen Zirkus wiederzufinden.“

Er lachte dazu.

Ich legte wortlos das rote Logenbillett in meine Briefftasche. —

In den nächsten Tagen war mein Wesen dem eines Schlafwandelnden nicht unähnlich. Ich wich, ohne selbst darüber zum Bewußtsein zu gelangen, jedem Gedanken an die Zirkusvorstellung am Donnerstag aus. Es lag ein lastender Druck auf mir, ohne daß ich wagte, ihm eine Deutung zu geben.

Als der Donnerstag gekommen war, streifte mich der Gedanke, lieber nicht in den Zirkus zu gehen. Aber sofort verwarf ich ihn so schnell, als fürchte ich mich davor, für das Nichtingehen einen Grund angeben zu sollen. Und auf der Gesellschaft bei Lord Ashers war mir, als trüge meine Stirn einen kalten eisernen Reifen, der alle meine Gedanken lähmte.

Und dann fand ich mich im Logeneingang des Großen Zirkus. Brennend schnitt mir das helle, gleißende Licht in die Augen. Wie heiß die Luft war, wie grell die Musik! Was in der Manege vorging, sah ich nicht. Ich sah und hörte, ohne doch irgend etwas wahrzunehmen. Ich saß, wie zur Marter angeschraubt, auf meinem Samtessel und focht wie ein Held gegen einen einzigen Gedanken, gegen den Gedanken, gegen den ich mich in diesen letzten Tagen unbewußt immer-

fort gewehrt hatte, und der jetzt dennoch wieder da war.

Da fuhr ich auf.

Ein schwarzes Pferd stob in die Manege.

Das grellgelbe Feld, noch eben von Clownen erfüllt, war mit einem Schlage leer, nur das herrenlose, ungezäumte und ungesattelte, prächtige schwarze Ross brauste wild durch das Rund. Die Musik hatte einige Augenblicke lang ausgefetzt — jetzt begann sie plötzlich einen rasenden Czardas. Und in diesem Augenblick erschien drüben am Rand der Manege eine zarte, schwarze Gestalt und trat in den Raum.

Ein dichtes dunkles Wams umspannte die knabenhaft schlante Gestalt, die wie ein Schattenbild anmutete, so mächtig abgehoben gegen den gelben Sand. Schwarze seidene Strümpfe und schwarze seidene Handschuhe machten den silhouettenhaften Eindruck vollständig. Nur der schmale Kopf, noch verschmälert durch das eng angelegte, glatt gescheitelte Haar, das sich in ornamental rahmenden Flechtenrosetten an die zarten Wangen schmiegte — nur dies seltsame und beinahe streng wirkende Haupt verriet, daß diese kinderhafte, herbe Gestalt ein junges Weib war. Weiß war das Gesicht, das kein Hauch von Schminke mit warmer Farbe übergoß. Von Haar und Hals bis zu Fingerspitzen und Sohlen war nichts als die gleiche tiefe Schwärze, aus der das blasse Gesicht leuchtete wie ein aus Ebenholz geschnitztes Bild mit einem schimmernden Elfenbeingeficht.

Das war Kathleen Mavourneen!

In tollkühnem Lauf flog sie dem schwarzen Hengst entgegen. Schon sah es aus, als würde der prächtig daherbrausende Rappe die zarte Gestalt niederrennen — da schossen Ross und Weib haarscharf aneinander vorüber.

Dann plötzlich durchquerte die schmale schwarze Gestalt das Rund, und ehe man begriff, was geschehen, brauste der Rappe vorbei, und auf seinem Rücken stand aufrecht das schwarze Ebenholzbild — ruhig und stolz und hoch, von wunderbarer Schöne in jeder Linie.

Ein Aufjubeln aus dem Publikum hatte den wilden Sprung belohnt, aber Rathleen Mavourneen übersah und überhörte jede Huldigung. Wie mit dem schwarzen Pferd aus einem Guß stand sie ruhig und ohne Anteil an dem Jubel auf dem Rücken des immer noch in wilden Sätzen dahinstürmenden Tieres. Es war fast ein Wunder, wie diese feine, ranke Gestalt sich auf dem Pferde mit nichts als den Sohlen ihrer Füße halten konnte, und der Anblick von Hengst und Mensch war dabei so schön, daß es kein Sattschauern gab.

Da sprengte ein zweiter Rappe in die Manege, der dem ersten in mächtigen Sätzen entgegenkam. Man sah kaum, daß ein Ansehen zum Sprung Rathleen Mavourneens Gestalt durchstraffte — da war es auch schon geschehen: sie stand auf dem anderen Pferd und ließ sich von ihm weitertragen. Wieder brauste ein Jubel, wieder ließ Rathleen Mavourneen ihn teilnahmslos verklingen.

„Das ist immer so! Ein Satan und ein Engel ist sie!“ murmelte Lord Chestford neben mir. „Keines der Mädchen, die sonst die Birtusleute haben! — Passen Sie auf — jetzt kommt der große Salto. Sie wechselt das Pferd wie eben und überschlägt sich dabei in der Luft.“

Die beiden dahinstürmenden Pferde nahen einander wieder. Diesmal sah man, wie die ganze zarte Gestalt zum Sprunge anhub. Wie von magischer Kraft emporgeschwungen flog sie dann empor, überschlug sich in der Luft, und dann — — —

Ein wildes Aufgellen vieler Stimmen schrillte aus dem Zuschauerraum. Was man sah, waren zwei reiterlose, wild dahinstürmende Pferde und — ein schmaler schwarzer Haufen im grellen gelben Sande der Manege.

Rathleen Mavourneen war bei dem großen Salto gestürzt!

Mit einem jähen Mißlaut brach die Musik mitten im Tardas ab. Stallknechte kamen und bemächtigten sich nach kurzer Mühe mit kundigem Griff der beiden Pferde und führten sie hinaus.

Einige Herren brachen sich durch die Zuschauer Bahn und kletterten über die Brüstung in die Manege. Die Stelle, an der Rathleen Mavourneen am Boden lag, war jetzt von Menschen dicht umdrängt. Dazwischen sah man die rotbefracte Gestalt des Zirkusdirektors auftauchen mit den Gesten der Fassungslosigkeit. Immer mehr Personen standen und knieten an der einen Stelle, auf die alle Blicke gerichtet waren. Von der Gestürzten aber war nichts zu sehen.

Eine furchtbare Lautlosigkeit lastete im Raum. Jede Sekunde schien Ewigkeitsgewicht zu haben. Sie und da ertönte leises wimmernbes Weinen geängsteter Kinder oder fassungsloser Frauen, dann wieder brütete ein Schweigen über den vielen tausend Menschen, das fürchterlicher als jeder Schrei war.

Endlich kam Bewegung in die Menschengruppe, die die Gestürzte umgab. Und dann sah man, wie zwei Männer die schmale schwarze Gestalt aufhoben und hinaustrugen. Das Haupt mit den schwarzen Flechtenrosetten an den schneeweißen Wangen hing tief hintenüber.

Lord Chestford stürzte auf einen der Ärzte zu, der nahe bei unserer Loge durch die Manege schritt. „Was — oh was? Um Gottes willen!“ stieß er hervor.

„Bruch der Halswirbelsäule. Es ist ein schmerzloser Tod gewesen,“ kam es leise zurück.

„Tot — — tot!“ murmelte Lord Chestford erschüttert.

Ich konnte kein Wort hervorbringen. Ich brauchte alle Willenskraft, um meine bebenden Kiefer aufeinander zu pressen, damit mich nicht ein nervöses Krampfschluchzen schüttle. In mir schrie ein einziger Name: Yorhi — Yorhi!

Wußte ich nun, welcher Art sein Geschenk war?

Wie ich in mein Hotel kam, daran habe ich keine Erinnerung mehr. Ich weiß nur noch, daß ich die ganze Nacht an dem Schreibtisch meines Hotelzimmers saß, die Arme aufgestützt und mit den Händen die Schläfen umklammernd mit einem Gefühl, als bedürfe es dessen, damit die entsetzlichen Gedanken mir nicht den Kopf sprengten.

Alles, was ich in den letzten drei Tagen in das Unterbewußtsein zurückgedrängt hatte, lag nun scharf und bloß vor mir. Als ich an dem Abend vor drei Tagen erfuhr, daß jene Gestalt, die ich am Eingang des Wintergartens hatte stehen sehen, nicht Rathleen Mavourneen gewesen sein konnte, die zu dieser Zeit ihren Akt im Großen Zirkus ausgeführt hatte, da hatte mich ein erstes jähes Ahnen durchblitzt, und jene vergessene Wiesbadener Episode stand wieder vor mir und wollte einen Sinn gewinnen, den ich ihr nie gegeben, und der mich entsetzte. Aber noch ehe ich dies alles hatte Gedanken werden lassen, wies ich jeden Zusammenhang von mir: ich wollte einfach nicht denken! Weder daran, wie die Bewandnis mit dem Doppelgänger des armen kleinen Leutnants gewesen sei, noch daran, welche Erscheinung ich am Eingang des Wintergartens gesehen hatte. Und erst in dem

Augenblick, als ich an diesem Abend die Virtusloge betrat — da wußte ich plötzlich mit erbarmungsloser Klarheit, daß ich die ganzen drei Tage hindurch diesem Abend mit der einen, bestimmten, furchtbaren Erwartung entgegengelebt hatte — mit der Erwartung und dem Wissen dessen, was kommen würde. Und als es dann gekommen war, da gewann diese Katastrophe, die an sich so erschütternd war, für mich eine Wucht, die an den Fugen meines seelischen Seins rüttelte.

Jetzt wußte ich also, was mit mir geschehen war in jener letzten Stunde in meinem alten Hause in Bombay!

Ich hatte Yorhis Geschenk erkannt!

Es war, als gewänne dieser Gedanke, nun ihm Form und Richtung gegeben waren, unaufhaltsam an Furchtbarkeit. Stunden warteten auf mich, die ich kaum auszudenken vermochte, geschweige würde ertragen können. Einst würde ich von Menschen, die mir teuer waren, den Doppelgänger sehen, der hinter ihnen stand, um das Glas zu zerbrechen und den Inhalt ihres Seins auszugießen! Und einmal — einmal zuletzt würde es kommen, daß ich mich umwenden und hinter mir meinen eigenen Doppelgänger sehen würde!

Als mich so diese letzte Konsequenz des Ausgangsgedankens überfiel, da war mir, als fasse lähmende Kälte mich an allen Gliedern an, und während mir das Grauen jeden Muskel bannte, beherrschte mich dennoch ein Empfinden, als risse ein dunkler Zwang meinen Kopf schon jetzt herum, als müsse ich mit furchtsamen Augen in das Dämmer des Zimmers hinter mir schauen, um den bedeutungsvollen Doppelgänger zu suchen.

War er nicht schon auf meiner Spur, jener rätsel-

hafte, schreckliche Zweite des eigenen Ichs, der zu einer Stunde hinter mich treten und mir anzeigen würde, daß die Schale meines Seins in Scherben brechen sollte?

Dann kehrten meine fiebernden Gedanken wieder zum Ausgang all dieses Zermalmenden und Unseligen zurück. Ich tastete in meiner Erinnerung nach den Umrissen jener Szene mit Yorhi. Aber sie waren verwischt, und meine Erinnerung schwankte im Gestaltlosen. Nur das eine hieb wie mit brennenden, schmerzenden Schlägen auf mich ein: Warum war dies Entsetzliche mir gerade von dem Menschen gekommen, an dessen Treue und Ergebenheit ich so gern geglaubt hatte? Was hatte Yorhi veranlaßt, mir beim Scheiden so Graufiges anzutun? Hatte er irgend etwas mit mir im Sinn gehabt, als die Nachricht von meiner Abreise aus Indien ihn damals so eigentümlich bestürzt hatte? War es mir nicht aufgefallen, daß seiner Betroffenheit, aus der im Grunde wenig Schmerz zu sprechen schien, dann so schnell der leidenschaftliche Wunsch gefolgt war, von mir nach Europa mitgenommen zu werden? Gab es hier irgend etwas, einen Haß oder eine Sehnsucht nach Rache, die vielleicht gar nicht einmal mir persönlich, sondern nur meiner Rasse und Nationalität galt, von der ich niemals geahnt und die mir, als andere Wege ihr durch meine Abreise genommen wurden, dann dies entsetzliche „Geschenk“ aufgebürdet hatte?

Aber während ich hierüber grübelte, war mir, als sähen mich mit bildhafter Deutlichkeit Yorhis sanfte, strahlende Augen an mit jenem leuchtenden, geraden Blick, der so unfähig schien, ein Falsch zu verbergen.

Und ich fühlte mich schuldig an diesen Augen ob meiner Gedanken.

Trotz allem unterlag es für mich nicht einen Augenblick lang dem leisesten Zweifel, daß diese unselige „Gabe“, den bedeutungsvollen Doppelgänger zu sehen, mir wirklich in jener Abschiedsstunde von Yorhi geworden war. Man mag das unbegreiflich finden, ja für krankhafte Einbildung halten — ich muß solche Meinungen ohne viel Widerrede bestehen lassen und kann nur antworten: Man muß selbst jahrelang in Indien gelebt, man muß mit den Eingeborenen jenes Landes eng verkehrt haben, um über vieles so denken zu lernen, wie es ein Mensch, der Europa nicht verließ, niemals verstehen wird.

Endlich machte ich mir klar, daß es vielleicht nach indischer Lebensauffassung, die ja in so vielen Dingen urgründiger und weiser als die unsere ist, ein Segen und nicht ein Fluch sein mochte, wenn jemand im Besitze der Fähigkeit war, zu wissen, wann seine eigenen Stunden und die anderer gezählt sein würden. Wenn wir teure Menschen mit einem Male ansehen müßten mit dem Gefühl, daß sie uns schon nach wenigen Tagen entrisen sein werden, würden wir dann nicht ganz anders gegen sie handeln als ohne dies Bewußtsein? Könnten wir dann nicht Liebestaten auf sie häufen, während wir sonst vielleicht kalt, gleichgültig und nachlässig gegen sie sein würden? Und wenn wir von uns selbst plötzlich wüßten, daß uns nur noch wenige Stunden bleiben, um alles Irdische abzuschließen, würden wir nicht vielleicht das eine oder andere wichtige Geschäft erledigen, was sonst vielleicht ungetan die Debetseite unseres ewigen Schuldbuches belasten würde?

Waren mir also von der Zukunft Dinge vorbehalten, die mich einmal in solchem Sinn Yorhi für sein Geschenk danken lehren würden?

Klarer als je wurde es mir, wie unsere ganze abend-

ländische Lebenskunst auf das Trachten gerichtet ist, den Tod immer und überall durch das Leben zu vergessen, und wie es dagegen die erste aller indischen Lehren ist, das Leben nur als eine Vorbereitung auf den Tod aufzufassen. Hatte etwa Jorhi meinem inneren Leben eine andere Richtung geben wollen, als er mich so „beschenkte“, wie er es getan? Schien ich ihm arm, leer, oberflächlich, lieblos, und wollte er neuen Reichtum, einen anderen und nach den Erkenntnissen indischer Weisheit besseren Inhalt in mein Dasein bringen, nun er mich in das Land, wo man das Leben dem Leben und nicht dem Tode lebt, ziehen lassen mußte?

Ich sah ihn wieder vor mir, wie ich ihn oft, am häufigsten in der letzten Zeit vor meiner Abreise, gesehen hatte: abends in meinem Garten unter einem Baum stehend, das braune Gesicht mit einem stillen, verinnerlichten Ausdruck aufgerichtet und in den Augen einen so fernen, versunkenen Blick, daß es mich jedesmal mit einer Art Scheu erfüllt und mich abgehalten hatte, näher zu treten und ihn zu stören. Hatte er da den Dingen tiefer Weisheit und absonderlichen Wissens, an denen sein Volk so reich ist, nachgedacht? Und war es dann in ihm Entschluß geworden, mich an einer Fähigkeit teilhaben zu lassen, die ihm vielleicht die erlesenste aller Segnungen, mir aber, dem anders empfindenden Abendländer, ein Fluch erschien?

Wann würde ich jemals diesem Rätsel auf den Grund sehen? —

Es war eine lange, lange Nacht, die ich so an meinem Hotelschreibtisch zubrachte. Als der Morgenschein durch die Vorhänge graute, schrak ich auf, und ein plötzliches Gefühl grenzenloser Müdigkeit befiel mich.

Das Bild des Hotels am nächsten Tage war rührend und unvergeßlich. Stündlich fast kamen wahre Frachten von Blumen, denn ganz London trauerte um Rathleen Mavourneen. Zu jeder Zeit sah man auf den Treppen die Hotelbediensteten ganze Arme voll Blumen und Kränzen nach dem Flügel des ersten Stocks tragen, wo die Zimmer, die die Artistin für sich und ihre Begleiterin genommen hatte, lagen. Automobile mit den Wappen der ersten Adelsfamilien hielten vor dem Hoteleingang, Herzöge und Prinzen kamen, um die schöne Tote noch einmal zu sehen. Und als in der Abenddämmerung der Zug, der die Leiche in die Kapelle überführte, aufbrach, da war es ein solcher Reichtum von Blumen, als habe man alle Gärten der Welt ausgeraubt, um den letzten Weg der holden Rathleen Mavourneen zu schmücken.

Ich stand am Fenster meines Zimmers und starrte dem Zuge nach.

Ein dumpfes Zukunftsfragen lastete auf mir. —

Es war selbstverständlich, daß ich nach den Ereignissen der letzten Tage London zu verlassen wünschte, und zudem war meine Sehnsucht nach der schottischen Heimat lebhafter als zuvor. Ich schloß also, so schnell es mir möglich war, die Londoner Beziehungen für diesmal ab, und schon wenige Tage nach Rathleen Mavourneens Tod fuhr ich nordwärts. Ich suchte zunächst meine Schwester auf, die mit ihrer Familie auf ihrem Sommergut Kirkintellan im südlichen Schottland weilte. Nach dem unruhigen Wanderleben der letzten Monate tat mir die schöne Stille und heitere Geschäftigkeit des Land- und Familienlebens wohl; das Zusammensein mit Menschen, die mir blutsverwandt waren, hatte nach den seelisch aufrüttelnden Ereignissen der Londoner Tage etwas Besänftigendes, und zuletzt war anderseits der Verkehr mit neuen

Menschen, wie ihn die meist recht ausgedehnte Geselligkeit auf den Sommerfiken mit sich bringt, ein Mittel, mich vor zu vielen Grübeleien zu bewahren.

Im Verlaufe meines Aufenthaltes in Kirkintellan kam dann noch ein sehr einschneidender Faktor, mich das Gewesene vergessen zu lassen, hinzu. Aber darauf möchte ich jetzt noch nicht eingehen.

So waren die Wochen zu Monaten geworden, fast ohne daß ich es merkte. Mit den Kindern meiner Schwester — ein reizendes dreizehnjähriges Mädchen und ein famoser, strammer Junge von fünfzehn Jahren — hatte mich sehr schnell die herzlichste Kameradschaft verbunden. Evelyn, meine Nichte, hörte gar zu gern indische Märchen, und Hugh, mein Neffe, wollte jeden Tag ein neues Dschangelabenteuer wissen.

So saßen wir denn wieder einmal zusammen auf der Terrasse um die Dämmerzeit der jetzt im August schon früh scheidenden Tage, und Hugh und ich jagten einen Tiger. Es war natürlich sehr aufregend, und wir beide waren voll bei der Sache. So hatten wir wenig darauf geachtet, daß Evelyn sich stillschweigend zu uns setzte. Sie saß gegen die Brüstung der Terrasse, und hinter ihr lag im weichen Halblight der große Rasenplatz des Gartens, der ja stets wie ein ebenmäßig grüner Teppich vor die Front jedes echten britischen Gutshauses gebreitet zu sein pflegt. Der Mond ging auf, und unsere Dschangelgeschichte hatte nun natürlich erst recht Reiz. Selbst Evelyn rückte noch näher und hörte, wie Hugh, mit heißen Baden zu.

Ich weiß nicht mehr, was mich auffehen machte — jedenfalls streifte mein Blick in den Garten hinaus.

Und dort sah ich in diesem Augenblick etwas, das mir das Wort auf den Lippen gefrieren ließ: dort, wo das Mondlicht hellgleichend über dem Rasen flimmerte,

stand regungslos eine kindliche weiße Gestalt in jener Haltung voll unbewußter Grazie, wie ich sie schon so oft an Evelyn beobachtet hatte. Es war wenig einzelnes erkennbar; nur das Mondlicht weckte einen satten Silberglanz in dem Haar, das dem Rinde da draußen lose auf die noch zarten Schultern fiel. Es war dasselbe Blond, das den englischen Frauen so seltsam gegeben ist und auf das darum meine Schwester bei Evelyn so stolz war. Ob ich in einem unwillkürlichen Schauer die Augen einen Herzschlag geschlossen hatte, weiß ich nicht, aber als ich nun wieder auf die Erscheinung im Mondlicht sah, da war das Antlitz erhoben, und ich erkannte deutlich Evelyns liebreizende Züge.

Eine warme Rinderhand berührte meine Finger in diesem Augenblick, und Evelyns weiche Stimme fragte: „Onkel Henry — und was tatest du also, als der Tiger —“

Ein Klirren von zerbrechenden Gläsern brach mitten in Evelyns Worte hinein. Wir alle drei sprangen auf. In der Tür zur Terrasse stand ein Mädchen, das uns Erfrischungen hatte bringen sollen, und ihr war das Tablett mit den Gläsern entglitten.

Während die Rinder hinzusprangen, um beim Auflesen der Scherben zu helfen, eilte ich die Treppe der Terrasse hinab. Der Rasen war leer, und kaltes Mondlicht machte seine Fläche groß und grell. Wie geheßt lief ich tief in den Park hinein. Endlich hielt ich inne und preßte mein Gesicht in die taufeuchte Rinde eines Baumes. Mir war so weh zu Sinn, so grenzenlos weh — — —

Es war gut, daß ich in meinem an Abenteuer und Merkwürdigkeiten reichen Leben gelernt hatte, mich zu beherrschen. Ich weiß nicht, wie ich sonst an diesem Abend den Meinen hätte gegenübergetreten

können. Am nächsten Morgen war Evelyn heiter und frisch wie eine Blume — ganz wie immer.

„Evelyn,“ sagte ich, „als ich neulich von dem Halsband aus blauen, wie die Inder sagen ‚heiligen‘ Steinen sprach, das mir einmal eine reiche, vornehme Inderin schickte, weil ich ihre kleine Tochter vor dem Ertrinken gerettet hatte — sie meinte, ich hätte eine Frau und Kinder —, da dachte ich, daß ich es dir geben möchte, denn du bist doch einmal beinahe meine kleine Tochter — nicht wahr? Ich habe nach London an die Bank geschrieben, die meine Wertsachen verwahrt. In ein paar Tagen ist das Halsband hier, und dann kannst du es immer tragen.“

„Onkel Henry!“ Ein unbeschreiblich reizender Ausdruck von Überraschung und Freude war während meiner Worte auf Evelyns Gesicht erschienen, und nun umschlangen mich zwei weiche Kinderarme stürmisch.

„Henry, du verwöhnst mir Evelyn aber gar zu sehr!“ sagte Francis in mütterlich strafendem Ton.

Da biß ich auf meine Lippen und ging schnell hinaus. Ein innerliches Schluchzen schüttelte mich. Oh, daß ich alles, was ein dreizehnjähriges Herz freudezittern macht, auf Evelyn hätte häufen können!

Die Kinder waren an diesem Tage zu einem Fest in die Nachbarschaft gebeten, und wir Erwachsenen fuhrten zu einem Golfmatch. Ich habe nie so jammervoll Golf gespielt.

Meine Schwester, die sich durch mein Spiel in der Familienehre getränkt zu fühlen schien, sagte nach einem meiner gedankenlos ausgeführten Schläge: „Entweder, Henry, bist du verliebt, oder du hast Zahnweh! Ein Spiel wie deines ist eben nur durch derartige Gemütsstörungen entschuldbar!“

Da schrie der Jammer in mir wild auf, und ich

hieb auf den Ball, der vor mir lag, ein, daß er in tausendem Bogen davonflog.

Später, als wir erwartet hatten, fuhren wir zurück, und heimgekommen erfuhren wir, daß die Kinder schon zu Bett seien. Evelyn habe über Magenschmerzen geklagt.

Ich bat meine Schwester, doch sofort einen Arzt holen zu lassen.

Francis sah mich mit lächelndem Kopfschütteln an. „Wie kurios ihr Junggefallen doch mit Kindern seid!“ sagte sie. „Wenn man immer gleich zum Arzt schicken wollte, wenn in der Nachbarschaft einmal zu viele und zu gute Torten gebaden worden sind! — Und im übrigen weiß die alte Lea in solchen Fällen bedeutend besser als ein Arzt, was zu tun ist. Darauf verlaß dich!“

Ich antwortete nichts und ging in die Bibliothek. Ich hätte noch nicht zur Ruhe gehen können, ich mußte erst mit mir selbst zur Ruhe zu kommen versuchen. Rastlos schritt ich von einem Zimmer der Bibliothek in das andere. Ich überdachte, wie unsagbar die Qual dieses einen Tages, an dem jedes Wort der Ahnungslosen um mich her in mir das schreckliche Wissen immer aufs neue grausam hochgepeitscht, mich hatte leiden lassen. Ein wildes Aufbäumen gegen mein Verhängnis erfaßte mich. Wie einem Eingeterkerten war mir, der im Gefühl seiner Ohnmacht sich lieber an seinen Ketten die Glieder wund reibt, als sie still ergeben trägt.

„Vorhi — Vorhi!“ ächzte ich.

Als ich endlich meine Zimmer auffuchen wollte, nahm ich den Weg über den Korridor, an dem die Zimmer der Kinder lagen. Ich sah noch Licht und klopfte an. Lea öffnete mir, und ich erfuhr, daß Evelyns Schmerzen zunähmen. Ob man Lady Canter wecken solle?

Ich bejahte dies und setzte hinzu, daß ich selber unverzüglich aufbrechen wolle, um einen Arzt zu holen.

Nach zwei Minuten war der Chauffeur geweckt, nach fünf Minuten raste das Auto mit ihm und mir bereits die nächtliche Landstraße entlang. Wir fuhren in einem Tempo, als gälte es ein Wettrennen mit dem Sturm, der vor uns herbrauste.

Dem warmen Tag war eine Nacht gefolgt, die ein Unwetter von seltener Wucht heraufzubringen schien.

In der Hälfte der Zeit, die man sonst für den Weg rechnete, hatten wir den Ort erreicht, in dem der Arzt wohnte, und als ich nun, nachdem geschellt worden war, in dem Auto wartete, dessen angetriebener Motor unruhig ratterte, als könne er das Zeichen zum Weiterfahren nicht erwarten, da schienen mir Ewigkeiten zu vergehen, bis endlich ein Fenster in die Höhe geschoben wurde und der Kopf einer alten Frau sich vorsichtig herausstreckte.

„Doktor Branston soll sofort kommen!“ verlangte ich kurz.

Der Kopf unter dem emporgeschobenen Fenster machte eine schüttelnde Bewegung, und eine Stimme, die sich sehr anstrengen mußte, um das Pfeifen des Sturmes und das Prasseln des Regens zu übertönen, antwortete: „Der Doktor ist zum Whist auf Rintory bei Sir Peter Macdenny. Er wird wohl den Heimweg verschieben wegen des Unwetters.“

Ich wandte mich an Parker, den Chauffeur. „Der nächste Arzt wohnt —?“

„Doktor Cresburne in Linn of Rardie. Aber, Sir, es ist weit bis Linn of Rardie, und Weg und Wetter sind nicht gut. Nach Rintory fahren und Doktor Branston von dort gleich mit nach Kirkintellan nehmen, wäre in der Hälfte der Zeit gemacht.“

„Also los!“

Und wieder ging's in das Wetter hinein, und ich starrte gegen die Scheiben des Wagens, die der Regen von draußen mit wahren Wellen überschüttete, als könne ich mit meinen Augen das Ziel näher ziehen.

Endlich brausten wir auf die Anfahrt von Rintory-Lodge. Man öffnete uns, es gab ein kurzes Hin und Her, und dann kam Doktor Branston heraus.

Noch fühle ich, wie ein lähmendes Entsetzen mich erfaßte, als ich dem Mann ins Gesicht sah. Dunkelrot war's und mit einem unsicheren Strahlen des Blicks, das nur eine Deutung zuließ.

„Hallo, Sir! Große Ehre! Ich komme — komme schon!“ schrie er. „Wollte mir nur gerade mit ein paar guten Schlägen über das Hundewetter hinweg helfen —“

„Ich möchte Sie bei diesem Wetter doch lieber nicht belästigen,“ sagte ich, während ich fühlte, wie mir die Blässe des Zornes jeden Blutstropfen aus dem Gesicht zog.

Der Schlag des Autos knallte.

„Zu Doktor Cresburne in Linn of Kardin!“ schrie ich. „Fahren Sie wie der Teufel!“

Und dann glitten wir den Weg zurück, den wir gekommen waren.

Vier Stunden — vier volle Stunden hatte ich gebraucht vom Verlassen Rirkintellans bis zu dem Augenblick, in dem Doktor Cresburne und ich die Stufen des Hauses betraten. Auf dem letzten Ende unseres Weges war ein Motordefekt eingetreten, und der Arzt und ich, Parker bei dem Fahrzeug zurücklassend, hatten den Rest zu Fuß zurücklegen müssen. Wir hatten etwa einen noch dreiviertelstündigen Weg zu machen, und so furchtbar mir dies Mißgeschick auch erschien, ich mußte

mir doch sagen, daß alles unvergleichlich viel schlimmer gewesen wäre, wenn der Schaden an dem Auto eingetreten wäre, bevor wir Doktor Cresburne erreicht hatten.

Wir kämpften uns mühsam durch das Wetter hindurch, der Regen stürzte noch immer wie aus Siebkannen herab, und der Sturm riß uns den Atem vom Munde. Aber dennoch fühlte ich von all dem wenig, so quälend erfüllte mich das Bewußtsein von dem schrecklichen Verlust an kostbarer Zeit, den mich die Schwierigkeiten dieser Nacht kosteten. Es war der furchtbarste Weg meines Lebens.

Und dann kam der Augenblick, als Doktor Cresburne wieder aus dem Krankenzimmer heraustrat und mit einem undurchdringlichen Gesicht sagte: „Es ist der Blinddarm. Das Kind muß sofort nach Glasgow gebracht werden, denn es ist eine Operation nötig, die ich allein hier nicht ausführen kann!“

Eine unbeschreiblich schmerzlich durchwartete Stunde verstrich, bis alles zum Transport fertig war. Als endlich das Auto, von meinem Schwager gelenkt, davonfuhr, zog hinter dem dunklen Wettergewölk schon die fahle Morgenhelle herauf. Ein letzter, verwehelter Schrei der Autohuppe klang zu mir herauf. Es war mir wie ein letzter Gruß Evelyns, und die Tränen stürzten mir aus den Augen.

Schlimme Nachrichten kamen am anderen Tage aus Glasgow. Die Operation hatte verschoben werden müssen, da bis zu dem Eintreffen der Kranken im Krankenhaus Komplikationen eingetreten waren, die zunächst jeden operativen Eingriff verboten.

Und endlich, am zweiten Abend, als groß und klar der Mond über Kirkintellan heraufstieg, kam der letzte Bescheid.

Evelyn war von ihren Leiden erlöst! —

Ich kann nicht wiedergeben, wie furchtbar dies auf mich wirkte. Tagelang hatte ich das Gefühl, ein Automat zu sein, der, einmal aufgezogen, alle äußerlichen Dinge des Lebens nachmacht, innerlich aber leblos und tot ist. Mir war, als habe dies Erlebnis meinem Wesen auf immer sein Siegel aufgedrückt. Das Leben war mir eine Last, die Bürde jenes verhängnisvollen Gesichts schien unentrinnbar und unerträglich. Dazu kam, daß ich von der Nacht, als ich bei der Suche nach einem Arzt für Evelyn in leichten Kleidern dem Unwetter so lange ausgesetzt gewesen war, einige an sich geringe körperliche Übel zurückbehalten hatte, die ich anfangs nicht beachtete, die zuletzt aber recht fühlbar wurden. So war ich körperlich und seelisch stark herunter und hielt es für das beste, ein Sanatorium aufzusuchen. Da es sowieso mein Wunsch war, nach den letzten Geschehnissen den englischen Boden zu verlassen, so wählte ich ein Sanatorium in der Nähe Berlins, dessen Leiter mir bekannt und mir als tüchtiger Arzt empfohlen war.

Das Sanatorium des Doktors v. Lokwitz glich nun zwar im Grunde mehr einem großen internationalen Hotel und einer amüsanten Fremdenpension als einer Heilstätte. Aber vielleicht war dies für mich, der ich ja doch nicht ausgesprochen krank war, gerade das Richtige. Wenn ich auch anfangs den Verkehr mit meinen Hausgenossen aus einer Sucht nach Zerstreuung, die nichts als Selbstflucht war, suchte, so wachte doch langsam, langsam wirkliches Interesse an einigen der Menschen, mit denen ich zusammen war, auf, und ich verwand allmählich die Gemütsdepression.

Mit einem Gast des Sanatoriums hatte mich die gemeinsame Leidenschaft für das Photographieren zu-

sammengeführt. Herr van Staal war Holländer, und je mehr ich diesen Menschen kennen lernte, desto interessanter und eigentümlicher erschien er mir. Schon in seiner äußeren Erscheinung war er nichts weniger als ein Durchschnittstyp. Er war groß, von dem schweren und breiten Bau des Holländers, und auch seine Schädel- und Gesichtsbildung hatte etwas durchaus Germanisches: ein langer Kopf mit großer, imponierender Stirn, mit langer Nase und einem geradlinigen, festen Mund. Aber seine Gesichtshaut war brünett, sein Haar und sein kurzgehaltener Schnurrbart waren von erdentlichster Schwärze, und ebenso verrieten seine süßlich dunklen Augen den starken Einschlag romanischen Blutes. Auch in seinem Wesen zeigte van Staal jene eigentümlichen Widersprüche des doppelten Blutes in sich: seine meist sehr ruhige Art, sich zu geben, und seine auffallend gute gesellschaftliche Erziehung verliehen seinem Auftreten etwas durchaus Aristokratisches, wurde er aber einmal lebhaft, dann sprühte plötzlich aus diesem sonst so ruhigen und gehaltenen Mann ein Temperament hervor, das geradezu in Staunen setzte. Er war dann von blendendem Witz, von frappierender Verstandeschärfe und verlor trotzdem, selbst in den Augenblicken der größten Lebhaftigkeit, niemals die ihm eigene Vornehmheit des Wesens. Kurz, er war eine so eigentümliche und fesselnde Erscheinung, daß ich zuletzt immer öfter mit ihm zusammen war.

Der Holländer hatte, seiner Neigung und Begabung folgend, Maschinenbau studiert, und da er von Haus aus sehr wohlhabend war und nie an eine Brotkarriere hatte zu denken brauchen, so hatte er sich im Wechsel seiner Interessen den verschiedensten technischen Gebieten zugewandt. Ich hatte den Eindruck, daß er seine Studien mit großem Ernst und erstaunlicher Begabung

betrieben habe, um so mehr überraschte mich da eine sehr seltsame Beobachtung, die ich eines Tages an ihm machte.

Wir hatten einen gemeinsamen Spaziergang unternommen, und er erzählte mir, daß er sich in dem Erker-turm des Sanatoriums eine mechanische Werkstatt eingerichtet habe. Er könne es eben nicht mehr aushalten ohne praktische Arbeit, und so habe denn Doktor v. Loßwitz ihm erlaubt, sich dort oben, wo er niemanden störe, eine Werkstatt zu schaffen.

Jetzt fiel mir auch ein, daß ich den Holländer seit ungefähr vier oder fünf Tagen gar nicht — außer bei den Mahlzeiten — gesehen hatte.

„Ich habe da nämlich ein neues Problem,“ fuhr van Staal fort, „das mich außerordentlich reizt. Es ist das Ei des Kolumbus — lieber Himmel, alle guten technischen Erfindungen sind schließlich das Ei des Kolumbus!“

Ich horchte erstaunt auf. War er etwa ein Erfinder, dieser eigentümliche, lebhafteste Geist, dessen Tätigkeits-richtung mir nie bisher so ganz klar geworden war?

„Sprechen Sie schon davon?“ fragte ich vorsichtig.

„Zu guten Freunden wohl,“ sagte er mit einem sonderbaren Ausdruck von verhaltener Erregtheit. „Aber Sie werden lächeln, wenn Sie es erfahren. Es ist eine neue Schreibmaschine!“

Bei dieser Offenbarung konnte ich in der Tat ein Lächeln der Verblüffung nicht ganz unterdrücken. Ich hatte doch mindestens so etwas wie ein neues System für ein Flugzeug erwartet — und nun war es etwas so Nüchternes, etwas so Eingebürgertes und Alltägliches!

„Sehen Sie!“ sagte van Staal, ohne im geringsten verlekt zu sein. „Nun lächeln Sie! Aber“ — sein Ge-

sicht wurde plötzlich sehr ernst — „warten Sie nur, bis Sie meine Gesichtspunkte kennen!“

Wir hatten inzwischen das Haus erreicht, und van Staal forderte mich auf, mit ihm hinaufzukommen und seine Werkstatt anzusehen. Wir stiegen also die Treppen hinauf, gelangten an eine Tür, die van Staal mit einem Schlüssel, den er aus der Tasche zog, aufschloß, und dann traten wir ein.

Es war ein ziemlich großer Raum, dem schon die Sechseckform, die sich aus seiner Lage im Turm ergab, etwas Fremdartiges verlieh. Alle erdenklichen Dinge erfüllten das Zimmer. Es war zum Teil Schlosserwerkstatt, zum Teil Ingenieurbureau. Ein großer Zeichentisch mit Reißbrett, Schienen und Zirkeln, eine Lötbank, Feilvorrichtungen und die sonderbarsten und fremdartigsten Dinge gab es, die sich so schnell gar nicht alle übersehen ließen.

Ich konnte es nicht unterlassen, mein Erstaunen darüber auszusprechen, wie van Staal dies alles nur so schnell beschafft hatte.

Er lachte. „Telegramme!“ sagte er kurz. „Glauben Sie, so ein heiliges Feuer läßt einem selbst oder anderen Ruhe, wenn es einmal angefacht ist? Berlin ist nahe, und in zwei Tagen hatte ich von den Bezugsquellen, mit denen ich früher schon oft verhandelte, so ziemlich alles zur Stelle, was ich brauche.“

Inzwischen war mir aufgefallen, daß ein Teil des Zimmers durch einen Vorhang abgetrennt war.

Der Holländer mochte meinem Blick gefolgt sein, denn nun deutete er mit der Hand auf jene Ecke und sagte: „Das dort ist das Allerheiligste. Da hat niemand Zutritt außer mir allein. Das ist der Winkel des Werdenden.“

Er hatte seine Stimme zu einem fast pathetischen

Flüstern gedämpft, und als ich, darüber betroffen, aufsaß und ihn anschaute, durchfuhr mich ein plötzliches Entsetzen.

Der Mann neben mir war vollkommen verändert. Eine unnatürliche Gespanntheit zerrte an seinen Zügen, sein Mund schien groß und wie von Stahl, so fest preßten sich die Lippen aufeinander. Seine Augen traten förmlich hervor und hatten einen furchtbaren Ausdruck. Sie starrten auf jenen Vorhang, und etwas wie eine ganz unersättliche Gier lag darin, etwas Verzehrendes, sie schienen das, worauf sie gerichtet waren, förmlich zu verschlingen, es in sich hineinzufressen — es war unbeschreiblich entsetzenerregend, diese Augen zu sehen.

Da aber hob van Staal plötzlich den Kopf, und wie mit einem Schwamm von seinen Zügen gewischt war jene Verzerrung gewichen, als wäre sie nie dagewesen. Als er mich jetzt aus ruhigem Gesicht und mit dem mir bekannten, konzentrierten Ausdruck seiner Augen ansah, war mir, als hätte ich die häßliche Erscheinung, die ich eben wahrgenommen, nur geträumt.

„Was nun Erfindungen im allgemeinen betrifft,“ sagte er mit vollkommen ruhiger, natürlicher Stimme, „so hat es damit seine eigene Bewandnis. Natürlich haben Sie, als ich vorhin von meinem neuen Problem sprach, erwartet, es sei zum mindesten ein neues Flugzeug, an dem ich arbeite?“

Eine gewisse Betroffenheit erfaßte mich. Konnten diese dunklen Augen, in denen jetzt ein Feuer innerer Erregung zu strahlen begann, durch die Stirnen der Menschen hindurch die Gedanken lesen?

„Ich habe offenbar das Richtige getroffen,“ bestätigte van Staal sich seine eigene Frage, da ich noch voller Bestürzung schwieg. „Aber,“ fuhr er fort, „es

ist nicht des Schweißes der Edlen wert, in unseren Tagen eine Flugmaschine zu bauen —“

„Sondern eine — Schreibmaschine?“ konnte ich mich nicht enthalten, dazwischen zu werfen.

Er nickte heftig mit dem Kopf. „Das ist so!“ sagte er. „Eine neue Erfindung wird sozusagen vom All geboren und kommt unter die Menschen, wenn diese dafür reif sind. Man erfand die Buchdruckerkunst, als die Zeit dafür gekommen war, und Johann Gutenberg war zufällig der Mann, in dessen Hirn diese im All vorhandene Idee Form gewann. Es entstanden Eisenbahnen und Dampfschiffe, es entstand alles, was unsere heutige Technik besitzt, denn die Welt ist reif geworden für die Mittel des Dampfes, der Gase, der Elektrizität. Alle Ideen sind in der Luft wie die Bazillen, und es kommt nur darauf an, daß in den Köpfen die Hirne reif genug sind, sich infizieren zu lassen. Oder wie kommt es sonst wohl, daß alle Erfindungen fast stets zwei und dreifach zugleich gemacht werden? — Um auf das Nähere zu kommen: Sie wissen, daß keine neue Erfindung mit einem Schlage gemacht wird. Nein, sie entsteht zunächst in einer Form, die uns, die wir ihre spätere Gestalt kennen, beinahe kindisch vorkommt. Das ist nur natürlich, werden Sie einwenden, und es ist nichts Erstaunliches daran. Zuerst das Prinzip in einem rohen Gedanken, dann sein Ausbau — nicht wahr? So wird es jeder Tertianer, der einen Aufsatz über die Dampfmaschine macht, darstellen. Aber so ist es nicht!! — Ich habe mit einem wahren Bienenfleiß die gesamte Geschichte der Erfindungen studiert, ganz genau, in jeder Einzelheit, und so bin ich endlich auf das große Geheimnis gekommen, das niemand bis jetzt erfaßt hat: daß auch das Erfinden ein von Gesetzen bestimmter Vorgang ist,

der sich immer wieder, immer wieder auf die gleiche Weise wiederholt. Das liegt nicht grob auf der Hand, das sieht der ahnungslose Beobachter nicht, sondern das tut sich nur dem auf, der tief eindringt und am Boden der Dinge nachschürft. Es ist so mit den Erfindungen: ein neues Prinzip taucht auf. Es wird vervollkommenet, ausgebaut. Dann aber — und dies ist der Punkt, auf den es ankommt — ist es endlich so weit, daß zum zweiten Male der große lebengebende Funke emporspringen kann. Die anfängliche Idee begegnet im Dienst desselben Prinzips einem neuen, feindlichen Gedanken. Und dieser ist es, der endgültig die Erfindung hervorbringt. Nicht der erste Gedanke schafft, sondern dieser zweite, der den ersten bekämpft. Nirgends in der Natur ist eine in ihrer Richtung ungehindert wirkende Kraft das Hervorbringende, erst die Wechselwirkung zweier Kräfte gibt das Gestaltende. Wir haben den Blick nur da, wo nicht die positive Elektrizität allein ist, sondern wo ihr die negative, die feindliche, entgegentritt. Krieg, Feindschaft aller Kräfte — das ist die Lebenswurzel der Dinge. Und so ist es auch bei den Erfindungen. Anfänglich muß eine neue Idee zwar zunächst Form gewinnen, aber erst in dem Augenblick, da die feindliche, entgegenwirkende Idee ihr gegenübertritt, entsteht die letzte, eigentliche Gestalt, ist die Erfindung erst wahrhaft gelungen und der Welt geschenkt. Das erkennen, danach handeln — das ist der goldene Schlüssel zu den Erfindungen, das macht zum Meister. Unsere Zeit fiebert danach, Flugzeuge zu schaffen; nach zwanzig oder dreißig Jahren werde ich anfangen, ein Flugzeug zu erfinden. Denn dann erst ist die Zeit da. Aber jetzt ist die Zeit, daß der Welt endlich die Schreibmaschine gegeben werde. Hier ein Schloß, dort eine Schraube mehr, hier ein Hebel

weniger — das ist alles, was in den verschiedenen Systemen seit Jahren hervorgebracht wird, und das ist das Zeichen: das Neue, Feindliche, Entscheidende kann kommen! Das Bezeichnende an den bestehenden Schreibmaschinen ist, daß sie für acht Finger gebaut und mit zweien geschrieben werden. Eine Maschine, die ein Brachliegen von drei Vierteln der zur Verfügung stehenden Kräfte möglich läßt, kann das Endgültige nicht sein! Hier —“ und damit schob er seine Armel in die Höhe und hielt mir seine beiden nervigen Hände mit den gespreizten zehn Fingern hin, „hier — dies ist die halbe Schreibmaschine! Und wenn man die andere Hälfte dazu baut, dann muß man das so tun, daß ein Auslassen der Kräfte undenkbar ist. Solange es keine Schreibmaschine gibt, deren Seele und innerstes Leben alle zehn Finger samt den beiden Handgelenken — denn die sind wichtig — sind, so lange ist die Erfindung der Schreibmaschine überhaupt noch nicht gemacht!“

Er holte tief, tief Atem, und es gab eine kurze Stille.

Mit wachsendem Befremden hatte ich diesen langen und mit steigender Lebhaftigkeit vorgebrachten Entwicklungen zugehört, ohne den Sprecher, was mir wohl auch nur schwer möglich gewesen wäre, zu unterbrechen. War es wirklich derselbe kluge Kopf und präzise Verstand, dem ich so oft mit Vergnügen gelauscht, der nun diese krause Theorie vom Erfinden, die so viele Ungenauigkeiten in der Auffassung der Begriffe aufwies, mir eben entwickelt hatte? Ich hatte Mühe, mein Befremden nicht allzusehr merken zu lassen.

Aber van Staal schien zu sehr mit seinen eigenen Ideen beschäftigt, als daß ihm mein Erstaunen aufge-

fallen wäre. „Eines Tages,“ sagte er, als ich mich verabschiedete, „werde ich den Vorhang von dem Winkel des werdenden zurückziehen, weil er dann ein Winkel des gewordenen sein wird — und dann sollen Sie der erste sein, der die Maschine sieht!“

Während ich die Treppen von der Werkstatt hinabstieg, überkam mich ein Gefühl, als sei der Mann, den ich dort oben zurückließ, ein völlig anderer als der, den ich bisher gekannt hatte. Am meisten aber kehrten meine Gedanken zu der unerklärlichen Beobachtung zurück, die ich an dem Holländer wahrgenommen hatte, als er zum ersten Male von jenem sonderbar geheimnisvollen „Winkel des werdenden“ sprach. Was — was war das gewesen? Mich überkam noch in der Erinnerung daran das Entsetzen, und ich versuchte, nicht wieder daran zu denken. —

In den nächsten Tagen sah ich wenig von van Staal. Er sagte mir, wenn wir uns bei den Mahlzeiten trafen, daß er eifrig an seiner neuen Maschine arbeite.

„Sie wird!“ flüsterte er mir zu, und dabei leuchteten seine Augen voll einer jähen, zärtlichen Glut, als spräche er von einer Geliebten.

Er erschien mir immer merkwürdiger, aber wenn ich ihn dann für gewöhnlich wieder so ruhig und so ganz als den besonnenen und intelligenten Mann sah, als den ich ihn von Anfang an durch so viele Wochen hindurch gekannt hatte, dann wollten mir alle jene merkwürdigen Beobachtungen vorkommen wie Übertreibungen meiner Phantasie, und schließlich, als er längere Zeit nichts von seiner neuen Erfindung gesagt hatte, war ich wieder, wie zuerst, von seinem Wesen eingenommen und so harmlos wie am Anfang. —

Da geschah es eines Tages, daß van Staal bei einem Gespräch über unsere gemeinsame Liebhaberei,

das Photographieren, mich aufforderte, ihn in sein Zimmer zu begleiten, um Aufnahmen anzusehen, die er nach einem von ihm selbst erdachten und ausprobierten Verfahren gemacht hatte.

Während er noch nach den Bildern suchte, war ich an das Fenster getreten. Von dort fiel mein Blick absichtlos auf van Staals Schreibtisch und blieb dann plötzlich wie gebannt an einer Photographie hängen, die dort in einem kleinen, ovalen Silberrahmen stand. Es war das Profilbild eines Antlitzes, das mich im Innersten zusammenschrecken ließ.

Nun muß ich mit ein paar Worten auf die schon erwähnten Ereignisse zurückgreifen, die in Kirkintellan an mich herangetreten waren. In meiner Jugend, bevor ich in den Osten hinausging, habe ich einmal eine sehr tiefe, sehr herbe Enttäuschung erlitten, und jenes Erlebnis hatte aus einem Mann, der die Frauen anbetete, mit einem Schlage einen kühlen Frauenverächter gemacht. In Indien habe ich während der ganzen Jahre meines dortigen Aufenthaltes in der Gesellschaft, wie ich wohl wußte, von Anfang bis zum Schluß den Spottnamen „der Mann mit dem Eisenherzen“ gehabt, eine Bezeichnung, die ich selbst für gar nicht so unzutreffend hielt; und eigentlich war ich sogar recht stolz auf meinen Ruf als Eisenherz, der mir zum Beispiel sehr bald die Annehmlichkeit eingebracht hatte, bei allen geselligen Veranstaltungen in Bombay von der Partnerschaft irgend einer verlobungsbereiten Dame dispensiert zu sein. Bei meinem Aufenthalt in Kirkintellan nun hatte ich einmal vor einer großen Mittaggesellschaft meine Schwester scherzend nach der mir bevorstehenden Tischdame ausgeforscht, fühlte mich jedoch beruhigt, als der Bescheid lautete, meine Dame sei Miß Nora Marr, die Tochter des berühmten Natur-

forschers Sir Donald Marr; sie sei achtundzwanzig Jahre alt, habe Mathematik und Naturwissenschaften studiert und sei seit zwei Jahren die Assistentin ihres berühmten Vaters. Ich erwartete ein ältliches Wesen, gelehrt, bebrillt, auf großen Füßen wandelnd — und ich glaubte zuerst an einen Irrtum, als mir eine schlank, jugendlich schöne Gestalt als Miß Nora Marr zugeführt wurde. Aber diese Frau, die so groß und schlant gebaut war und deren Gestalt von Jugendfrische und Kraft federte, die so klare graue Augen und so erregend schönes aschblondes Haar hatte, dies schöne, kühle Mädchen war wirklich jene gelehrte Tochter eines gelehrten Vaters. Und es dauerte nur wenige Tage, in denen ich sie bei den mannigfachen Veranstaltungen traf, da hatte diese seltene Frau, die so weich lachen konnte, ein unerwartetes Kunststück der höheren Chemie vollbracht: sie hatte ein eisernes Herz umgeschmolzen in eines aus Fleisch und Blut.

Der Verkehr zwischen Miß Marr und mir wurde während der zwei Wochen, die Sir Donald und seine Tochter noch in Schottland weilten, nicht anders als er von Anfang an gewesen war — ein rein gesellschaftlicher; aber dennoch hatte das häufige Zusammenreffen uns Gelegenheit zu Gesprächen gegeben, aus denen eines vom anderen ein gutes Stück Wesen kennen lernte. Als wir schieden, geschah es mit der Aussicht auf ein nicht allzu fernes Wiedersehen in London, wohin ich damals noch zurückzugehen beabsichtigte. Ich hatte das Gefühl, daß Miß Marr nicht im Zweifel über meine Empfindungen für sie geblieben sein konnte — und das „Auf Wiedersehen!“, mit dem sie von mir ging, schien mir so gelungen zu haben, als wenn sie nicht ungern an jenen Zeitpunkt dachte.

Dann aber hatte Evelyns Tod meine Pläne ver-

schoben, und nun sah ich hier in dem Sanatorium bei Berlin Nora Marrs Bild auf dem Schreibtisch des Holländers stehen!

Ob van Staal die Richtung meines Blickes wahrgenommen hatte? Jedenfalls fiel, als er nun zu mir trat, auch sein Auge auf jene Photographie in dem ovalen silbernen Rahmen. Und da geschah dasselbe, was ich vor ungefähr vierzehn Tagen dort oben in seiner Werkstatt voll Entsetzen an ihm beobachtet hatte: mit einem Schlage hatte sich van Staals Gesicht so verändert, daß es kaum mehr dasselbe erschien. Gespannt und verzerrt war jeder seiner Züge, die hart aufeinandergepreßten Lippen wurden unter diesem Druck fast weiß, die Augen traten hervor und schienen jenes Mädchenporträt förmlich verschlingen, in sich hineinfressen zu wollen.

Gleich darauf war alles so schnell ausgelöscht, wie es gekommen war.

„Dies sind also die Aufnahmen,“ sagte van Staal mit ruhiger, unveränderter Stimme, indem er mir einige Landschaftsphotographien hinhielt. Dann begann er, in seiner gelassenen Weise das Verfahren zu erläutern.

Zerstreut hörte ich zu. Das Bild in dem ovalen Rahmen und der Blick aus den Augen des Holländers, der ihm geglänzt, lagen mir fortwährend im Sinn. —

„Wissen Sie's schon?“ sagte Doktor v. Loßwitz zu mir, als ich an diesem Abend im Begriff war, den Speisesaal zusammen mit van Staal zu verlassen. „Morgen kommen Landsleute von Ihnen. Berühmte Landsleute sogar, deren Namen Sie ohne Zweifel kennen werden: Sir Donald Marr und seine Tochter.“

Da klappte eine Tür.

Van Staal hatte ohne ein Wort das Zimmer verlassen. —

Als ich am nächsten Mittag auf den Ruf des Songs rascher, als es meine Gewohnheit war, zum Essen hinabging, kam ich gerade zeitig genug, um zu sehen, wie Doktor v. Lohwicz zwei hohe Gestalten in den Saal führte, einen vornehm aussehenden alten Herrn und eine junge Frauengestalt, die wie von einem inneren Rhythmus getragen daherschritt. Es waren Sir Donald Marr und seine Tochter Nora.

Ein Zufall — oder war es das nicht? — machte, daß Noras Blick sogleich auf mich fiel. Ein helles Leuchten trat in ihre klaren Augen, indes ein ganz leises Rot ihr ins Gesicht stieg. Sie grüßte mich mit einem Neigen des Kopfes, und nachdem Doktor v. Lohwicz die Ankommenden mit den übrigen Gästen bekannt gemacht hatte, trat ich auf sie zu.

„Es ist hübsch, wenn man im fremden Lande gleich Bekannte aus der Heimat trifft,“ antwortete Nora Marr auf meine Begrüßung, und dann erzählte sie, daß der Vater und sie zu einem Kongreß in der deutschen Hauptstadt herübergereist seien und nun den für den alten Herrn ziemlich anstrengenden Tagen eine Erholungszeit hier in den märkischen Rieferwäldungen folgen lassen wollten.

Während ich neben Nora stand und ganz von dem Glück erfüllt war, sie mir nahe zu haben, in ihre klaren Augen, auf ihr schimmerndes Haar sehen zu können, so daß mir meine weitere Umgebung so gut wie versunken war, überkam mich plötzlich ein Gefühl, daß ein stechender Blick über Nora und mich hinschnitte. Aufblickend sah ich, daß van Staal eben eingetreten war. Aber er kam mit völlig ruhigem Gesicht und in seiner stets so angenehm wirkenden guten Haltung auf uns zu. Ich trat mit einem leichten „Also auf Wiedersehen nachher“ zurück und hörte noch die ersten der

Worte; die van Staal in ziemlich offiziellem Ton an Sir Donald und Miß Marr richtete.

Über Nora Marrs schönes, stolzes Gesicht war eine jähe Blässe geglitten, als van Staal so plöðlich vor sie hintrat, und während er dann mit ihr sprach, sahen Noras klare Augen, von Erregung verdunkelt und mit einem merkwürdigen, nicht enträtselbaren Ausdruck, der mir fast Furcht zu enthalten schien, geradeaus, über alle Dinge hinweg in ein Wesenloses hinein. Sie war in nichts mehr jene lächelnde, gewandte Dame, die einen guten, unerwartet getroffenen Bekannten mit einigen leichten Worten begrüßt, als die sie mir vorhin gegenübergestanden hatte, sondern sie war ganz und gar und in jeder Linie ein Mensch, der eine jähe, tiefe Erregung nur mit Mühe hinter äußerer Haltung verbirgt.

Da biß ich meine Zähne aufeinander, daß sie knirschten. Dann wandte ich mich ab und war während der Mahlzeit gegen meine Nachbarin, die kleine französische Baronin, von einer Aufmerksamkeit, wie diese Dame sie nie bisher von mir gewohnt gewesen war. —

Ohne daß ich meinerseits viel dazu zu tun brauchte, ergab es sich in den folgenden Tagen von selbst, daß Sir Donald Marr, seine Tochter und ich viel zusammen waren, wie das von Landsleuten in einem so internationalen Kreise und noch dazu von früheren Bekannten ganz natürlich war. van Staal, der — wie ich gesprächsweise erfuhr — die Marrs vor zwei Jahren in Paris kennen gelernt hatte, sah man selten in der Gesellschaft der berühmten Schotten; ob das an ihm lag, der jetzt wieder sehr eifrig in seiner Werkstatt arbeitete, oder an den Marrs, war nicht ersichtlich. War er aber dennoch bei der einen oder anderen Gelegenheit mit Nora zusammen, so wartete ich vergeblich

auf irgend ein Anzeichen, das mir das Wesen ihrer Beziehungen und die Tatsache, daß Noras Bild in einem Silberrahmen auf des Holländers Schreibtisch stand, hätte erklären können. Miß Marr war von undurchdringlicher Zurückhaltung. Auch gegen mich. Ganz selten einmal, wenn wir allein waren, schien die Wärme, die ihr Wesen mir in Schottland gezeigt hatte, wieder aufleben zu wollen, aber das geschah viel zu selten, als daß ich nicht, zwischen Hoffen und Zweifeln schwankend, den letzteren weit mehr als dem ersteren ausgeliefert war.

Ich war entschlossen, eine Aussprache herbeizuführen, sobald sich dazu Gelegenheit gab, denn es erschien mir besser, die niederschmetterndste Gewißheit als diese Unsicherheit zu ertragen.

Es war in diesen Tagen — unerwartet früh, denn man schrieb noch Anfang November — der erste starke Schneefall gewesen, und das sollte nun in einer großen, von der Mehrzahl der Sanatoriumsgäste unternommenen Schlittensfahrt gefeiert werden. Da also hatte ich die ersehnte Gelegenheit zu einer Aussprache, denn gewährte Miß Marr mir den Vorzug ihrer Gesellschaft, so konnte diese Fahrt zu zweien — Sir Donald würde sich ohne Zweifel nicht beteiligen — mir endlich die Gewißheit über mein Schicksal bringen. Nora mußte selbst das Gefühl haben, was ich bei der Bitte um ihre Gesellschaft für die Partie aussprach. Gewährte sie mir, so war schon das eine Glücksbotschaft.

Als sich am Abend, wie meistens, die Sanatoriumsgäste im Salon zusammenfanden, trat ich zu Miß Marr, die in einigen Noten blätternd gerade allein am Klavier stand, und brachte meine Bitte vor.

Nora sah auf, und in ihren klaren Augen lag ein weiches Licht, indes ein leises Rot in ihr feines Gesicht

stieg. „Ich danke Ihnen, Sir Henry — ich fahre gern mit Ihnen!“

Ein Ton hatte ihre Stimme durchzittert, der mir das Herz erbeben ließ. Ich wußte, sie hatte mich verstanden, und wortlos in der Erschütterung meines Glückes beugte ich mich zum Kuß auf Noras Hand.

Nun war es kein Wunder, daß ich die Stunden bis zum Aufbruch zur Schlittenpartie, die für den übernächsten Tag, einen Freitag, festgesetzt war, als ein vor Erwartung Fiebernder verbrachte, um so mehr, als ich Nora inzwischen gar nicht sah. Ihr Vater hatte sich eine leichte Erkältung zugezogen, die ihn in sein Zimmer bannte, wo Nora ihm Gesellschaft leistete.

Endlich war der Freitag da, und die Teilnehmer der Partie versammelten sich unmittelbar vor dem Aufbruch zu einem Frühstück. Die Damen erschienen bereits in Pelzmützen und Kopfschleiern, von draußen klang lodend das Geläut der anfahrenden Schlitten, und es herrschte bei Tisch eine fast übermütige Fröhlichkeit. Nur ich fand mich nicht in diesen Ton des Frohsinns hinein, denn noch fehlte Nora Marr unter den Versammelten, und eine große Furcht, sie möchte etwa ihres Vaters wegen noch absagen, beschlich mich.

Da aber trat sie ein, heiter, strahlend und schöner als je.

Sie nahm den ihr freigelassenen Platz mir gegenüber ein, und mir schien aus dem Aufleuchten ihrer Augen bei ihrem Gruß an mich ein ganzer Frühling von Verheißungen zu erblühen. Ich konnte mich fast nicht losreißen von dem klaren, schönen Mädchengesicht unter dem Barett von weißem sibirischen Fuchs.

„Wie ist das?“ hörte ich plötzlich die Stimme des Doktors v. Lofwiz das fröhliche Gewirr der Unterhaltung durchdringen. „Herr van Staal hat noch keinen

Schlittenplatz? Aber haben die Herrschaften denn das nicht arrangiert?"

Jetzt sprach van Staal von Mißverständnissen, die sich leider erst jetzt herausstellten. Ich hörte nicht hin. Mir war nichts in der Welt so gleichgültig als die Mißverständnisse, die Herrn van Staal betrafen. Ich bedauerte nur, wenn diese Sache unseren Aufbruch auch nur um eine Minute verzögern würde.

Nora Marr hatte aufmerksam den Kopf erhoben, und als ich jetzt zu ihr hinübersah, erschien mir plötzlich ihr Gesicht so weiß wie der leuchtende sibirische Fuchs über ihrer Stirn. Ihre Augen schienen dunkel und vergrößert, ihre Büge trugen ein höfliches Lächeln, das nur mir, der ich sie so genau kannte, so fremd vorkommen mochte.

Sie sah van Staal mit freundlichem Ausdruck an. „In dem Schlitten, in dem Sir Henry Airsraig und ich fahren werden, hat, da mein Vater nicht mitkommt, gut noch eine andere Person Platz. Wenn Sie also Lust haben, Herr van Staal —“

Was in diesem Augenblick in mir vorging, läßt sich nicht beschreiben. Eine Welt stürzte mir zusammen, etwas Furchtbares war geschehen, und doch hatte ich ein scharfes Bewußtsein von dem Lächeln, mit dem ich mich jetzt van Staal zuwandte, und von jedem meiner Worte, in denen ich etwas von günstigem Zusammentreffen sagte.

Van Staal antwortete dankend.

Alles, was dann weiter kam, ging über mich her wie ein dunkler, drückender Traum. Menschen und Vorgänge waren verzerrt und fraßenhaft, ich selbst spielte den heiteren Ausflügler, während mir das Herz in der Brust schier verbrennen wollte. Nichts von den Einzelheiten der Partie kann ich angeben, nichts von

der lustigen Kaffeetafel in dem Waldwirthshaus, in dem Raft gemacht wurde, nichts von der Rückfahrt durch den verdämmernden Tag, dessen Glanz in einer wunderbaren Nacht verblaute. Ich wußte nur das eine, das ich dennoch nicht fassen konnte: daß Nora Marr mir verloren war, daß sie mir auf das noch nicht Ausgesprochene eine Antwort gegeben, so bitter und so kränkend, daß sie wohl mit einem Schlage mein so heiß erwachtes Herz wieder zu Eis erstarren lassen mochte.

Sofort nach der Rückkehr von der Schlittenpartie zog ich mich auf mein Zimmer zurück, während der größte Theil der Gesellschaft noch für den Rest des Abends zusammenblieb. Ich befand mich in einer unsagbaren Gemüthsverfassung. Trostlos dürr schien mir alles Geschehene, mir war, als sei das ganze Leben mir bisher verkleidet erschienen und habe nun alle Wärme und allen Glanz abgestreift, und der kalte grausame Hohn der Wahrheit fröstelte mich an. Mein erster Gedanke war, am nächsten Morgen das Sanatorium zu verlassen, aber dann verlangte mein Stolz wieder von mir, noch einige Tage auszuharren und erst dann unter irgend einem Vorwand abzureisen.

Und während ich mir so das typische Verhalten des abgeblühten Freiern vornahm, fiel mir mit einem Male der Kopf auf die Hände, und ich biß mit meinen Zähnen in meinen Armel, um nicht in ein wildweinen-des Lachen der bittersten Verzweiflung auszubrechen. —

Am nächsten Tage brach ich gleich nach dem Frühstück auf, weil ich in Berlin Einkäufe machen zu wollen vorgab. Während ich der nicht allzu entfernten Bahnstation zuschritt, sah ich auf dem verschneiten Weg eine Frauengestalt auf mich zukommen, die mich befremdlicherweise an Nora Marr erinnerte. Und als sie nun ganz nahe war, sah ich, daß es wirklich Nora war.

Ein Ausweichen gab es nicht mehr, und so zwang ich mich denn zu äußerlicher Fassung und schickte mich an, mit einem ruhigen Gruß an ihr vorüberzugehen.

Da fühlte ich plötzlich meine Hand ergriffen, Nora stand tiefatmend vor mir, und als ich ihr nun ins Gesicht sah, erschrak ich. Es war blaß, und unter den Augen lagen tiefe Schatten, die von Weinen und Schlaflosigkeit sprachen.

Nora setzte zum Sprechen an, aber ihre blassen Lippen zitterten so, daß sie nicht gleich ein Wort formen konnten. Unwillkürlich legte ich meine Hände um ihre Schultern, denn sie wäre gefallen, wenn ich sie nicht gehalten hätte.

„Ich mußte Sie sprechen,“ murmelte sie jetzt. „Was ich gestern tat, tat ich nicht freiwillig. Fragen Sie mich nicht — nicht jetzt wenigstens. Ich darf jetzt nicht anders handeln, als ich es tue. Wenn Sie trotzdem an mich glauben, dann suchen Sie mich später zu treffen — drüben in der Heimat — später, später — —“

Mir taumelten die Sinne. „Nora —!“ Ich hielt sie fest. „Ich will alles glauben und nichts fragen,“ stieß ich außer mir heraus, „nur über das eine gib mir Gewißheit: Nora, liebst du mich?“

Ich hatte meinen Kopf niedergebeugt, um ihr in die Augen schauen zu können, und als sie jetzt den Blick hob, brauchte ich keine Antwort mehr. Fest, fest umschlang ich sie, und unsere Lippen brannten aufeinander.

Aber schnell löste sie sich, und mit einer Stimme, die in ihrem Bemühen, Festigkeit zu gewinnen, unbeschreiblich rührend war, wiederholte sie: „Glaube an mich, Henry!“ Dabei wandte sie sich zum Gehen, und es lag so viel leidvolle Festigkeit in dieser Bewegung, daß ich sie nicht zurückhielt.

„Handle so, wie du handeln würdest, wenn alles

das von gestern so wäre, wie es schien," sagte sie, sich noch einmal zurückwendend, während ein wehglückliches Lächeln über ihr blasses Gesicht glitt. Dann aber leuchtete es noch einmal heiß in ihrem Blick auf: „Später!“ sagte sie leise.

Und dann ging sie mit fast laufenden Schritten davon. Ich sah ihr nach, solange ich sie sehen konnte. Erst als eine Wegbiegung sie mir ziemlich bald entzog, kam langsam ein Besinnen über mich.

Während ich nachdenklich weiterschritt und versuchte, das wunderbar Schöne aber auch wunderbar Rätselhafte, das mir geschehen war, zu begreifen, überkam mich schnell ein Gefühl von Verpflichtung: meine Liebe und meine Ritterpflicht verboten es mir, auch nur mit Vermutungen in ein Geheimnis hineinzutasten, das Nora jetzt noch nicht mit mir teilen konnte. Damit schnitt ich mir selber die Grubeleien über ihre Handlungsweise ab. Sie, die ich so heiß liebte, war mein! Das — das mußte mir genügen, und während mich die Seligkeit jener Minuten, als ich Nora in den Armen gehalten und ihren Mund geküßt hatte, wieder und wieder durchbebte, schritt ich in den Wintertag hinaus mit einem Gefühl, als habe dieser Morgen mir alle Herrlichkeit der Welt zu eigen gegeben. — —

Es war am frühen Nachmittag dieses Tages, als ich in Berlin im Vorbeigehen in das Wertheimische Warenhaus in der Leipziger Straße eintrat. Man begann dort schon jetzt allerlei Ausstellungen für die herannahende Weihnachtszeit zu machen, und das wahrhaft weltstädtische Bild dieses Kaufpalastes lockte mich. Mit der hastlosen Art eines Menschen, der nichts zu versäumen hat, bummelte ich durch das bunte Getriebe. Zulezt ein wenig des Wirrwarrs müde, war ich in einen Seitenkorridor des ersten Stocks einge-

bogen, wo das Gedränge nachließ. Es war die Abteilung für Kunstgewerbe.

Interessiert schritt ich von Stand zu Stand. Gerade hatte ich ein paar Kopenhagener Porzellane bewundert, als irgend etwas mich veranlaßte, mich schnell umzuwenden.

Und da nagelte mich ein eiskaltes Entsetzen an den Boden. Hinter mir, an dem Tisch der Karlsruher Töpfereien, stand ein großer Herr in offenbar englischer Kleidung, mit markantem Kopf und dunklem Gesicht, aus dem die Augen blicklos ins Leere schauten.

Niemals habe ich mich meinem Spiegelbild so gleich gewußt als diesem Mann, den ich hinter mir sah.

Ich starrte auf den regungslosen Mann, der meine Züge, meine Kleidung trug, und das Grauen klopfte mir in jedem Blutstropfen. Ich fühlte, wie eine Kälte ohnegleichen über alle meine Glieder kroch, wie meine Kehle nach Atem rang.

Mein Doppelgänger war da! Der Bote meiner letzten Stunde stand hinter mir!

Ich war wie gelähmt, ich hatte meine Füße nicht gerührt und hielt noch — wie in dem Augenblick, als ich den Doppelgänger erblickt hatte — meinen Kopf weit über die Schulter nach rückwärts gewandt, die Augen willenlos an dem stummen Gast verankernd, der mir im Rücken stand. Den Kopf vorbeugend, wie auf etwas Herannahendes lauschend, so stand der Doppelgänger unbeweglich in der Entfernung von nur einigen Schritten hinter mir. Sein Gesicht rührte sich nicht, seine Augen wurzelten mit fernem Blick in einem Wesenlosen, das jenseits des Sichtbaren lag.

Da — ein wildes Klirren von Scherben schmettete neben mir. Jäh, als habe ein Faustschlag mich gewedt, fuhr ich auf wie aus tiefem Traum. Ich sah, daß

zu meinen Füßen die Splitter einer großen Vase lagen.

Dann riß ich den Kopf wieder nach rückwärts herum. Der große lange Korridor hinter mir war leer.

Zwei Verkäuferinnen waren auf mich zugetreten, und während das, was sie sprachen, nur mühevoll in mein Bewußtsein eindrang, begriff ich, daß ich selbst die Vase mit einer unbewußten Bewegung herabgestoßen hatte. Wie ein Taumelnder folgte ich den Verkäuferinnen zur Kasse, gab eine Unterschrift, die man verlangte, bezahlte irgend eine größere Geldsumme, und immer noch wie ein Taumelnder ging ich so lange durch Korridore und über Treppen, bis ich einen Ausgang erreichte.

Ich habe eine undeutliche Erinnerung daran, daß ich durch grell erleuchtete Straßen ging, in denen viele Menschen sich drängten. Leise flochte Schnee hernieder und glitzerte fallend im Licht der Bogenlampen. Dann kamen dunkle, baumbestandene Straßen, in denen Automobile, Gespenster gleich, lautlos dahinsurrten, und in denen feuchter Schnee glanzlos durch das Dämmerlicht tropfte. Ob ich einen Wagen nahm, um auf den Bahnhof zu gelangen, wie ich den rechten Zug erreichte und ihn an der rechten Station verließ, wo ich das Automobil des Sanatoriums wartend vorfand — wie alles dies mit mir vorging, weiß ich nicht. Ich habe in einer Starre des Denkens gehandelt, in der ich automatisch das Rechte tat, ohne mir meiner selbst oder meiner Umgebung bewußt zu sein. Ich erinnere mich, daß ich wie in einem Traum wahrnahm, daß im Vestibül jemand zu mir sagte, man halte Abendessen für mich bereit und werde mir servieren, und daß ich — ebenfalls wie im Traum — einen Dank und eine Ablehnung hervorbrachte und in mein Zimmer hinaufging.

Und erst hier, in der vertrauten Umgebung sprang ganz plötzlich diese sonderbare Starrheit, die mein Bewußtsein gelähmt und gefangen gehalten hatte, von mir ab. Zäh und mit furchtbarer Deutlichkeit befiel mich das Wissen von dem, was geschehen war: ich hatte nur noch dreimal vierundzwanzig Stunden zu leben!

Was ich ahnend vorausgesehen hatte in jener Nacht nach Rathleen Mavourneens Tode war eingetreten: mein Doppelgänger hatte sich hinter mich gestellt als der stumme Bote meiner letzten Stunde!

Und wieder kam eine lange, schlaflos am Schreibtisch vergrübelte Nacht, wie damals nach dem Tode der schönen, jungen Kunstreiterin, als ich zum ersten Male das Wesen jenes Doppelgängers begriffen hatte. Wie eine Kette, Glied in Glied unlösbar gefügt, so standen nun die Zusammenhänge vor mir: zuerst die Begegnung mit Vorhi in meinem alten Haus in Bombay, dann der Abend in Wiesbaden, dann jenes Londoner Ereignis und zuletzt voll der brennendsten Deutlichkeit die Geschehnisse in Kirkintellan. Es war erst wenig über ein Jahr, seit ich Indien verlassen hatte — und schon hatte jenes entsetzliche „Geschenk“ eine lastende Kette von Ereignissen in meine Tage gebracht, schon jetzt lag das letzte Glied dieser Kette vor mir!

Heute morgen war mir das, was mir das Leben als höchsten Preis zu geben hatte, geworden, heute morgen hatte ich die geliebte Frau in meinen Armen gehalten und von ihren Lippen die Gewißheit ihrer Liebe geküßt — und jetzt sollte ich die Gewißheit auf mich nehmen, daß ich ein Verlorener war!

Da packte mich der Ingrimm. Ich sprang auf und ballte meine Hände, daß ich mein eigenes Blut fühlte. Leben wollte ich — leben, leben!!

Nora Marr sollte mein eigen werden! Ich konnte, konnte nicht jetzt sterben! Wieviele Male hatte ich im Felde den Tod neben mir, vor mir, hinter mir gewußt und entschlossen meine Pflicht getan, bis der Augenblick kommen würde, in dem ich aufgehört haben würde zu sein. Und dieser Augenblick war nicht gekommen. War ich dem Tode aufgespart worden bis zu einer Stunde, da ich mich wild und zornig gegen ihn aufbäumen würde?

Und wie ich so da stand in meiner wilden Auflehnung gegen das Verhängnis, durchfiebert von einer Raserei des Lebenwollens, da stach plötzlich ein Gedanke in mich hinein.

Ein Gedanke, der mich beinahe'schreien ließ.

Ich fiel auf meinen Stuhl und packte meinen Kopf mit meinen beiden Händen und kämpfte gegen die Brandung von Gedanken, die mit diesem einzigen plötzlichen Blick der Erkenntnis heraufschwoll.

Es hat lange, lange gedauert, bis ich endlich geordnet denken konnte. Als ich es aber vermochte, da legte ich zum Schluß das Ganze Zug um Zug noch einmal nachprüfend vor mich hin. Was in jener Abschiedsstunde an mir durch Torhi geschehen war, hatte ich noch nicht erkennen können, als sich in Wiesbaden Dinge ereigneten, die wie ein graufiger Zufall erschienen. In London begriff ich dann plötzlich. In Kirkintellan wußte ich bereits von dem Augenblick an, als ich Evelyns Doppelgängerin auf dem Rasen im Mondlicht hatte stehen sehen, was kommen würde.

Und es kam. Es kam auch hier, wie es mit Rathleen Mavourneen gekommen war, wie es den jungen Leutnant v. Schriß ereilt hatte. Aber — hatte nicht bei Evelyns Tode das Geschehene scheinbar in einer Reihe elender Zufälligkeiten gewurzelt? Wenn ich den Doktor

sofort, nachdem ich von Evelyns Schmerzen gehört hatte, aufgesucht hätte? Er wäre dann noch nicht zu dem Whistabend aufgebrochen gewesen. Wenn ich wenigstens einige Stunden eher, als ich es tat, abgefahren wäre, so hätte der Arzt noch nicht so tief Sir Peters gute Flaschen ergründen können, und ich hätte ihn mit nach Rirkintellan genommen — Evelyn wäre um mehrere Stunden früher nach Glasgow gekommen, bevor die Operation unmöglich geworden wäre und vielleicht — —

Oh, dieses Vielleicht!!

Ferner: bei Kathleen Mavourneens Tode war eine Notiz durch die Zeitungen gegangen, daß die Künstlerin ihr Auftreten gerade für den Abend, der ihr letzter wurde, abgesagt hatte. Erst auf das dringende Bitten des Direktors und auf die Nachricht hin, daß sich für diese Vorstellung eine besonders hochstehende Persönlichkeit der Londoner Gesellschaft angemeldet habe, hatte sie ihre Absage zurückgezogen.

Der junge Leutnant v. Echtrik hatte — so erfuhr ich später — in der Not seiner letzten Nacht lange gekämpft und geögert, ob er eine einflußreiche Persönlichkeit, von der ihm möglicherweise hätte Hilfe werden können, aufsuchen solle. Als er sich endlich dazu entschlossen hatte, hatte er gefunden, daß dieser Mann Köln vor weniger als einer Stunde verlassen hatte. Da war ihm der letzte Ausweg genommen, und das Ende war die Kugel.

Wäre in allen diesen Fällen wirklich immer das eingetreten, was geschehen war, wenn in dem jungen Leutnant, wenn in Kathleen Mavourneen, wenn in Evelyn und uns anderen das Bewußtsein wach gewesen wäre, daß es gälte, einem Verhängnis zu begegnen?! Wenn ich damals, als Evelyns Doppel-

gängerin mir ihre Botschaft gebracht hatte, einen und nur den leisesten Zweifel daran gehegt hätte, daß diese Botschaft unweigerlich den Tod bedeutete?!

War jener Doppelgänger vielleicht nicht der, für den ich ihn genommen hatte, der Verkünder des Unabwendbaren, sondern ein ganz anderer — ein Warner?

War es das, was Yorhi mir als „Geschenk“ mitgegeben hatte?

Da brannten mir die Augen von heißen Tränen, und ohne daß ich es wußte, legte ich mein Gesicht in meine Hände, und meine Lippen murmelten: „Dank, Yorhi, Dank, du Treuer!“

Als ich auffah, graute bereits der späte Wintermorgen durch die Vorhänge. Ich erhob mich und machte die Fenster weit auf. Schweigende Waldespracht im dämmerungsgrauen Schneelicht grüßte erhaben herein.

Da war mir mit einem Male, als dürfe ich nicht mehr zweifeln an der wunderbaren Erkenntnis, die mir in bezug auf Yorhis Geschenk gekommen war — ich fühlte, wie mir die Augen vor Mut blitzten, wie mein Blut voller Kraft und Freude durch meine Adern strömte. Besonnen und wachsam und tapfer wollte ich sein! Und siegen wollte ich!

Dann ging ich schlafen und schlief viele Stunden, traumlos und tief, wie ein vor aller Sorge behütetes Kind.

Als ich wunderbar gestärkt erwachte, war die Mitte des Tages schon überschritten. Merkwürdig klar stand sogleich alles wieder vor mir, was am gestrigen Tage geschehen, was mir in der Nacht durch Kopf und Herz gegangen war. In diesen drei Tagen also schlich der Tod lautlos wie ein lauerner Feind auf meiner Spur! Ich konnte nicht ahnen, ob eine Krankheit oder ein Unfall sich in meinen Weg schieben würde — das ein-

zige, was ich wußte, war, daß das Bedrohende nahe war. Und das war genug. Variieren kann man nur Schläge, denen man nicht auszuweichen sucht.

Der erste dieser drei Tage verlief ohne die geringste Eigentümlichkeit. Das prächtige Schneewetter war in schmutzigen Tauregen umgeschlagen, und die Gäste des Sanatoriums versuchten sich gegenseitig über diese echte Novembermelancholie hinwegzuhelfen. Ich war ohne die Gesellschaft meiner nächsten Bekannten. Sir Donald Marr war noch immer in der Haft seines Zimmers, die Nora mit ihm teilte, und van Staal erzählte mir, als er sich nach dem Abendessen sofort verabschiedete, daß er jetzt unablässig an der neuen Schreibmaschine arbeite. Alles schiene über Erwarten zu glücken. Für morgen erwarte er zum letzten Male den Mechaniker aus Berlin, der ihm bei den Vorarbeiten geholfen habe und nun bei der endgültigen Zusammensetzung der Maschine behilflich sein solle.

Mit wahren Fieber schien er den Augenblick zu erwarten, in dem die Maschine fertig sein würde.

„Sie sollen sehen,“ schloß er, indem er mir die Hand schüttelte. „Die Welt wird von diesem Tage an vergessen, daß sie die Schreibmaschine schon zu besitzen glaubte!“

Damit stürzte er hinaus, während ich mit leisem Kopfschütteln in den Salon ging, um mit einem der Amerikaner eine Partie Schach zu spielen.

Auch in dieser Nacht schlief ich ruhig und fest.

Aber am Morgen wollte mich doch etwas wie Unruhe packen. Ich begann, Bestimmungen aufzuschreiben, die für den Fall meines plötzlichen Todes zu gelten hatten. Das war eine Beschäftigung, die mich fast den ganzen Tag über in meinem Zimmer hielt. Ich war erschreckt, eine wie große Menge von Dingen bedacht

sein wollte, und ich war stark versucht, als ich nach dem Abendessen in mein Zimmer zurückgekehrt war, meine Arbeit während der Nacht fortzusetzen. Aber ich bezwang mich und faßte den Entschluß, bei guter Zeit aufzuhören und zur Ruhe zu gehen. Als ich, wie das so meine Gewohnheit war, nach dem Löschen des Lichtes die Vorhänge von meinen Fenstern zog und das eine der Fenster weit aufstieß, strömte die herbe Nachtlust, erfüllt von dem eigentümlichen Duft regenfeuchter Kiefern, erfrischend herein. Ich atmete in großen Zügen. Ein unbeschreibliches Lebensbehagen durchströmte mich. Mir erschien es mit einem Male wie ein wirrer Traum, daß ich vom Tod umlauert sein sollte.

Der Himmel war am Abend klar geworden, die Sterne hingen blaßscheinend in der vom Mondlicht strahlend erfüllten Nachtbläue des Firmaments. Mir war, als hätte nie eine feierlichere Nacht über der Welt gestanden.

Sollte — sollte sie meine letzte sein?

Da überkam mich ein Frösteln, an dem nicht die Nachtlust schuld war.

Doch ehe ich vom Fenster zurücktrat, trieb mich ein instinktives Verlangen, noch einmal den Körper, so weit es mir möglich war, in die Luft hinauszubeugen. Dabei streifte mein Blick den Teil des Hauses, den ich von hier übersehen konnte. Oben, in dem Erkerthurm glühten erleuchtete Fenster. Dort saß also van Staal noch bei der Arbeit. Ich konnte nicht hindern, daß mich ein mitleidiges Lächeln beschlich, als ich des Eifers gedachte, mit dem dieser sonst so klare Kopf seine wunderlichen Ideen verfolgte. Armer, glücklicher Narr!

Dann trat ich in das Zimmer zurück. Ich untersuchte noch einmal, ob das elektrische Licht bei meinem

Bett in Ordnung sei, prüfte meine Pistole, die auf dem Tisch zu meiner Rechten lag, und versuchte zu schlafen. Bald überkam mich auch wirklich Müdigkeit, und ich schlief ein.

Ich erwachte ganz plötzlich mit einem Gefühl, als sei ich geweckt worden. Es war noch stockdunkel, und ich hatte keinen Begriff von der Zeit. Einen Augenblick lang befiel mich eine Empfindung, daß ich nicht allein im Zimmer sei. Ich meinte die Gegenwart eines Menschen zu spüren, meinte Atemzüge zu hören. Ein rascher Griff — meine Pistole war schußfertig in meiner Hand.

Dann flammte das Licht, und Helle übergieß den Raum.

Er war traulich und wohnlich und unverändert. Ich hörte jetzt ganz deutlich, daß das vermeintliche Atmen das ferne Rauschen des Nachtwindes in den Riesenkrönen war.

Mit einem leisen Gefühl der Beschämung über meine Nervosität legte ich meine Pistole zurück. Die Uhr zeigte kurz nach vier.

Die Hitze in meinem Kopf schien mir unerträglich. Ich stand auf und kühlte mein Gesicht mit kaltem Wasser. Da wurde mir klarer zu Sinn. Ich belächelte jetzt meine eben vorher erwogene Befürchtung, ich möchte krank werden. Mir war pudelwohl, und was mir fehlte, war höchstens, daß ich den Tag zuvor ununterbrochen gegessen und mir keine Bewegung gemacht hatte. Ich nahm mir für den kommenden Vormittag einen langen Spaziergang vor.

Ich war so wach geworden, daß ich an das Fenster trat. Der Himmel war dicht bedeckt und dunkel; aller Glanz des herrlichen Abends schien wie versunken in dieser lichtlosen Schwärze. Das Haus hob sich kaum dunkler vom Himmel ab.

Aber — was war das? Dort oben im Erkerturm brannte noch immer das Licht, glühten wie nimmermüde, wache Augen immer noch die Fenster von van Staals Werkstatt.

Ich schüttelte unwillkürlich den Kopf. Dafür ging also dieser Mann in ein Sanatorium, um die Nächte durchzuarbeiten! Mir fiel ein, wie elend und abge-spannt, ja förmlich verfallen er gestern abend beim Abendessen ausgesehen hatte.

Tor, der er war! Ich beschloß, ihm, sobald ich ihn sehen würde, ins Gewissen zu reden. —

Am nächsten Tage brach ich gleich nach dem Frühstück zu dem beabsichtigten langen Spaziergang auf. Ein frischer Wind strich von Westen; der Himmel war mit dicken Wolkenballen vollgeladen wie ein Baumwollschiff mit Warenballen. Es schien wieder Schnee geben zu wollen. Es war ein köstlicher Vormittag, und ich lief mich von Herzen aus. Die Wege waren von halbgeschmolzenem Schnee und aufgeweichtem Erdreich verschlammmt, aber das konnte mir in meinem Kniehosendreß und bei meinen zollbiden Stiefelsohlen gleichgültig sein.

In meiner Lust am Wandern war ich in ein Gebiet geraten, das mir fremd erschien. In diesem Teil der das Sanatorium umgebenden Wälder mußte ich noch nicht gewesen sein. Ich orientierte mich mit Hilfe meiner Karte und sah, daß ich es nicht mehr sehr weit zum Sanatorium hatte, wenn ich einen gewissen Weg innehielt. Nach einer Viertelstunde schnellen Ausschreitens hatte ich den Weg erreicht, und nach einer abermaligen Viertelstunde hatte ich eine kleine Brücke vor mir. Sie war höchst primitiv aus einigen losen Brettern hergestellt, die über ein Flößchen führten. In weniger feuchten Zeiten mochte das Flößchen nicht

mehr als ein Graben sein; jetzt war es infolge der starken Schneeschmelze zu ziemlicher Breite angeschwollen.

Ganz plötzlich erfaßte mich die Idee, daß diese kleine, von Schlamm bedeckte Brücke ein recht kümmerliches Aussehen habe. Ich nahm einen großen Stein, zielte und traf die Mitte der zwei Bretter. Ein Krach, ein Spritzen, Plumpfen, Klatschen — — und die Brücke war nichts mehr als die Splitter von einigen Brettern, die das ziemlich rasch dahinfließende Wasser mit sich davontrug.

Gedankenvoll blieb ich stehen. Mit dieser Brücke einzubrechen — wäre das ein ernstlicher Unfall gewesen? Es hätte nichts als ein lächerliches Mißgeschick zu werden brauchen. Hätte nicht aber auch eines der krachenden Bretter meine Schläfe mit tödlichem Schlag treffen können? Es war eine verlassene, einsame Gegend hier, und Rufen hätte nichts genützt. Es war so recht ein Platz, an dem man hilflos verbluten konnte.

Und während mich die Frage verfolgte, ob ich dem Feind, der in diesen Tagen an meinen Sohlen hing, jetzt begegnet war, ob nicht, schlug ich sinnend den Rückweg ein. Jetzt war es mit der Abkürzung freilich aus, und mit einer sehr beträchtlichen Verspätung langte ich im Sanatorium an. Das Mittagessen war bereits vorüber, und ich mußte nachessen.

Als ich mich mit meinem Kaffee in die Bibliothek zurückgezogen hatte, trat plötzlich van Staal ein.

„Da sind Sie also, Sie Ausreißer!“ sagte er leise in herzlichem und ein wenig zürnendem Ton. „Ich habe den ganzen Vormittag nach Ihnen gesucht. Meine Maschine ist fertig!“

Ich wollte etwas sagen von der Nacharbeit, aber es erschien mir kleinlich und schulmeisterlich, mit einer solchen Bemerkung sogleich in diese erste Freude van Staals hineinzufahren.

„Kommen Sie — bitte, kommen Sie gleich!“ fuhr van Staal fort, indem er meine Hand nahm und mich förmlich vom Stuhl emporzog.

„Aber —“ versuchte ich zu widerstreben, denn ich war nach meinem langen Marsch wirklich müde.

Van Staal schnitt mir das Wort ab. „Sie müssen mitkommen! Jetzt gleich! Sie dürfen es mir jetzt nicht abschlagen, nachdem ich den ganzen Morgen auf Sie gewartet habe!“

Mit einem unterdrückten Seufzer erhob ich mich und folgte van Staal, der mir eilig voranschritt. Nachdem wir die Treppen beinahe im Lauffschritt genommen hatten, standen wir oben, und van Staal schloß auf. Er stieß die Tür zurück, und wir traten ein. Hinter mir steckte van Staal den Schlüssel wieder ins Loch, schloß zu, zog den Schlüssel ab und steckte ihn in seine Tasche. Ich erinnerte mich, daß er, als ich das erstemal hier oben gewesen war, auch abgeschlossen hatte, nur war mir damals nicht aufgefallen, daß er den Schlüssel zu sich steckte. Diese knabenhafte Wichtigkeit im Wesen des Holländers machte mich leise lächeln.

Zufällig fiel mein Blick im Eintreten auf eine Uhr, die auf dem Zeichentische stand. Ihre Zeiger wiesen die fünfte Stunde. Und — ganz plötzlich wußte ich: dies selbe Zeigerbild hatte ich von der Uhr im Wertheimischen Warenhause abgelesen, als ich in den Korridor des Kunstgewerbes eingebogen war.

Dies war — dies war die Stunde! Vor dreimal vierundzwanzig Stunden hatte der Doppelgänger hinter mir gestanden, hatten die zerschmetterten Scherben geklirrt!

So plötzlich, so ungeheuerlich überkam mich dies Bewußtsein, daß mir einen Augenblick lang alles Denken zu versagen schien. Und dann war das erste — halb Gedanke, halb Gefühl — ein großes Staunen.

Wie sollte ich hier eine Gefahr vermuten? So unsinnig erschien mir dies, daß ich mit einem Male wieder ganz dem Gedanken geneigt war, der mich so viel beschäftigt hatte: daß dennoch diese kleine, von mir heute morgen zertrümmerte Brücke das drohende Unheil gewesen war. In dem Bruchteil eines Herzschlages waren diese Überlegungen mir durch den Sinn gegangen. Dann aber erfüllte mich eine klare, kalte Schärfe der Beobachtung. Ich mußte mit allen Sinnen wach und immer im gegenwärtigen Augenblick sein!

Van Staal war auf jenen „Winkel des Werden- den“ zugetreten und zog den Vorhang zurück. Er wandte mir den Rücken zu, und als ich jetzt einen Schritt machte, der mich die Profilansicht seines Gesichtes gewinnen ließ, erfaßte mich ein plötzliches Entsetzen. Wieder war jene schreckliche Veränderung in den Zügen des Holländers vor sich gegangen, wieder strafften sich seine Gesichtsmuskeln bis zur Verzerrung, preßten die Lippen sich mit dem Ausdruck einer Überspannung an Willenskraft aufeinander, so daß sie alle Farbe verloren, und die Augen — diese grausigen Augen! — schienen vor Sier förmlich hervorstürzen zu wollen wie ein Raubtier auf seine Beute — es war ein Blick von einer ganz namenlosen Unerfättlichkeit.

Und dann mit einem Male wandte van Staal sich um, und alles war wie ausgelöscht. Sein Gesicht war ruhig, seine Stimme beherrscht und unverändert.

Mit mir war während der Sekunden, in denen ich dies an dem Holländer beobachtete, etwas Sonderbares vorgegangen. Blichschnell schlossen sich alle früheren Beobachtungen mit einem Schlage aneinander an, wie ich sie nie vorher zusammengereiht hatte: der Blick des Holländers auf Nora Marrs Bild auf seinem Schreibtisch, damals vor Wochen, der diese gleiche

wahnsinnige Gier gezeigt hatte, die Vorgänge vor der Schlittenpartie und Noras sonderbares Verhalten bei der Begegnung auf der Landstraße — — und ganz jäh erfaßte mich eine unbeschreiblich bestürzende Gewißheit, von der mich bisher nicht der Schatten einer Ahnung berührt. Jrgend etwas gab es zwischen Nora und van Staal, das mir den Holländer zum Todfeind machen konnte oder — schon gemacht hatte.

„Kommen Sie, Sir Henry,“ sagte van Staal in ruhiger, beinahe etwas feierlicher Weise. „Der Vorhang vom ‚Winkel des werdenden‘ ist gehoben. Sie sollen die Schreibmaschine sehen.“

Ich versenkte die rechte Hand in die Hosentasche, wo ich meinen Revolver trug. Dann trat ich näher.

Ein niedriges Tischchen, vor dem ein Stuhl stand, trug einen flachen, eigentümlichen Apparat, der nur schwer als eine Schreibmaschine zu erkennen war.

Van Staal setzte sich auf den Stuhl und begann zu erklären. Die Hauptsache in seiner Darstellung, die er zu den erläuternden Griffen knapp und klar vorbrachte, war, daß die Maschine mit allen zehn Fingern und den beiden Handwurzeln bedient werden mußte. Danach war die Tastatur eingerichtet, die natürlich sehr breit und flach war. Die auf einer Kugel angeordneten Typen wirkten sehr befremdlich, und mich ergriff ein Staunen, als van Staal auf dieser seltsamen Maschine mit sonderbar gespreizten Händen zu schreiben anfang und sich wirklich eine klare, sichtbar entstehende Schrift ergab.

„Sie haben verstanden — nicht wahr?“ sagte van Staal und stand auf. „Ist es nicht etwas völlig Neues und dabei ebenso einfach wie originell?“

Sein Ton war so rührend freudig, daß ich irgend etwas Freundliches sagte.

„Nun versuchen Sie also einmal, darauf zu schreiben!“ forderte mich van Staal auf, indem er mir den Stuhl hinschob.

Ich blieb stehen. „Nein — ich habe nicht alles verstanden. Bitte, wie war es mit dem Hebel, den man mit der Handwurzel niederdrücken muß?“

Van Staals Gesicht zuckte ungeduldig. Aber gleich darauf hatte er sich wieder in der Gewalt. „Man drückt ihn einfach mit beiden Ansätzen der Hand kräftig nieder, indem man die Handfläche und die Finger hebt,“ sagte er mit auffallender Ruhe. „Es ist die einfachste Bewegung an der ganzen Maschine. Diese breite Taste ist dafür da. Man bewirkt durch diese Bewegung, daß die Typenkugel eine halbe Drehung macht, so daß die Seite mit den großen Buchstaben nach oben liegt.— Also bitte!“

Ich blieb stehen. „Machen Sie es mir noch einmal vor!“

Van Staal stieß einen Laut des Ärgers aus. Der Bohn ließ ein böses Licht in seinen Augen aufflammen. Aber dann nahm er sich sichtbar zusammen, setzte sich ruhig und geduldig wieder hin und schaltete etwas an der Seite der Maschine um. Dann machte er die beschriebene Bewegung. Ehe er wieder aufstand, schaltete er denselben Griff an der Seite der Maschine ein.

„Was für ein Griff war dies eben?“ fragte ich.

Van Staals Kopf zuckte empor. „Lieber Himmel, man kann nicht die Griffe alle verstehen, ehe man keinen einzigen an der Maschine selbst probiert hat!“ stieß er grob heraus. Dann setzte er, schnell wieder geduldig werdend, hinzu: „Warum zögern Sie? Schreiben Sie erst einmal mit den kleinen Buchstaben, dann drücken Sie mit den Handwurzeln kräftig auf die breite Umschalttaste!“

Er versuchte, mich auf den Stuhl zu drängen. Aber ich blieb immer noch stehen, ja ich reckte mich hoch auf.

„Ich sage, Sie sollen es versuchen!“ Van Staals Stimme hatte etwas Schrilles. „So schreiben Sie doch! Warum schreiben Sie nicht?“ stieß er heiser heraus. Seine Augen weiteten sich, traten hervor — mich packte ein Schauer.

Ich richtete plötzlich meine Augen fest und scharf in den Blick aus dem sich langsam verzerrenden Antlitz des Holländers. „Warum soll ich durchaus auf dieser Maschine schreiben, Herr van Staal?“

Das kam langsam, jedes Wort hart wie Holz.

„Schreiben sollen Sie — nicht fragen!“ leuchte er.

Ich stand ganz kalt und ruhig. „Ich rühre diese Maschine niemals an, Herr van Staal!“

Ein Aufheulen, so furchtbar, daß es nicht von einer menschlichen Stimme zu kommen schien, erklang. Mein Hals wurde von zwei würgenden Händen umklammert, und mit einer so fürchterlichen Zähheit war dies geschehen, eine so wahnsinnige Kraft schnürte mir den Hals zu, daß ich einige Sekunden lang fast besinnungslos war. Dann brachte ich den Arm mit der Waffe hoch und schoß, nicht ahnend, wohin ich traf.

Ein wilder Schrei — ich fühlte, wie die entsetzlichen Klammern an meinem Halse nachließen. Mit beiden Armen stieß ich gegen den Körper des Holländers — — und dann war ich frei.

Van Staal, aus dem linken Arm blutend, war zurückgesunken; er lag auf dem Boden, und nie vergesse ich diesen graufigen Anblick. Schaum geiferte aus seinem Munde, Lallen und Gurgeln drängte über die besudelten Lippen, seine Augen loderten im hellen Irrsinn. Es war ein Wahnsinniger, ein Todkranker, der auf dem Boden lag.

Mit zwei Schritten war ich am Fenster und feuerte einige Schüsse hinaus.

Da packte mich's an den Knien. Der Holländer

umflammerte mich mit dem einen Arm, er biß mit den Zähnen in den Stoff, und als ich mich niederbeugte, um ihn abzuwehren, versuchte er, meinen Hals aufs neue zu fassen.

Gerade als ich ihn zurückwarf, dröhnten von draußen Schläge gegen die Tür.

„Aufbrechen!“ rief ich mit lauter Stimme.

Von neuem heulte der Wahnsinnige auf und warf sich mit seinem ganzen Körper gegen die Tür. Mich schien er vergessen zu haben. Im vollen Ausbruch der Tobsucht arbeitete er gegen die Eindringenden.

Als man jetzt von draußen das Schloß sprengte und die Tür aufschlug, fiel van Staal nieder. Ehe er sich wieder emporrichten konnte, hatten wir ihn gefesselt.

Ich gab den Hereingekommenen mit ein paar Worten die notwendigsten Erklärungen, fügte hinzu, daß niemand die Apparate in der Werkstatt anrühren dürfe, — und dann eilte ich in mein Zimmer.

Als ich eintrat, zeigte die kleine Standuhr auf meinem Schreibtisch die sechste Stunde, und wie ein plötzliches Aufjauchzen durchströmte mich ein einziges Gefühl: ich lebte — ich lebte!!

Etwa eine Stunde später saß ich in dem Wohnzimmer der Marrs. Die Erregung der ersten Verständigung über das Geschehene war etwas gewichen, und nun lauschte ich dem, was Nora mir erzählte.

„Vor zwei Jahren, als ich meiner Studien wegen in Paris war, habe ich, wie du weißt, van Staal kennen gelernt, und schon am ersten Tage empfand ich, daß ich ihm nicht gleichgültig war. Obgleich ich von unerschütterlicher Zurückhaltung blieb, trug er mir doch seine Neigung immer offener entgegen. Es kam so weit, daß jedes seiner Worte eine offene oder versteckte

Huldigung wurde, sein ganzes Wesen war ein fortgesetztes Werben. Ich weiß nicht, ob es die Gewalt dieser so stürmisch dargebrachten Leidenschaft war, die auch mich entzündete, ob van Staal's fremdartige Erscheinung, sein geistvolles und liebenswürdiges Wesen mich blendeten — jedenfalls glaubte auch ich, in diesem Menschen mein Schicksal gefunden zu haben. So verlobten wir uns. Ich bat aber van Staal, zunächst unser Verlöbniß kurze Zeit noch geheimzuhalten, denn ich wußte, daß ich meinem Vater, der inzwischen auch in Paris eingetroffen war, eine schwere Enttäuschung bereitere, wenn ich ihm meine Mitarbeit entzog, und ich wollte ihn sich selbst lieber langsam aus dem Anschauen der Dinge vorbereiten lassen, als ihm eine plötzliche Erklärung geben. Aber wie schnell erkannte ich, daß eine kurze, meinem Wesen so ungewohnte Leidenschaft mich einem Irrtum ausgeliefert hatte: van Staal war mir wesensfremd und würde es immer bleiben. Eines Tages erbat ich von ihm mein Wort zurück. Es gab eine unendlich peinigende Szene, denn er wollte mich nicht freigeben. Meinen Versicherungen, daß ich meine Freiheit für mich selbst, für die Arbeit mit meinem Vater zurückwollte, glaubte er nicht; er war nicht von dem Verdacht zu befreien, daß ein anderer Mann ihn beraube. Endlich gab ich ihm einen Eid, daß ich nur um meiner selbst willen das Verlöbniß löse, und — selbst tief erschüttert durch diesen Herzensirrtum — setzte ich hinzu, ich würde mich nie entschließen können, zu heiraten, und wolle für immer nur meiner Arbeit gehören. ‚Dich an deine Wissenschaft verlieren, Nora, das ist etwas, was ich zu ertragen versuchen will,‘ antwortete er mir. ‚Wenn ich aber je erfahre, daß du dich einem anderen Mann gibst — dann wisse, daß ich ihn hassen werde wie nichts

auf der Welt! Und — ich bin der Mann, nach meinem Haß zu handeln!’ Das war sein letztes Wort. Es ließ mich niemals los. — Als ich dann dich, Henry, in diesem Sommer kennen lernte und bald wußte, daß ich dir mein Herz geben mußte, da stand jenes Abschiedswort van Staals ängstigend vor mir. Ich war grenzenlos glücklich, als ich dich so unerwartet hier wiedertraf, aber ich brauche dir jetzt nicht mehr zu erklären, welch ein Erschrecken mich erfaßte, als ich zugleich die Entdeckung von van Staals Hiersein machte. Ich hoffte zuerst, er werde abreisen, aber als er mir korrekt wie einer Bekannten, mit der ihn nichts von Belang verknüpfte, begegnete, konnte ich das zwar nicht mehr erwarten, aber ich konnte dafür auch hoffen, daß er wirklich das zwischen uns Gewesene überwunden habe. Ganz ließ mich aber die Furcht nicht los, und was ich sonst ersehnt hätte, fürchtete ich nun. Deshalb war ich von so undurchdringlicher Zurückhaltung. Ich wünschte sehr, unseren Aufenthalt hier abzubrechen, aber ich zögerte, meinem Vater, der vom früheren so wenig wie vom jetzigen Stand der Dinge etwas ahnte, alles zu erzählen. Dann kam seine Erkrankung, und damit mußte ich ja alle Reisepläne zunächst aufgeben. Ich konnte mich nun zwar völlig von dir und van Staal zurückziehen, aber ich wußte, wie sehr du nach Entscheidung drängtest, und auch ich sehnte mich grenzenlos danach, dich zu verständigen. Ich hörte, daß van Staal, der ja überhaupt in jener Zeit viel für sich war, die Schlittenpartie nicht mitzumachen beabsichtigte, und so gab ich dir meine Zusage, hoffend, daß ich dich dann endlich über alles würde aufklären können. Als ich beim Frühstück dann plötzlich sah, daß van Staal doch mitkommen würde, machte mich die Angst, van Staal könne die Lage der Dinge zwischen uns erraten, fast besinnungslos.“

Sie hielt, von der Erinnerung gepackt, inne.

Ich küßte ihr die Hände. „Nora, Geliebteste — ich will mein ganzes Leben lang daran abtragen, was meine Gedanken an jenem Tage auf dich luden!“

„Ich wußte, was mein Verhalten für dich sein würde, und ich litt unsagbar,“ fuhr sie fort. „Ich war fast in Verzweiflung, wie ich eine Verständigung herstellen sollte. Darum lief ich, als ich am nächsten Morgen beim Herunterkommen hörte, du wolltest nach Berlin, und glaubte, du werdest abreisen, ohne daß ich je erführe, wohin, einfach auf die Straße, um dich zu sprechen. — Als ich dich kaum verlassen hatte, sah ich in einem Seitenweg die Gestalt eines Mannes, und mir war, als sei es van Staal. Dann aber schalt ich mich, daß meine Furcht um dich mich überall Gespenster sehen lasse, jetzt jedoch weiß ich, daß er es war, daß er sah, was zwischen uns vorging, und daß er jenes Abschiedswortes an mich eingedenk war.“

In der wieder neu sich emporringenden Erregung über all das eben Geschehene stiegen die klaren Schatten zweier Tränen in Noras Augen auf.

Da beugte ich mich über sie und küßte ihr die Tropfen von den Wimpern.

Van Staal war noch an demselben Abend in eine Irrenanstalt eingeliefert worden, und für den nächsten Tag stand eine Untersuchung bevor, der ich mit Spannung entgegen sah. Nach gemeinsamer Überlegung hatten Doktor v. Loßwitz und ich es für das beste gehalten, daß man denselben Mechaniker, mit dem van Staal an der Schreibmaschine gearbeitet hatte, aus Berlin kommen lasse, um festzustellen, ob an der Maschine wirklich — wie dies meine feste Überzeugung war — irgend ein Mechanismus war, der mir hätte verhängnis-

voll werden können. Ich merkte sehr wohl, daß Loßwitz stark an irgend einer solchen Möglichkeit zweifelte und der Meinung war, der Ausbruch der Krankheit habe eben überhaupt bevorgestanden und sei dann nur durch meine Weigerung, auf die fixe Idee des Kranken einzugehen, veranlaßt worden. Ich dagegen wollte mit den Erklärungen, die ich noch zu geben hatte, warten, bis die Untersuchung der Maschine erfolgt war.

Als wir mit dem Mechaniker in die Werkstatt hinaufstiegen, erzählte der Mann, daß der Holländer ein zwar zeitweilig aufgeregtes und reizbares Wesen beim Arbeiten gezeigt habe, aber das sei bei Leuten, die an einer Erfindung arbeiteten, keine Seltenheit. Er, der Mechaniker, habe den Eindruck gehabt, als wolle van Staal ein wichtiges Geheimnis der Konstruktion für sich behalten, denn es seien ihm verschiedene Einzelheiten an der Maschine aufgefallen, für die er keine Deutung gehabt und für die er auch keine Erklärung bekommen habe. Er werde also seine Untersuchung gleich einmal an diesen Punkten ansehen.

Der Mann hatte noch keine Viertelstunde an der Maschine gearbeitet, als er den Doktor und mich herbeirief.

Wir erschrakten förmlich vor dem entsetzten Ausdruck seines Gesichtes.

„Das ist etwas Furchtbares mit dieser Maschine!“ sagte er noch ganz verstört. „Sehen Sie hier — diese breite Tastatur ist doch gemacht, weil es die Idee des Erfinders war, man müsse die beiden ganzen Hände in den Dienst der Maschine bringen. Hier, diese Umschalttaste sollte durch ein Aufschlagen mit den Handwurzeln niedergedrückt werden —“

„Ja,“ fiel ich ein, „und gerade diese Taste war es, die ich durchaus anschlagen sollte.“

Der Mechaniker sah mich groß an. „Danken Sie

Gott, Herr, daß Sie's nicht taten. In dem Augenblick, in dem Sie mit Ihren Handgelenken die Taste niedergeschlagen hätten, wären zwei haarscharfe Messer emporgeschwungen, die Ihnen unfehlbar die beiden Pulsadern hätten durchschneiden müssen!"

Und nun nahm der Mechaniker zwei dicke Lederstreifen, die er sich um die Handgelenke befestigte. Dann setzte er die Hände so an, wie van Staal es mir gezeigt hatte, und drückte die Taste nieder, aber nicht schnell und kräftig, so wie es die Vorschrift war, sondern leise und behutsam. Und da schoben sich heraus, schmal und blank und von einer haarschmalen Schneide — zwei kleine gestielte Messer, die gierig gegen den Lederschuh am Arm des Mechanikers fuhren. Als er die Hände hob und uns das Leder sehen ließ, waren trotz der vorsichtigen Bewegung zwei scharfe Schnitte entstanden.

Ein Ausruf des fassunglosen Entsetzens von seiten des Doktors antwortete.

Ich war ganz still. Ich sah, ganz unmittelbar und ganz bildhaft, ein braunes Gesicht unter einem weißen Kopfschal vor mir, aus dem mich zwei strahlende braune Augen anblickten — und nichts als der eine Gedanke durchzitterte mich: Dank dir, Yorhi, Dank, du Treuer!

„Aber,“ wandte sich jetzt Doktor v. Loßwitz an den Mechaniker, „diese Taste ist also erst eingefügt, nachdem van Staal Sie entlassen hatte?“

„Natürlich,“ antwortete der Mann, während es mich durchzuckte, wie ahnungslos ich gewesen war, als ich van Staals Fenster in der vorletzten Nacht erleuchtet gesehen hatte.

„Und,“ forschte der Doktor weiter, „hat van Staal selbst denn diese Taste gar nicht angeschlagen?“

„Das konnte er sehr gut,“ antwortete der Mechaniker statt meiner. „Hier an der Seite der Maschine

ist eine Schaltung, mit der man regulieren kann, ob die Messer in Tätigkeit treten sollen oder nicht. Wenn man also hier abstellt, kann man, so viel man will, auf die Taste drücken, man ist gesichert. Dann aber brauchte man wieder nur einen unauffälligen Griff an der Seite der Maschine zu machen — und das entsetzliche Mordwerkzeug war bereit. Im Augenblick des Niederdrückens, wobei sich gerade der Puls senkt, wäre alles so schnell geschehen, ehe noch das Opfer selbst es begriffen haben würde.“

„Großer Gott — ein Mord, ein Mord!“ Das war es, was Doktor v. Loßwitz immer noch kopfschüttelnd wiederholte, als wir den Mechaniker entlassen hatten. „Ich war als Mensch und Arzt tief erschüttert durch den geistigen Zusammenbruch eines Mannes, den ich nie unter mein Dach genommen hätte, wenn ich hätte ahnen können, was sich in ihm vorbereitete,“ fuhr er fort, „dies aber — dies ist zu furchtbar!“

Da begann ich, meine bisher zurückgehaltenen Erklärungen zu geben. Und als ich nun von meinen Beobachtungen an van Staal, von jenem unheimlichen Wechsel des Gesichtsausdruckes, von seiner sonderbaren Theorie des Erfindens und zuletzt auch kurz von den Zusammenhängen mit Nora Marr berichtete, nickte der Arzt ein paarmal heftig.

„Wie typisch das ist!“ sagte er. „Daß diese krankhafte Konzentration des Wünschens, von der jener unheimliche Gesichtsausdruck Kunde gibt, und die sich einerseits auf Vollendung seiner Erfindung und andererseits auf den Besitz der immer noch geliebten Frau bezog, nun zuletzt gewissermaßen in einer einzigen Linie zusammenfloß! Solange van Staal nichts von einem Nebenbuhler um den Besitz der Geliebten wußte, so lange war es wirklich nur der Gedanke an

die Maschine, die ihn so völlig erfüllte. Als dann aber der jäh angefachte Haß gegen Sie nach einer Tat lechzte, da sprangen sozusagen die zwei Ziele, die sein Wollen kannte, in eines zusammen: er mußte die Maschine bauen, aber er mußte auch zugleich aus ihr — und nur aus ihr — das Mordwerkzeug machen! Und so gelangte er zu einer Idee, die bizarr und seltsam ist und doch nicht raffinierter hätte erdacht werden können. Es erscheint wie ein Wunder, daß Sie, Sir Henry, der Sie doch noch ohne Wissen der Zusammenhänge waren, dieser so unsagbar heimtückischen Falle entgangen sind.“

„Das scheint nicht nur ein Wunder, das ist eines!“ sagte ich, dann aber lenkte ich schnell ab. „Lieber Doktor, sollte es wohl möglich sein, daß diese sonderbare Schreibmaschine, in der allerdings ein gutes Stück meiner Lebensgeschichte aufgeschrieben steht, später in meinen Besitz kommt?“

„Das werde ich gern für Sie besorgen,“ lautete die Antwort, und der Arzt trat, ehe wir hinausgingen, noch einmal an die Maschine heran. „Wie sein kranker Geist nur bis zu dem einen Punkt — und nicht über ihn hinaus — dachte,“ sagte er, „bis zu dem Punkt, da er Sie mit blutigen Pulsen verenden, hilflos, grausam langsam verenden sehen wollte! Wie er danach gelehzt hat! Ohne sich darum zu kümmern, was dann nachher für ihn hätte kommen müssen. Möchte seine Krankheit ihn bald ganz dem Ende zuführen!“ —

Doktor v. Loßwitz hat Wort gehalten. Die Schreibmaschine steht jetzt schon seit Jahren in meinem Arbeitszimmer, und auf jener breiten Taste, deren Niederschlagen mein Verderben gewesen wäre, ist in großen Lettern das Datum jenes Tages eingegraben.

Es war elfter November — wie heute!

Der Erzähler schwieg. Aber nach einer kurzen Pause begann er noch einmal.

Als meine Braut und ich bald nach all diesen Vorgängen heirateten, machten wir unsere Hochzeitsreise nach Indien. Als wir in Bombay kaum eine Stunde in unserem Hotel waren, meldete man mir, daß ein Eingeborener dringlichst verlange, zu mir gelassen zu werden.

Eine Ahnung erfaßte mich, und ich ließ ihn sofort eintreten. Es war wirklich Jorhi.

„Sahib — du lebst!“ sagte er nur und mit einem so rührenden Ausdruck still erlöster Hoffnung, daß es mich tief ergriff.

„Jorhi, dein Geschenk —“

Aber er sah mich aus seinen strahlenden Augen mit so ernstem Ausdruck an, daß ich unwillkürlich innehielt.

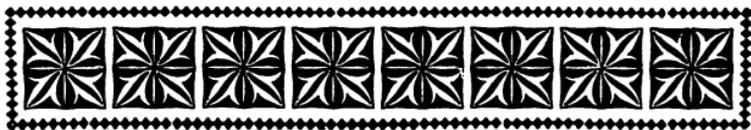
Er schüttelte leise den Kopf. Dann sagte er nach einer Pause langsam und ernst: „Ja, Sahib, du hast mich verstanden. — Daß der Tod auf deinem Wege wartete, das wußte ich lange, bevor du Indien verließest. Ich war unablässig wachsam um dich, um das, von dessen Kommen, nicht aber von dessen Art ich wußte, von dir abzuwenden. Als du aber dann fort und in deine ferne Heimat gingst, da konnte ich nicht mehr um dich sein, und ich mußte ein anderes Mittel finden, dich zu schützen. Ich brachte es dir an deinem letzten Tage hier. — Aber du darfst mich nicht fragen, Sahib! Diese Dinge tun wir wohl in unserem Lande, aber wir sprechen niemals über sie.“

Sir Henry Airnsraig hielt inne.

Auch von uns sprach niemand. Es gab eine Pause. Aber einige waren unter uns, die — wie Sir Henry es vorausgesagt hatte — die Köpfe schüttelten.

Er sah es und lächelte still vor sich hin.





Mutter und Kind.

Von Alex. Cormans.

Mit 10 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

In dem ernstesten und wichtigsten Kapitel der rationalen Säuglingspflege bedeutet die zweckmäßigste Art des Kindertragens freilich nur einen untergeordneten Abschnitt, aber auch die kleinste Versündigung gegen die Forderungen der Volkshygiene ist bekämpfungswert, wenn sie sich Tag für Tag millionenfach wiederholt. Das ehrwürdige Alter einer schlechten Gewohnheit ist noch lange kein Grund, diese Gewohnheit als unabänderlich anzusehen, und wenn wir die Art der Behandlung, die — wenigstens bei dem intelligenteren Teil der Bevölkerung — den allerjüngsten Erdenbürgern heutzutage zuteil wird, mit den vielfach geradezu unsinnigen und barbarischen Gepflogenheiten früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte vergleichen, so erhalten wir einen schlagenden Beweis für den langsam, aber sicher wirkenden Einfluß der Aufklärung und der immer wiederholten eindringlichen Mahnung.

Das in endlose Wickelbänder grausam eingeschnürte, jeder Bewegungsmöglichkeit erbarmungslos beraubte Baby gehört heute bereits zu den seltenen Erscheinungen, denen man nur noch hie und da in jenen ländlichen Bezirken begegnet, die sich durch eine ungewöhnlich hohe Kindersterblichkeit auszeichnen. Die schreckliche Breifütterung und die gesundheitswidrigen

Beruhigungsmittel sind, dem Himmel sei Dank, aus der Mehrzahl der Kinderstuben verbannt.

Man versucht die kleinen Schreihälse nicht mehr zum Schweigen zu bringen, indem man sie bis zur Bewußtlosigkeit schaukelt, indem man ihnen abscheuliche, bakterienreiche „Schnuller“ in den Mund stopft oder — wie es ehemals namentlich im lieben Bayernlande recht beliebt war — ihr zartes Gehirn wohl gar mit dem Bierkrug betäubt. Wir bringen unseren jungen Nachwuchs nicht mehr unter einer Bergeslast von Betten, Decken und Tüchern dem Erstickungstode nahe und gewähren ihm an Luft und Licht, was der empfindlichen Menschenknospe zu ihrer gedeihlichen Entfaltung unentbehrlich ist. Aber viele Hunderttausende unter uns setzen ihre Kinder noch immer der Gefahr von Rückgratsverkrümmungen oder anderen Entwicklungsstörungen aus, indem sie den weichen, bildsamen, in seinen Gelenken und Bändern noch nicht hinlänglich gefestigten Körper beim Herumtragen täglich stundenlang in die zweckwidrigsten Stellungen zwingen.

Die bei uns und bei fast allen europäischen Nationen übliche Art, ein Kind auf dem Arm zu tragen, ist in der That nicht nur die denkbar unbequemste, sondern auch die denkbar unvernünftigste, und wenn man sieht, wie unglücklich so ein armes Geschöpfchen oft am Hals der Mutter oder Wärterin hängt, kann man das gedankenlose Festhalten an der alten Gepflogenheit kaum verstehen.

Sie wird zu einer noch schwereren und sträflicheren Verfündigung, wenn diese Wärterin, wie es nur allzuoft der Fall ist, sich selber noch im Alter der körperlichen Entwicklung befindet. Die auch aus anderen Gründen höchst verwerfliche Ansitte, sich der Wohlfeilheit halber halbwüchsiger Mädchen zur Wartung

und zum Spazierentragen ganz junger Kinder zu bedienen, sollte um des gesundheitlichen Schadens willen, der den ersteren wie den letzteren erwachsen kann, nachdrücklich bekämpft werden. Völlig verdammenwert aber ist die namentlich bei der ärmeren Bevölkerung herrschende Gewohnheit, das Amt der Wärterin einer älteren Schwester zu übertragen, die manchmal



Eine Pariserin mit ihrem Kinde.

das für ihre Kräfte viel zu schwere Baby nur mit äußerster Anstrengung zu schleppen vermag. Überall, auf dem Lande wie in den Städten, können wir solchen bedauernswerten Kindern begegnen, die mit seitwärts gekrümmter Wirbelsäule unter der Last eines Menschenbündelchens seufzen, und deren Anblick in jedem fühlenden Herzen die Befürchtung wecken muß, daß sie den Unverstand anderer vielleicht mit einer dauernden

und unheilbaren körperlichen Entstellung zu bezahlen haben werden.

Der Kinderwagen, der, wenn er zweckmäßig ge-



Holländische Mutter aus Marken.

baut ist und dem kleinen Insassen hinlänglichen Schutz gegen blendendes Sonnenlicht gewährt, als das bei weitem beste Mittel passiver Bewegung für Säuglinge

angesehen werden muß, ist bei der ländlichen Bevölkerung noch immer nicht sehr beliebt und im Verkehrs-



Zigeunerin vor ihrem Zelt.

gewühl der großen Städte nicht überall verwendbar. Man fährt also fort, die armen hilflosen Kreaturen auf

eine Weise zu tragen, die sich ein Hund oder eine Katze nur mit äußerstem Widerstreben gefallen lassen würde.

Und doch würde es gewiß nicht an Möglichkeiten fehlen, den schlechten Brauch durch einen besseren zu ersetzen. Mit dem lebhaftesten Vergnügen erinnere



Portugiesische Mutter.

ich mich eines den gebildeten Ständen angehörigen jungen Ehepaares, dem ich vor Jahren Tag für Tag in der Nähe meiner Wohnung in vielbegangenen Berliner Straßen begegnete. Mit jenem fröhlichen und berechtigten Elternstolz, der sich blutwenig um das Gespött etlicher Narren kümmert, trugen die bei-

den ihren rosigen Sprößling zwischen sich auf einer höchst zweckmäßig konstruierten kleinen Sänfte, ihm zum Behagen und sich selbst zu geringer Last. Es ist



Ägypterin.

möglich, daß es unter den Vorübergehenden nicht ganz an den erwähnten spottlustigen Narren fehlte; auf den Gesichtern der meisten aber sah ich nur den Ausdruck

ehrlichen Beifalls und der Genugtuung über die lobenswerte Beherztheit eines vernünftigen Menschenpaares.

Wie wenig anmutig wirkt neben der Vorstellung dieses kleinen Familienidylls, das ich leider nicht im Bilde festzuhalten vermochte, die Aufnahme der „schif-



Japanische Mütter.

fen“ Pariserin (S. 179), die — wahrscheinlich aus Rücksicht auf ihre Toilette — ihren kleinen Buben einfach unter den Arm nimmt und ihn so auf dieselbe Weise weiterbefördert, wie sie es mit jedem beliebigen Paket tun würde.

Die Holländerin, die Mutter vom Stamme der

wandernden Zigeuner und die portugiesische Frau aus dem Volke, wie wir sie auf unseren nächsten Bildern sehen, sie alle huldigen der oben getadelten schlechten Gewohnheit, ihre Kinder auf eine vernunftwidrige Art zu tragen, und wir müssen uns schon bis nach Aegypten begeben, um an dem Beispiel eines Fellachenweibes zu sehen, daß es gar nicht so schwer ist, eine Art zu finden, die den Gliedern des Kindes und seinen inneren Organen volle Freiheit läßt, sie in ihrer natürlichen Lage erhält und ihnen den pressenden Druck des mütterlichen Armes erspart. Das Baby wird rittlings auf der Schulter getragen, und wenn es dazu auch einiger Übung und Geschicklichkeit von seiten der Mutter bedürfen mag, so beweist doch die leichte Sicherheit, mit der sich diese Aegypterinnen unter ihrer süßen Bürde bewegen, daß solche Gewandtheit sich unschwer erwerben lassen muß.

Und die munteren, ewig lichernden kleinen Japanerinnen, sie denken gar nicht daran, sich den zierlichen Wuchs ihrer Gestalten nach dem Vorbilde europäischer Mütter zu verderben. Sie tragen ihre mit abgöttischer Zärtlichkeit geliebten Kinder auf dem Rücken, wo sie innerhalb der durch die Umstände gezogenen Grenzen eine gewisse Bewegungsfreiheit genießen und über die Schulter der Mutter hinweg die Wunder der schönen Welt anstaunen können, ohne daß es dazu, wie bei unseren auf dem Arm getragenen Kindern, der schwierigsten Verrentungen bedarf.

Auf einem vernünftigen Gedanken beruhend, aber in der Ausführung freilich nicht ganz einwandfrei ist die Methode der kalifornischen Indianerinnen, die übrigens auch die aller anderen nordamerikanischen Indianerstämme ist. Hier werden die Säuglinge bis an den Hals in eine wollene Decke gewickelt, auf ein

Brett gebunden und so auf dem Rücken der Mutter befestigt. Die Einschnürung der Arme und der unvermeidliche Druck der Stricke sind das Bedenkliche



Kalifornische Indianermutter.

bei diesem Verfahren. Ein augenfälliger Beweis liebevoller und verständiger Fürsorge aber ist die Anbringung des zur Abwehr von Regen und Sonnenstrahlen bestimmten kleinen Schutzdaches, dessen die auf dem Rücken

getragenen Kinder der meisten anderen Naturvölker ent-raten müssen.

Afritanische Negerweiber zum Beispiel verrichten mit ihrem Kinde auf dem Rücken oft stundenlang im



Mexikanische Indianerin.

glühenden Sonnenbrand die Feldarbeit, für die ihre Männer zu faul sind, und einzig der Güte der Natur ist es zu danken, daß die Nachkommenschaft durch diesen Schmorprozeß keinerlei gesundheitlichen Schaden erleidet.

Eine Besonderheit der Indianerinnen von Mexiko ist es, eine mit primitiver Aufhängevorrichtung versehene, muldenförmige Wiege mit sich zu führen, in der der Säugling jederzeit sicher untergebracht werden



Eine armenische Mutter.

kann, wenn er seinen Platz auf dem Rücken der Mutter zeitweilig verlassen muß, weil er diese in ihren Arbeitsverrichtungen zu sehr behindern würde.

Ist die Wiege hier von einer Gestalt, die ihre Mit-

führung für die Mutter nicht allzu schwierig macht, so verfährt die Armenierin auf unserem nächsten Bilde schon um vieles umständlicher und unzweckmäßiger, indem sie sich mit einem ziemlich schwerfälligen Möbelstück von der Form der auch bei uns früher üblich ge-



Eine Estimomutter.

wesenen Kinderwiegen belädt. Immerhin ist auch sie auf diese Art in die Lage versetzt, ihrem Liebling jederzeit und überall die Ruhe und Erholung zu verschaffen, deren der kindliche Körper auch nach der von uns Erwachsenen viel zu gering eingeschätzten Anstrengung des Getragenwerdens meist schon nach kurzer Zeit bedarf.

Schwerfällig mag auch die Tragewiege des Eskimobabys erscheinen; mit dem wir die Reihe unserer Aufnahmen beschließen. Aber sie ist mit ihrer ausgiebigen Ausstattung an Pelzwerk den klimatischen Verhältnissen angepaßt, unter denen der junge Eskimo heranwachsen soll, und eine so große Unbequemlichkeit sie für die Mutter bedeuten mag, so zweckmäßig ist sie ohne Zweifel für den kleinen Erdenbürger.

Und dies eine — ob sie nun bei der Pflege ihres teuersten Besitztums vernünftig oder unvernünftig zu Werke gehen mögen — ist ja den Müttern in aller Welt gemeinsam, das eine, daß sie der eigenen Mühsal und Beschwerde nicht achten, wo es sich um das Wohlbefinden ihres Kindchens handelt. Weil es so ist und so sein wird bis an das Ende aller Tage, dürfen wir auch getrost hoffen, daß die Mütter der jetzigen wie der kommenden Generationen immer willig sein werden, zu lernen und sich von überkommenen Fehlern freizumachen, sobald sie die Überzeugung gewonnen haben, daß es zum Heil derer ist, denen sie das Leben gegeben.





Die Spaziergehrur.

Humoreske von Carl Schüler.



(Nachdruck verboten.)

Eines Morgens passierte der gnädigen Frau etwas sehr Unangenehmes, etwas, das sie in Schreck und Aufregung versetzte.

Sie sah eine Spinne.

Spinne am Morgen — Kummer und Sorgen!

Die gnädige Frau weiß, daß man eigentlich nicht abergläubisch sein soll. Aber man soll eigentlich vieles nicht sein, und man ist's doch. Die Manier der Männer, über den Glauben an solche Vorzeichen herannahender Unglücksfälle zu spotten, kennt man. Aber die Männer spotten eben über alles, was sie nicht verstehen.

Und was verstehen sie denn?

Es war nur eine ganz kleine Spinne, die die gnädige Frau zu sehen bekam. An einem unendlich feinen Fädchen ließ sich das Spinnchen von der Decke des Zimmers herab. Mitten über dem kleinen Frühstückstisch mit seinem zierlichen Porzellan und seiner altmodischen silbernen Zuckerdose, mit seinen Düften nach Schokolade, Honig und frischem Gebäck, dicht vor den Augen der gnädigen Frau pendelte sie in kurzen, zitternden Schwingungen hin und her.

Mit neugierigen Blicken betrachtete diese kleine, dumme Spinne, die von der Welt noch nichts gesehen

hatte, die die Abneigung der Menschen gegen ihr Geschlecht nicht kannte, das Stillleben auf dem Frühstückstisch und die hübsche, braunlockige Frau, die vor ihr, der kleinen Spinne, eine so entsetzliche Angst hatte.

Nicht lange konnte sich das Spinnchen ungestört seines Vergnügens freuen.

Auf die lauten Hilferufe der gnädigen Frau stürzten die Köchin und das Kammermädchen, mit Besen und Ausklopfer bewaffnet, in das Zimmer. Dem ersten Ansturm dieser beiden tapfern Wesen fiel eine große und kostbare chinesische Vase zum Opfer. Das heißt, das war ein Irrtum der gnädigen Frau. In Wirklichkeit hatte weder die Köchin mit dem Besenstiel noch die Kammerzofe mit dem Ausklopfer die Vase berührt. Sie war, die Vase natürlich, von selbst heruntergefallen. Vielleicht auch aus Schreck vor der Spinne. Nachdem dies einwandfrei festgestellt worden war, gelang es der Köchin, das kleine Spinnchen mitsamt dem dünnen Spinnwebfädchen mit dem Besen einzufangen. Im Triumph trug sie ihre Beute nach der Küche.

Der gnädigen Frau ging den ganzen Tag über der Gedanke an die Unglücksprophetin nicht aus dem Köpfchen.

Nachmittags um fünf Uhr trat denn auch das erwartete Ereignis ein. Natürlich war eine Freundin seine Verkünderin.

Diese Freundin war vier Wochen in Paris gewesen. Nun war sie zurückgekommen und machte Besuche. Sie hatte in den vier Wochen die deutsche Sprache fast verlernt, denn sie gebrauchte unausgeseht französische Wendungen. Sie unterhielt sich nur noch über Pariser Moden und erklärte, daß die deutschen Damen es nicht verstanden, sich richtig anzuziehen.

Beim Anblick der gnädigen Frau schien sie entsetzt.

Sie schlug beide Hände verzweifelt über dem Kopf zusammen und rief: „Mais, mon Dieu, chère amie, was sehe ich, Sie sind stärker geworden und — die ist doch nicht modern!“

Die gnädige Frau dachte sofort an die Spinne, die sie am Morgen gesehen hatte.

Nun war das Unglück da.

Wenn die Figur der Frau zunimmt, sagt sie: Ich verliere meine Figur! Eine Frau kann ihr Portemonnaie verlieren, ihr Taschentuch, ihren Schirm und noch viele andere Dinge — alles läßt sich verschmerzen, für alles läßt sich Ersatz schaffen, aber das Verlieren der Figur ist ein Unglück ernstere Art. Keine Frau nimmt es leicht, wenn sie schwerer wird.

Was kann man dagegen tun?

In den nächsten Wochen gab es für die gnädige Frau nur diese eine Frage.

Alle Freundinnen wurden zu Rate gezogen.

Die erste Freundin riet zu einem anderen Korsett, sie müsse sich mehr schnüren. Die zweite Freundin sagte: „Wenn Sie sich mehr schnüren, werden Sie eine rote Nase bekommen.“ Die dritte Freundin riet zu Karlsbader Wasser. Die vierte Freundin sagte: „Wenn Sie Karlsbader Wasser trinken, wird Ihre Haut welt.“ Die fünfte Freundin riet zu einer Joghurtkur. Die sechste Freundin sagte: „Wenn Sie Joghurt trinken, werden Sie noch dicker.“

Die gnädige Frau war ratlos.

Da traf sie eines Tages eine siebente Freundin, die sagte: „Um dünner zu werden, müssen Sie mehr spazieren gehen, meine Liebe.“

Kein anderer Vorschlag leuchtete der gnädigen Frau so ein wie dieser. Schnell beschloß sie, mit der Kur des Spazierengehens den Anfang zu machen.

Sie ging ganz zielbewußt vor, praktisch und mit Überlegung.

Zunächst wollte sie ihr Gewicht feststellen. Das kann man am billigsten in einem Warenhaus. Dort kostet das Wiegen nichts.

Es war Anfang Mai, und das Warenhaus hatte einen billigen Tag für wollene Winterstrümpfe. Die gnädige Frau ließ sich umsonst wiegen und kaufte fünfzig Paar wollene Winterstrümpfe, weil man doch die Gelegenheit benützen muß.

Spaziergehen und Spazierengehen sind nun zwei ganz verschiedene Dinge.

Die einen gehen spazieren, weil sie nichts zu tun haben, den anderen ist das Spazierengehen eine Pflicht.

Die gnädige Frau gehörte zu den anderen, zu denen, denen das Spazierengehen eine Pflicht ist. Sie hat es noch nie mit einer Pflicht so ernst genommen wie mit dieser.

Das Spazierengehen, um dünner zu werden, ist eine sehr kostspielige Kur. Das meint man zunächst nicht. Man könnte im Gegenteil versucht sein, zu glauben, das Spazierengehen koste außer durchgelaufenen Schuhsohlen überhaupt nichts. Aber das ist ein großer Irrtum.

Wenn eine Dame zweimal täglich, und zwar vormittags und nachmittags, spazieren geht, kann sie dies nicht in demselben Kleid tun. Das ist ausgeschlossen.

Das würde auffallen, und auffallen will man doch nicht.

Ebensowenig kann man an den sieben Tagen, die doch nun einmal die Woche hat, an jedem Vormittag oder an jedem Nachmittag daselbe Kleid tragen. Das geht nicht, weil die Leute sonst glauben, man habe nichts zum Wechseln. Man muß also wechseln

können, damit man den Leuten zeigt, daß man etwas zum Wechseln hat.

Wenn man das nicht kann, wird einem die Kur schnell über, und dann hat sie keinen Zweck. Wenn eine Kur Erfolg haben soll, muß man sich ihr auch mit wirklicher Freude und Hingabe unterziehen. Das kann man nur, wenn man auch danach angezogen ist.

Die Notwendigkeit von Neuanschaffungen der Garderobe ist also selbstverständlich. Natürlich kann man zu den neuen Kleidern nicht alte Stiefel anziehen oder Hüte aufsetzen, die nicht zu den Kleidern passen. Es muß doch alles harmonieren. Ein einsichtsvoller Mann wird dagegen auch gar keine Einwendungen machen.

Leider gibt es so wenig einsichtsvolle Männer. Der eigene Mann gehört nie zu ihnen.

Die Vorbereitungen zu der Spaziergekur kosten also Geld. Alles kostet Geld. Das ist nun einmal nicht anders. Aber man spart doch auch manchen Groschen, den man sonst für die Fahrten mit der elektrischen Straßenbahn ausgegeben hat, weil man jetzt alle Besorgungen zu Fuß abmacht.

Das muß man doch auch bedenken!

Man muß eben heute mit jedem Groschen rechnen. Aber welcher Mann tut das? —

Wenn die Ausrüstungsgegenstände für die Kur angeschafft sind, dann ist noch eine Frage von Wichtigkeit zu erledigen, nämlich: Wie kann man sich während des Spazierengehens eine für eine Dame passende Unterhaltung verschaffen?

Der Mann kommt dabei nicht in Betracht. Erstens hat der Mann keine Zeit und dann — die wenigsten Männer sind für die Dauer wirklich unterhaltend.

Da greift man besser zum Hund oder vielmehr zum Hündchen.

Sie ging ganz zielbewußt vor, praktisch und mit Überlegung.

Zunächst wollte sie ihr Gewicht feststellen. Das kann man am billigsten in einem Warenhaus. Dort kostet das Wiegen nichts.

Es war Anfang Mai, und das Warenhaus hatte einen billigen Tag für wollene Winterstrümpfe. Die gnädige Frau ließ sich umsonst wiegen und kaufte fünfzig Paar wollene Winterstrümpfe, weil man doch die Gelegenheit benützen muß.

Spaziergehen und Spazierengehen sind nun zwei ganz verschiedene Dinge.

Die einen gehen spazieren, weil sie nichts zu tun haben, den anderen ist das Spazierengehen eine Pflicht.

Die gnädige Frau gehörte zu den anderen, zu denen, denen das Spazierengehen eine Pflicht ist. Sie hat es noch nie mit einer Pflicht so ernst genommen wie mit dieser.

Das Spazierengehen, um dünner zu werden, ist eine sehr kostspielige Kur. Das meint man zunächst nicht. Man könnte im Gegentheil versucht sein, zu glauben, das Spazierengehen koste außer durchgehenden Schuhsohlen überhaupt nichts. Aber das ist ein großer Irrtum.

Wenn eine Dame zweimal täglich, und morgens mittags und nachmittags, spazieren geht, so muß sie nicht in demselben Kleid tun. Das ist

Das würde auffallen, und auffallen

Ebenso wenig kann
die doch nun ein
mittag oder
Das

Ein solches Tierchen ist treu, anhänglich, folgsam und drollig. Ein solches Hündchen kann man an der Leine führen, man kann es auf dem Arm tragen, man kann es strafen, wenn es doch einmal unfolgsam ist, man kann es zur Reinlichkeit erziehen, es waschen und bürsten — alles Dinge, die man mit einem Mann gar nicht oder doch nur in den wenigsten Fällen machen kann.

Das Hündchen kann man aber auch in den Muff stecken, den man ja im Frühling noch ganz gut tragen kann.

Dazu hat man ja den großen Muff, den man in der Garderobe nicht abgibt, sondern immer bei sich behält.

Gibt es etwas Süßeres, als wenn aus dem Muff so ein kleines Hundeköpfchen hervorlugt? Das ist begeisterungswürdig schön und fällt allen Leuten auf.

Das macht mehr aus wie ein neuer Hut, oder doch gerade so viel. —

Die gnädige Frau erließ in einer gelesenen Tageszeitung eine Anzeige, um den passenden Begleiter für ihre Spaziergänge zu finden. Sie verlangte ein Hündchen von guter Erziehung und edlen Charaktereigenschaften zu einem mäßigen Preis.

Am anderen Tag gaben sich in der Wohnung der gnädigen Frau annähernd fünfzig Hundebesitzer ein Stelldichein, von denen einige gleich mehrere Hunde zur Besichtigung mitbrachten.

Nicht alle Hunde, die der gnädigen Frau im Laufe dieses unruhigen Tages vorgestellt wurden, besaßen jene Eigenschaften, die die gnädige Frau von ihrem zukünftigen Begleiter und Mitbenützer ihres Muffes beanspruchte. Einige waren unverträglich und begannen sich miteinander zu raufen wie ungezogene Straßungen, andere ließen jene Reinlichkeit vermissen, die, wenn sie der Hund nicht besitzt, die Politur der Tisch- und Stuhlbeine schädigt, andere, und diese

waren in der Mehrzahl, hinterließen jene kleinen munteren Springer, die so gern bei Hunden Gastfreundschaft suchen, die sich aber auch in Polstermöbeln in den Hinterhalt legen und dort auf Opfer lauern.

Jedenfalls blieb der Salon der gnädigen Frau lange Zeit nach der Hundeschau ein Tummelplatz dieser braunen Gefellen, bis allmählich die Besucherinnen ihrer Teestunde die kleinen ungebetenen Gäste mit sich entführten.

Unter all den Hunden und Hündchen, die ihr zum Kauf angeboten wurden, war einer, der in seiner Kleinheit, in Farbe und Gemütsart ganz den Wünschen der gnädigen Frau entsprach.

Dies Hündchen hieß Delphin und gehörte der Rasse der Zwergrehpintsher an. Es stammte aus dem Nachlaß einer kürzlich verstorbenen alten Dame, war also gewissermaßen ein Waisenkind, dessen man sich annehmen mußte. Das Hündchen war sehr verwöhnt, aber nicht billig. Doch die gnädige Frau bezahlte dem Händler gern den geforderten hohen Preis, einmal, weil ihr Delphin sympathisch war, und dann, weil er in seiner Farbe so gut zu ihrem Tobelmuff paßte.

Delphin hatte zwar eine unangenehme, belfernde Stimme, aber zwei dunkle, seelenvolle Augen. Drollig war es, daß er sich erst dreimal um sich selbst drehte, ehe er sich auf einem Sessel oder auf einem Sofa zur Ruhe niederlegte. Irgendwo lag er immer.

Am ersten Tag tat die gnädige Frau alles, um Delphin, dem Waisenkind, den Aufenthalt im neuen Heim so angenehm wie möglich zu machen, seine Liebe und sein Vertrauen zu erringen. Sie war nachsichtig gegen seine Schwächen — solche hatte er leider auch — und fütterte ihn mit Kuchen und Konfekt, das er ihr willig abnahm, was die gnädige Frau rührend fand.

Am anderen Tag begann die Spaziergehtur.

Die gnädige Frau nahm Delphin an die dünne Leine, die sie nebst einem schönen Halsband ihrem Liebling schon am frühen Morgen zum Geschenk gemacht hatte. Nun sollte der erste Ausgang zu einem Schneider führen, damit dieser Delphin für ein Deckchen oder, wie es die gnädige Frau nannte, für einen Paletot das Maß nehmen konnte.

Aber an der Haustür passierte etwas Merkwürdiges. Delphin sträubte sich lebhaft, auf die Straße hinauszugehen. Mit seinen vier kleinen Beinchen stemmte er sich gegen den Boden, kein Zureden half — er wollte nicht. Die gnädige Frau zog an der Leine, und da sie stärker als Delphin war, schleifte sie den Armen hinter sich her. Das sah nicht gut aus. Vorübergehende bedauerten das arme Hündchen.

Nun nahm die gnädige Frau den ungezogenen Delphin, trotz seiner schmutzigen Pfötchen, in den Muff.

Das sah zwar allerliebste aus, aber es sah nur so aus, es war es nicht — weder für den Muff noch für das Kleid der gnädigen Frau. Der Muff war nämlich nicht wasserdicht, und die Feuchtigkeit, die auf das Kleid tropfte, stammte von Delphin.

Die gnädige Frau nahm, als sie das merkte, sofort ein Auto und fuhr, so schnell es ging, nach Hause.

„Schon zurück?“ fragte der Mann der gnädigen Frau erstaunt.

„Da,“ antwortete die gnädige Frau und reichte ihm den Muff.

„Nun weiß ich wenigstens, warum der Hund Delphin heißt,“ bemerkte in seiner gefühllosen Art lachend der Mann der gnädigen Frau und zog das Tierchen aus seinem feuchten Element.

Die gnädige Frau schickte zum Tierarzt. Das Be-

nehmen Delphins erschien ihr krankhaft. Der Tierarzt und Delphin kannten sich. Er, der Tierarzt, war schon früher Delphins Hausarzt gewesen.

„Welch ein glückliches Zusammentreffen!“ jubelte die gnädige Frau, als sie dies erfuhr. „So kennen Sie also Delphins Konstitution?“

„Sehr gut, gnädige Frau,“ bestätigte der Tierarzt. „Der Hund ist nämlich straßenscheu. Auf die Straße können Sie ihn nicht nehmen. Da bekommt er eine solche Angst — na, Sie haben's ja erlebt. Seine frühere Herrin war gelähmt und hat ihn ganz fürs Haus erzogen.“

„Aber ich hatte ihn mit doch gerade für meine Spaziergehtur angeschafft!“

„Was ist denn das — Spaziergehtur?“ fragte der Tierarzt.

Die gnädige Frau lächelte etwas verlegen. „Ich weiß nicht, Herr Doktor, ob Sie sich auch auf menschliche Leiden verstehen?“ fragte die gnädige Frau etwas zögernd.

„Ein bißchen schon,“ meinte der Tierarzt. „Fehlt Ihnen denn etwas? Sie sehen sehr gesund aus.“

Die gnädige Frau, die immer sehr praktisch ist, dachte eine ärztliche Konsultation zu sparen. Vielleicht konnte ihr der Tierarzt ein gutes Mittel geben. „Ja, denken Sie, Herr Doktor,“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „ich werde dicker. Meine Kleider werden mir sämtlich zu eng. Was ist da zu tun?“

Da sagte der Tierarzt mit breitem Schmunzeln: „Dann wird es das beste sein, Sie lassen sich Ihre Kleider etwas weiter machen, gnädige Frau.“

Nur ein Mann kann so roh sein.

Aber trotzdem befolgte die gnädige Frau den Rat.





Der Geheimpolizist bei der Arbeit.

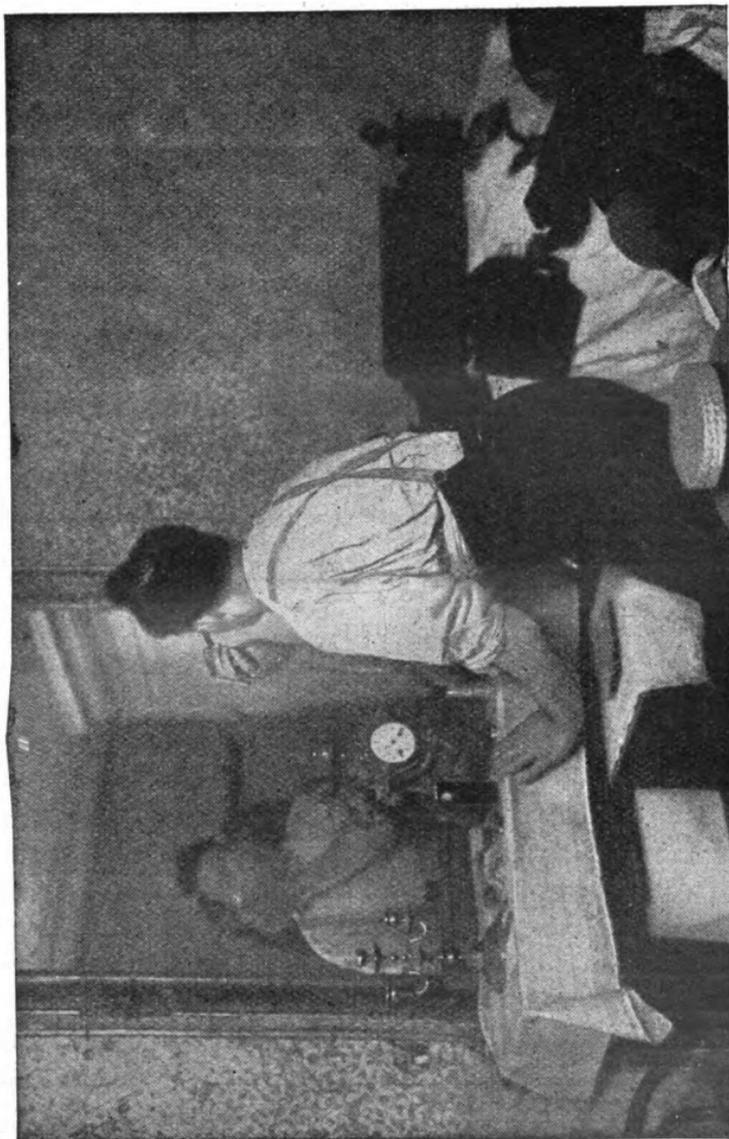
Don R. F. Hermann.

Mit 12 Bildern.



(Nachdruck verboten.)

Zahllose beklagenswerte Vorkommnisse gerade der jüngsten Vergangenheit haben es auch dem großen Publikum recht eindringlich zum Bewußtsein gebracht, ein wie aufregender und gefährlicher Beruf der des Geheimpolizisten in einer Großstadt ist. Das gewerbsmäßige Verbrechertum von ehedem will uns ja beinahe harmlos erscheinen gegenüber jenem Verbrechertypus, der sich neuerdings in den Weltstädten herausgebildet hat. Wie der Einbrecher und Dieb, der Fälscher und Hochstapler alle neuen Errungenschaften der Technik und der Wissenschaft für seine Zwecke zu nützen weiß, so hat er auch gelernt, sich im Kampfe um seine Freiheit der raffiniertesten und der rücksichtslosesten Mittel zu bedienen. Er hat längst aufgehört, in seinem bestgehaßten Feinde, der Polizei, einen übermächtigen und unbesiegbaren Gegner zu erblicken, vor dem es keine andere Rettung gibt als Überlistung oder rechtzeitige Flucht. Er läßt es im Gegenteil sehr oft auch ohne zwingende Notwendigkeit auf den offenen Kampf ankommen, aus dem die Hüter der Ordnung nicht immer als Sieger hervorgehen. Revolver und Browning spielen jetzt schon nahezu bei jeder Diebesjagd ihre verhängnisvolle Rolle, und es ist kaum noch unter die außergewöhnlichen Ereignisse zu rechnen, daß man



Die „Toilette“ des Detektivs.

genötigt ist, den Schlupfwinkel von zwei oder drei strupellosen Verbrechern mit einem gewaltigen Auf-

gebot von Polizei und Militär in aller Form stunden- oder tagelang zu belagern.

Die Pariser Apachen und Automobilbanditen sind keine vereinzelt und keine spezifisch französischen Erscheinungen. In New York, in London und in Berlin gibt es leider nur allzuvielen vom gleichen Schlag, und mit der ständig wachsenden Gefahr für das Eigentum und die persönliche Sicherheit des ruhigen Bürgers wächst selbstverständlich auch die Verantwortlichkeit und die Arbeitsmühsal der Kriminalpolizei. Von dem Geheimpolizisten, der unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen seiner Aufgabe noch vollkommen gewachsen sein soll, muß man nicht nur eindringende Menschenkenntnis, Geistesgegenwart und rasche Entschlußfähigkeit, sondern auch einen bis zur Aufopferung gesteigerten persönlichen Mut verlangen.

Zimmer länger wird die Liste der Braven, die im pflichtgemäßen Kampfe gegen das Verbrechertum Gesundheit und Leben darangeben mußten, und um so aufrichtiger sollte darum die Achtung und Wertschätzung sein, die wir den besten, geschicktesten und beherztesten unter unseren Polizeidetektiven entgegenbringen. Rein schwereres Unrecht könnte man diesen wackeren Männern zufügen, als wenn man sie etwa auf eine Stufe stellen wollte mit jenen Privatspionen, die lediglich im Interesse von Privatleuten das Tun und Treiben anderer ausspionieren, selbst wenn diese den übelsten und unlautersten Zwecken dienen. Sicherlich gibt es ja auch unter den Privatdetektiven anständige Leute, die sich nur mit einwandfreien Aufgaben betrauen lassen; im großen und ganzen aber kann von einer Vergleichung mit dem Beruf des Geheimpolizisten, der seine Person im Kampfe gegen das Verbrechen einsetzt, niemals die Rede sein.

Daß die untergeordneten und teilweise wohl auch die höheren Beamtenposten bei der Kriminalpolizei nicht durchweg mit hervorragend tüchtigen und gewandten Leuten besetzt werden können, liegt auf der Hand. Die Talente oder gar die Genies sind auch auf diesem Gebiete menschlicher Betätigung spärlich gesät, und man kann unmöglich verlangen, daß jeder Polizei-



Der Detektiv als Privatmann.

detektiv ein Sherlock Holmes sei, über dessen nach einer ziemlich wohlfeilen Methode am Schreibtisch konstruierte Findigkeit übrigens nur sehr naive Gemüter in bewunderndes Erstaunen geraten können.

Im wirklichen Leben spielen sich die Dinge zumeist ganz anders ab als in der Phantasie des Novellisten, und die Handlungen des Geheimpolizisten werden leider nur von seinem eigenen Verstande, nicht aber von der Allwissenheit einer unsichtbaren Macht gelenkt,

die gleich dem Autor einer Kriminalgeschichte von vornherein den Schlüssel zu allen Geheimnissen besitzt.

An und für sich ist der verfolgte oder gesuchte Verbrecher, der seine Taktik nach Belieben in jedem Augenblick ändern kann, ja immer im Vorteil, und wo nicht der Zufall gnädig seine Hilfe leiht, bedarf es beinahe



Dem Detektiv ist plötzlich ein Bart gewachsen.

immer eines großen Aufwandes an Scharfsinn, Geduld und Ausdauer, um ihm hinter seine Schliche zu kommen. Sehr erschwert wird die Tätigkeit des Geheimpolizisten namentlich dem Gewohnheitsverbrecher gegenüber oft schon dadurch, daß er seinem Aussehen nach dem Gesuchten wohlbekannt ist. Spielt das Hilfsmittel der Verkleidung für den Detektiv in der Praxis auch vielleicht nicht die ausschlaggebende Rolle, die ihm in der Mehrzahl der Kriminalromane zugewiesen

wird, so wird es doch immer zum unentbehrlichen Rüstzeug des Geheimpolizisten gehören, und mancher von ihnen verdankt seine bedeutendsten Erfolge vor allem der schauspielerischen Geschicklichkeit, mit der er bei Ausübung seines Berufes seinen wahren Charakter hinter allerlei Maskierungen zu verbergen weiß.

Schminkepf und Kohlestift, Perücke und falscher Bart dürfen zuweilen bei der „Toilette“ des Detektivs ebensowenig fehlen wie in der Garderobe des Komödianten, und unsere Abbildungen auf Seite 203 und 204 beweisen, daß es manchmal nur einer diskreten Anwendung dieser Requisiten bedarf, um der menschlichen



Der lauschende Chauffeur.

Physiognomie ein völlig verändertes Gepräge zu verleihen.

Beinahe noch wirksamer ist eine gut gewählte Verkleidung, da die alte Wahrheit: „Kleider machen Leute“ sich immer aufs neue als richtig erweist. Der gleichgültig dreinschauende Chauffeur auf unserem Bilde, dessen Aufmerksamkeit ganz von irgend einem Vor-

gang in seiner Nähe in Anspruch genommen scheint, wird selbst in einem Mißtrauischen kaum die Vermutung aufkommen lassen, daß es sich um einen maskierten Geheimpolizisten handelt, der seine Sinne aufs äußerste anstrengt, um kein Wort von der halblaut geführten Unterhaltung der verdächtigen Menschengruppe zu ver-



Der harmlose Zeitungverkäufer.

lieren, neben der er scheinbar zufällig Aufstellung genommen hat. Und kann es etwas Unverfänglicheres geben als die Gestalt des Zeitungverkäufers, dessen äußere Erscheinung sich in nichts von dem gewöhnlichen Aussehen seiner Berufsgenossen unterscheidet? Daß er an der Eingangstür eines viel frequentierten Bankgeschäfts

Posto gefaßt hat, ist sicherlich nicht auffällig, und der erfahrene, mit allen Wassern gewaschene Verbrecher, der das betreffende Geschäftslokal gewiß nicht betreten würde, wenn er irgend etwas wahrnehmen würde, das sich als eine polizeiliche Beobachtung deuten ließe — er wird aller Wahrscheinlichkeit nach unbesorgt an diesem gedrückt und stumpffinnig aussehenden Zeitungshändler vor-

übergehen, in dem er alles andere eher vermutet als den gefährlichsten seiner Feinde.

Man weiß, daß es eine Spezialität von Hotel-dieben und -diebinnen gibt, die zuweilen das nämliche Haus tage- oder wochenlang unsicher machen, ohne daß es gelingt, ihnen auf die Spur zu kommen. Ihr Trick besteht darin, daß sie als Gäste



Das Hotelgespenst.

in dem fraglichen Hotel Wohnung nehmen, möglichst elegant und mit dem sicheren Auftreten vornehmer Leute. Binnen kürzester Zeit pflegen sie mit den Vermögensverhältnissen und den Gepflogenheiten der



In der Maske des Hotelkellners.

übrigen Hotelbewohner hinlänglich vertraut zu sein, um zu wissen, in welchem Zimmer mit einiger Sicherheit auf ergiebige Beute zu rechnen ist, und in vorgerückter Nachtstunde, wenn alles in tiefstem Schläfe liegt, unternehmen sie ihren Raubzug in einem eigens

zu diesem Zweck erfundenen Kostüm, dessen unheimliches Aussehen ihnen den Namen der „Hotelgespenster“ eingetragen hat.

Mit einziger Ausnahme des Gesichtes sind sie nämlich vom Kopf bis zu den Füßen in schwarze Trikots und knapp anschließende Gewänder von gleicher Farbe gehüllt, die ihre Gestalt in der Dunkelheit beinahe unsichtbar machen. Auf Strümpfen, also vollkommen lautlos, huschen sie in dieser Verkleidung über Treppen und Korridore bis zu dem ins Auge gefaßten Zimmer, immer bereit, sich bei dem ersten verdächtigen Geräusch in irgend einem Winkel zu verbergen. Wenn ihnen nicht — wie es oft genug der Fall ist — die leichtsinnige Gewohnheit mancher Reisenden, bei unverschlossenen Türen zu schlafen, zustatten kommt, bedienen sie sich eines gut gearbeiteten Diebswerkzeugs, um sich Eintritt zu verschaffen, und sie wissen fast immer so geschickt zu hantieren, daß Brieftasche, Börse und Schmuckgegenstände des Schlummernden in ihren Besitz gelangen, ohne daß der Bestohlene darüber aus seinem süßen Schläfe geweckt worden wäre.

Unbemerkt, wie es gekommen ist, huscht das männliche oder weibliche Hotelgespenst dann wieder davon, um am nächsten Tage mit unbefangener Miene als höflich und ehrerbietig behandelter Hotelgast an der Tafel zu erscheinen.

Folgen in einem Gasthose derartige anscheinend unerklärliche Diebstähle rasch aufeinander, so liegt immer die Wahrscheinlichkeit vor, daß sich ein „Hotelgespenst“ unter den Logiergästen befindet, und der mit den Nachforschungen betraute Geheimpolizist wird dann vermutlich immer auf ähnliche Weise zu Werke gehen wie unser Detektiv auf Seite 208. In der Verkleidung eines Kellners oder Aufwärters findet er die beste Ge-

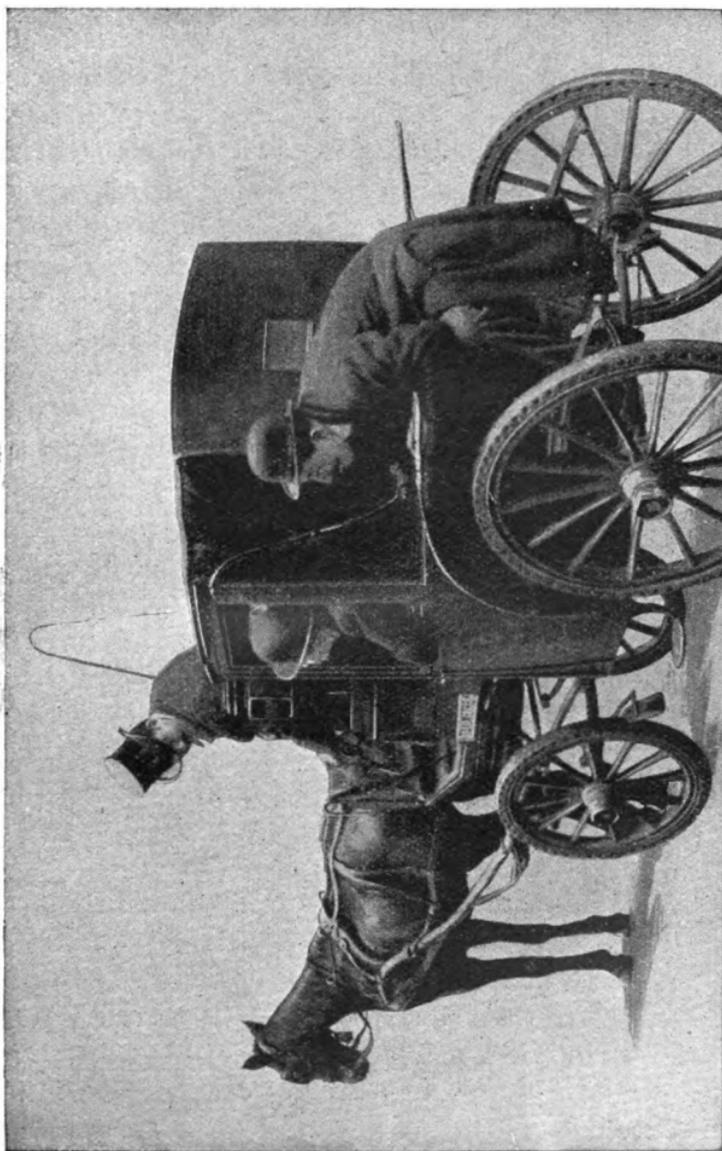
legenheit, seine Beobachtungen anzustellen, und selbst wenn er einmal vor einem Schlüsselloch überrascht werden sollte, wird man in seinem Verhalten kaum et.was anderes erblicken als die tadelnswerte, aber nicht



Auf Beobachtungsposten in einem Café.

eben seltene Indiskretion eines neugierigen Bediensteten.

Die letzten fünf Bilder, die wir unserer Skizze begeben, erzählen in anschaulichster Kürze die ganze Geschichte einer erfolggekrönten Verbrecherjagd. Wir



Ein schwieriger Laufherposten

sehen den auf der Spur des Verdächtigen befindlichen Geheimpolizisten zunächst in einem Kaffeehause, wo

er anscheinend ein harmloses Spielchen mit einem Kollegen macht, in Wirklichkeit aber durch den Spalt zwischen den Fenstervorhängen unablässig ein gegenüberliegendes Haus beobachtet, aus dem die verdächtige, aber noch nicht hinlänglich überführte Persönlichkeit seiner Vermutung nach herauströmen wird. Als diese Erwartung sich dann wirklich erfüllt, eilt unser Detektiv auf die Straße hinaus und folgt dem Bergwöhnten bis zum nächsten Droschkenstandplatz, wo der vermutliche Verbrecher eines der Gefährte besteigt. Um das Ziel der Fahrt kennenzulernen, ohne von seinem Opfer bemerkt zu werden, verbirgt sich der Polizist hinter dem Wagen, bis er die dem Kutscher erteilte Weisung erlauscht hat. Er weiß jetzt, daß sein Mann zu einem bestimmten Bahnhof gefahren sein will, und während er selbst sich auf schnellstem Wege ebendahin begibt, betraut er seinen Kollegen mit der Aufgabe, in einem Auto der Droschke zu folgen, sich zugleich mit dem Verdächtigen an den Fahrkartenschalter zu drängen, das angegebene Reiseziel zu erlauschen und eine auf dies Ziel lautende Fahrkarte zu lösen. Daß er das alles nicht selbst tut, erklärt sich einleuchtend aus dem Wunsche, dem Verfolgten nicht aufzufallen.

An einer verabredeten, abgelegenen Stelle des Bahnhofes nimmt er die für ihn gekaufte Fahrkarte in Empfang und benützt nun selbstverständlich denselben Zug wie der Verdächtige. Als sie an ihrem gemeinsamen Ziele angekommen, ist die Dunkelheit bereits hereingebrochen, und unter ihrem Schutze kann der Detektiv unschwer dem Verbrecher bis zu der gartenumgebenen Villa folgen, in deren Innerem der andere vorläufig seinen Blicken entschwindet. Da alles darauf ankommt, festzustellen, was der Verdächtige

drinnen treibt, wirft der Polizist rasch den hinderlichen Paletot ab und erklettert mit der turnerischen Gewandtheit, die sein Beruf von ihm verlangt, die ziemlich hohe Gartenmauer, deren Anlage ihm glücklicherweise gestattet, alles zu beobachten, was hinter dem einzigen erleuchteten Fenster der Villa geschieht.

Das Resultat die-



Am Fahrkartenschalter.

ser Beobachtung ist die volle Gewißheit, daß der bis jetzt nur Beargwöhnte in der Tat der gesuchte Kapital-



Nächtliche Beobachtung.

verbrecher ist. Gegen seine sofortige Verhaftung liegen jetzt keine Bedenken mehr vor, und es gilt nur noch, den Vogel nicht etwa im letzten Augenblick entweichen zu lassen. Da er offenbar die Absicht hat, die Villa alsbald wieder zu verlassen und seine Flucht fortzusetzen, darf keine Zeit

mehr mit der Herbeiholung weiteren polizeilichen Beistandes verloren werden, und der Detektiv sieht sich für die Festnahme des ohne Zweifel sehr gefährlichen

Burschen ganz auf seine eigene Kraft und Entschlossenheit angewiesen.

Da er die Haustür verschlossen findet, verschafft er sich durch ein eingedrücktes Fenster Zugang in die Villa, die zurzeit offenbar keinen anderen Bewohner als ihren geheimnisvollen nächtlichen Besucher hat. Auf der Diele, die der andere notwendig passieren muß, um ins Freie zu gelangen, stellt sich der Beamte auf, die schußfertige



Der entscheidende Augenblick.

Browningpistole in der Linken, und in dem Augenblick, da der Missetäter vorsichtig die Zimmertür öffnet, um sich nach Verbrecherart zu vergewissern, daß die Luft rein sei, hält er ihm die Waffe vor das Gesicht mit der Aufforderung, sich der polizeilichen Gewalt ohne Widerstand zu ergeben. So vollständig ist ihm die Überraschung gelungen, daß der Bestürzte, der noch eine Minute zuvor fest entschlossen war, seine Freiheit mit den äußersten Gewaltmitteln zu verteidigen, in der That nicht mehr an Widerseßlichkeit denkt und sich zähneknirschend die Handschellen anlegen läßt, die dem Polizisten ohne Gefahr die Abführung des Arrestanten in sicheren Gewahrsam ermöglichen.

Aber so glatt und einfach geht es in solchen Fällen leider nicht immer ab, und die Umsicht, Geistesgegenwart und Tapferkeit unserer wackeren Kriminalpolizisten werden gar manchmal auf ungleich härtere Proben gestellt als bei diesem kleinen, aus zahllosen anderen herausgegriffenen Beispiel ihrer mühevollen und verantwortungsreichen Arbeitsweise.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wie die Geister aussehen. — Bekanntlich behaupten die Spiritisten, mit den Geistern Verstorbener in Verbindung zu stehen, und sie sind ferner der Ansicht, daß sie sich aus den Mitteilungen, die von den Medien in Trance oder im hypnotischen Schlafzustand gegeben werden, sowie aus den Klopf-tönen, mit denen die Geister ihrer Meinung nach gestellte Fragen beantworten, sodann aus den angeblichen Geister-erscheinungen selbst und endlich durch photographische Aufnahmen dieser Erscheinungen eine ausreichende Vorstellung über die Natur der Geister bilden können. Wie beschaffen nun diese vermeintlichen Geister sein, welche Fähigkeiten sie besitzen, und wie sie sich der irdischen Welt gegenüber verhalten sollen, sei im nachfolgenden geschildert. Unsere Leser, die von spiritistischer Befangenheit frei sind, werden allerdings über derartig unvollkommene „Geister“ sicherlich den Kopf schütteln.

Nach der Auffassung des Spiritisten Lodge besitzen die Geister einen ätherischen, strahlenden Körper, können sich aber für eine gewisse Zeit irdische Stoffe nutzbar machen, um daraus ein stoffliches Gefüge herzustellen, das den menschlichen Sinnen wahrnehmbar wird. Dieser ätherische Körper eines Geistes oder, wie man es auch nennt, das Fluidum — der flüssig-gasartige Stoff — soll nun in ein Medium hineingehen, um sich desselben als Werkzeug zu bedienen, oder er soll sich auch mit Hilfe desjenigen Fluidums, das auch der Seele des Mediums eigen ist, verdichten und sich so als Geistererscheinung, als Phantasma, offenbaren können. Das Medium d'Espérance schilderte die Lostrennung eines Geistes, der als Phantasma

erscheinen will, folgendermaßen: „Es ist mir, als werde ich mit Spinnengewebe bedeckt. Dann fühle ich, wie sich die Luft mit einer weißen dampfartigen Masse anfüllt, die eine fast leuchtende Helligkeit besitzt. Diese Masse bewegt sich minutenlang und zuweilen eine halbe Stunde lang hin und her. Dann kommt sie plötzlich zur Ruhe, und neben mir steht ein Wesen.“

Nach den Aussagen von Spiritisten, die einer Geistererscheinung beiwohnten, wird zuerst ein leuchtender Nebel an der Person des in Trance befindlichen Mediums wahrgenommen. Der Nebel wird allmählich dichter und erhält zuletzt menschliche Körperformen. Stasia, der Geist eines kleinen Mädchens, der angeblich photographiert wurde, sagte von sich aus, sein Gesicht bestände aus Dampf, der in leuchtenden Kügelchen angehäuft sei. Bekleidet sind die Geister bei der Materialisation, wie die Verdichtung genannt wird, mit einem sehr feinen weißen Gewebe, das nach den Äußerungen der Geister aus den Kleidern des Mediums entsteht.

Hinsichtlich ihrer körperlichen Gestalt gleichen während der Materialisation die Geister zumeist den Verstorbenen, also ihrem leiblichen Ich, solange sie auf Erden lebten. Sie haben die Farbe ihres Kopshaares oder ihrer Haut, ihre besonderen Merkmale, ihre Hände und Füße. Der Spiritist Denton konnte, wie er behauptete, sogar Abdrücke von den Füßen und Händen eines Geistes in Paraffin erzielen, wobei das Medium Hardy, das den Geist erscheinen ließ, zwei Fuß von dem Paraffin entfernt war. Bei einem zweiten Versuch war das Paraffin in einen Kasten verschlossen, der mit einem dreifachen Drahtnetz umwickelt und versiegelt war. Nach der Öffnung des Kastens soll das Paraffin den Abdruck einer größeren Hand gezeigt haben. Männer erscheinen als Männer, Frauen als Frauen und Kinder als Kinder. Die Handschrift der Geister ist die, wie sie sie zu Lebzeiten besaßen.

Auch treten sie oft in der Kleidung auf, die sie auf Erden trugen. So erschien das Phantasma Bien-Boa dem Spiritisten Richet während der zwanzig Sitzungen, die beim General Noël in Alger veranstaltet wurden, mit Helm und Turban. An diesem Geist konnte Richet sogar die Atmung feststellen.

Nicht stellte ein Gefäß mit klarem Barytwasser auf, in das die ausgeatmete Luft durch eine Röhre geleitet wurde. Bien-Boa empfing nun die Röhre von dem General N. 51 und blies in sie hinein. Nach einiger Zeit erhielt das Barytwasser eine weißliche Trübung, wie sie sich infolge der Kohlensäure bildet, die der Mensch bei der Ausatmung mit der Luft von sich gibt. Selbst dieser unsäglich Vorgang wird von den Spiritisten gutgläubig hingenommen.

Die Geister interessieren sich für den Zustand auf Erden und ihre noch lebenden Angehörigen. Allwissend sind sie leider nicht, ja sie irren sich sogar in Angelegenheiten, die auf ihr ehemaliges irdisches Leben Bezug haben. So fragte der Spiritist Lodge den Geist seines Onkels Jerry nach einem früher passierten Unfall. Der Geist antwortete: „Wir waren in einem Kahn. Dieser schlug um, so daß wir nach dem Ufer schwimmen mußten. Fragt meinen Bruder Robert.“ Dieser Bruder Robert erinnerte sich auch noch des Unfalls, doch berichtete er, das Boot sei nicht umgeschlagen, sondern er und sein Bruder hätten am Ufer gerungen, wobei sie ins Wasser gefallen seien. Derartige Irrtümer kommen mehrfach vor. Der Geist Pelham gab für diese irrthümlichen Bekundungen klugerweise folgende Erklärung ab: „Wenn wir Geister uns euch offenbaren wollen, so müssen wir uns in eine Sphäre begeben, die uns wenig behagt. Ich habe meinen Verstand wie früher beisammen, aber es bereitet mir doch Schwierigkeiten, mit euch zu sprechen. Denn, um mit euch zu reden, muß ich mich in einen Körper begeben und darin träumen. Ihr müßt deshalb Irrtümer und Unterbrechungen verzeihen.“

Sind die Geister nicht allwissend, so wissen sie doch, wenigstens nach spiritistischer Behauptung, die Zukunft voraus. Der Spiritist Stead machte seine Studien an einer Frau E. M., die etwas unruhiger Natur war. Eines Tages sagte ihm der Geist Julia, der mit der E. M. befreundet gewesen war: „Sei geduldig mit ihr, in einem Jahr wird sie bei mir sein.“ Mehrere Monate später verschluckte die E. M. aus Versehen einen Nagel, so daß die Ärzte glaubten, sie würde sterben. Der Geist Julia aber verkündigte: „Nein, sie wird gesund

werden und erst am Ende dieses Jahres sterben.“ In der Tat wurde die Frau gesund. Später erkrankte sie an Influenza, und man befürchtete wiederum ihren Tod. Aber der Geist erklärte: „Sie wird erst am Ende des Jahres eines unnatürlichen Todes sterben.“ Endlich teilte der Geist Stead mit: „Besucht morgen die E. M. und sagt ihr lebewohl. Ihr werdet sie nicht mehr auf Erden sehen.“ Stead stattete auch der E. M. einen Besuch ab. Sie hatte Fieber und Husten. Zwei Tage später soll ihm durch ein Telegramm gemeldet worden sein, die Frau E. M. habe sich im Delirium aus dem Fenster gestürzt und sei sofort verstorben.

Im Jenseits behalten die Geister komischerweise den Charakter bei, der ihnen auf Erden eigen war. Es gibt daher gute und böse Geister. Die letzteren suchen die Menschen zu verführen, was aber die guten Geister zu verhindern trachten. Wie sehr die Geister an ihrem früheren Charakter festhalten, soll nach spiritistischer Auffassung folgender Bericht des Doktors Imoda in Turin beweisen, der seine Sitzungen mit dem Medium Lina abhielt. Ein Geist, der sich als Leutnant ausgab, war brutal und heftig. Er wollte stets, daß mit ihm nur im Dialekt von Piemont gesprochen werde. Seinen Namen nannte er nicht, verriet dann aber, daß er vor dreizehn Jahren in einem Duell gegen einen Journalisten in Savigliano gefallen sei. Nun stellte man in diesem Orte Nachforschungen an und erfuhr von den Offizieren, daß sich hier der Kavallerieoffizier Demos wegen eines öffentlichen Skandals mit einem Journalisten geschlagen habe und tödlich verwundet worden sei. Der Verstorbene sei allgemein als brutal und streitsüchtig bekannt gewesen. Nun war es dem Doktor Imoda völlig klar, daß sein Geist der ehemalige Leutnant Demos war!

Da die Geister einen Körper besitzen, so können sie auch immer nur an einem einzigen Ort sein. Jedoch bewegen sie sich mit bedeutender Schnelligkeit fort. Derselbe Geist, der einem Spiritisten erschienen war, erschien wenige Minuten später einem zweiten Spiritisten, obgleich er mehrere hundert Kilometer von dem ersten entfernt war.

Schließlich sei noch erwähnt, wie die Geister über den Tod

und über ihren Aufenthalt im Jenseits urtheilen. Als der italienische Dichter Carducci gestorben war, bezeichnete ein Geist dessen Tod als ein freudiges Fest. Ein anderer bekundete, daß er glücklich sei, die Kimmernisse des Lebens überwunden zu haben, und ein dritter zeigte über seinen Tod eine strahlende Glückseligkeit.

Th. S.

Weber Ochs noch Bär. — Es ist wohl wenig bekannt, daß die landläufige Redensart:

Die Eisenbahn in ihrem Lauf
hält weder Ochs noch Esel auf

einen tatsächlichen historischen Ursprung hat.

Als die kurhessische Regierung, dem schon öfters geäußerten dringenden Verlangen der Bevölkerung des Kurstaates, daß auch dieser dem Eisenbahnverkehr angeschlossen werden möge, endlich nachgebend, im Jahre 1843, nach vorherigen Verhandlungen mit Preußen und Sachsen-Weimar, den Bau einer Bahn von Rassel nach Eisenach beschlossen hatte und zu dessen Vorbereitung dem Landtage ein entsprechendes Expropriationsgesetz vorlegte, wurde diese Vorlage wider Erwarten von einem Teile der Landstände heftig bekämpft. Dabei taten sich als besonders eifrige Gegner des projektierten Bahnbaues der Oberst im kurhessischen Generalstabe Karl v. Ochs und der Lehrer an der Rabettenschule zu Rassel Wilhelm Bähr, die beide als Abgeordnete dem Landtag angehörten, hervor. Sie erhoben gegen die Einführung des neuen Verkehrsmittels entschiedenen Widerspruch, und zwar Ochs aus militärischen, Bähr aus geographischen Gründen, in Wirklichkeit jedoch, weil sie von jenem ein rasches Eindringen revolutionärer Tendenzen in die Bevölkerung des Kurstaates befürchteten.

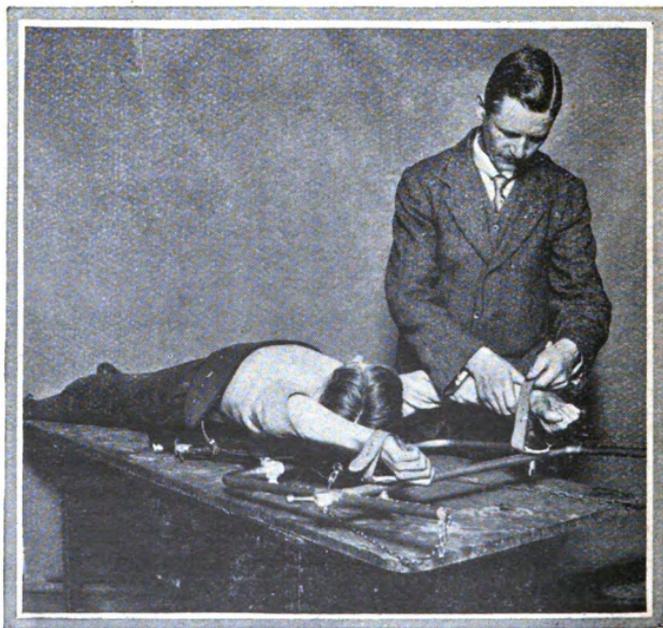
Durch ihre heftige und doch erfolglose Gegnerschaft gegen das neue Verkehrsmittel hatten die beiden Offiziere das Mißfallen und den Spott der die neue Bahnlinie sehnlichst wünschenden Bevölkerung, besonders auch in der Residenz Rassel, hervorgerufen, und den dortigen Malern bot sich hierbei eine günstige Gelegenheit, ihrer Spottlust gegen die beiden verhaßten Reaktionäre durch satirische Bilder und Zeichnungen Luft zu machen. Von diesen; deren Zahl damals recht groß

gewesen sein soll, haben sich noch einige im Privatbesitz erhalten und stellen einen Eisenbahnzug dar, gegen dessen Lokomotive ein wutentbrannter Ochse mit vorgestreckten Hörnern anrennt, während ein gewaltiger Bär durch Umklammern eines der Räder den Zug zum Stehen zu bringen sucht. Unter dem lebensvoll entworfenen und sorgfältig ausgeführten Bilde liest man den Vers:

Die Eisenbahn in ihrem Lauf
Hält weder Ochse noch Bär mehr auf.

Diese ursprüngliche Fassung hat nun im Laufe der Zeit der eingangs erwähnten gemeinverständlicheren und geläufigeren weichen müssen. R. v. B.

Ein Wiederbelebungsapparat. — In den Fällen, wo das Leben im Entfliehen begriffen ist, wie bei Personen, die dem



Anlegung des Wiederbelebungsapparates.

Ertrinken nahe waren, durch die Einatmung von Rauch und giftigen Gasen mit dem Tod ringen oder von starken elek-

trischen Strömen getroffen worden sind, ist die Einleitung der künstlichen Atmung von höchster Wichtigkeit. Man nimmt sie meist in der Weise vor, daß der eine der Hilfeleistenden die Zunge des Besinnungslosen herauszieht, während ein anderer die Arme so weit nach rückwärts hebt, bis die Ellbogen den Kopf berühren. Dann werden die Arme wieder nach vorn bis zu den Seiten geführt. Man wiederholt diese Bewegungen in einem solchen Tempo, daß auf die Minute fünfzehn Atemzüge entfallen.

Da diese künstliche Atmung längere Zeit fortgesetzt werden muß, so wirkt sie recht anstrengend. Daher hat Doktor R. A. Fries jetzt einen Wiederbelebungsapparat konstruiert, mit dem die künstliche Atmung von einer einzigen Person beliebig lange Zeit ausgeübt werden kann. Der Apparat ist ziemlich einfach, wiegt nur wenige Pfund und hat sich bereits in einer Anzahl von Fällen als außerordentlich brauchbar erwiesen. Th. S.

Drei interessante Rechenkunststücke. — In einer Gesellschaft wollte die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen. Das Gespräch schleppte sich nur mühselig hin, trotzdem die Gastgeber krampfhaft Anstrengungen machten, die Langeweile durch allerlei Mittel zu verscheuchen. Da fand sich ein rettender Engel in Gestalt eines Herrn A., der nach bescheidener Anfrage, ob er den Herrschaften vielleicht einige verblüffende Rechenkunststücke zeigen dürfe, was allseitig freudig bejaht wurde, Bleistift und Papier zur Hand nahm und dann zunächst einen der Gäste bat, eine beliebige vierstellige Zahl aufzuschreiben.

Herr B. schrieb 4321.

„Ich werde jetzt auf dieses Stückchen Papier,“ sagte A. darauf, „das Resultat schreiben, das bei der Addition herauskommen wird, wenn zwei andere Herren noch zwei vierstellige beliebige Zahlen unter die erste setzen und ich ebenfalls zwei beliebige vierstellige Zahlen hinzufüge.“

Er schrieb die Summe auf und legte den Zettel verdeckt in die Mitte des Tisches. Kein Wunder, daß man äußerst gespannt war, ob das Experiment glücken würde.

B. hatte geschrieben	4321
Herr C. schrieb	5829
Jetzt schrieb A. selbst	4170
Darauf Herr D.	3256
Nun wieder A. selbst	6743
was zusammen	<u>24,319</u> ergibt.

„So, meine Herrschaften,“ meinte A., „nun vergleichen Sie das von mir vorher aufgeschriebene Resultat mit dem jetzigen.“

Man faltete den in der Mitte des Tisches liegenden Zettel auseinander. Darauf stand wirklich genau dieselbe Zahl — 24,319.

Wie hatte nun A. das Resultat vorherwissen können?

Sehr einfach. Als B. die erste Zahl 4321 aufgeschrieben hatte, zog A. von dieser schnell 2 ab und stellte diese Zahl vor das Resultat der Subtraktion. Also:

$$4321 - 2 = 4,319$$

$$2 \text{ vorgestellt} = 24,319.$$

Herr C. schrieb bekanntlich unter die erste Zahl 4321 die Zahl 5829.

A. tat nun so, als ob er hierunter ebenfalls eine „beliebige“ vierstellige Zahl setzte. In Wirklichkeit schrieb er unter die 5829 eine Zahl, deren einzelne Ziffern sich mit denen der vorstehenden sämtlich zu neun ergänzten.

$$\begin{array}{r} \text{Also C.} \quad 5829 \\ \text{A.} \quad \quad 4170 \\ \hline 9999. \end{array}$$

Darauf hatte Herr D. den bisherigen drei Zahlen 3256 hinzugefügt. Wieder schrieb A. unter diese Zahl nur scheinbar beliebige vier Ziffern. Tatsächlich sah er zu, daß seine Ziffern und die vorstehenden des D. sich wieder sämtlich zu neun ergänzten.

$$\begin{array}{r} \text{Also D. schrieb} \quad 3256 \\ \text{A. schrieb} \quad \quad 6743 \\ \hline 9999. \end{array}$$

Diese fünf Zahlen zusammen ergaben dann 24,319.

Verfährt man wie Herr A., so wird man sich überall als

Rechenkünstler aufspielen können. Man hat nur stets 2 von der ersten vierstelligen Zahl abziehen und diese 2 vor das Resultat dieser Subtraktion zu setzen, so besitzt man schon das Resultat, wenn man nur nachher die zweite und vierte Zahl durch die daruntergesetzte dritte und fünfte Zahl zu neun ergänzt. Das Kunststück muß dann immer gelingen und wird bei einigem Geschick in der Ausführung überall höchst verblüffend wirken. —

Herr A. machte hierauf folgendes Kunststück: „Ich werde,“ sagte er, „jezt den Tag und den Monat der Geburt unseres verehrten Hausherrn erraten, dessen Geburtsdatum mir bisher nicht bekannt ist. — Wollen Sie,“ wandte er sich an den Gastgeber, „den Tag Ihrer Geburt zunächst mit 2 multiplizieren, mir das Resultat aber nicht nennen. Zählen Sie nun zu diesem Resultat im stillen 5 zu, multiplizieren Sie das neue Resultat mit 5 und zählen Sie hierzu wieder die Monatszahl Ihres Geburtsdatums hinzu, und diese Zahl nennen Sie mir jetzt.“

Nach einer kurzen Pause sagte der Hausherr: „48.“

„Haben Sie in den ersten neun oder den letzten drei Monaten des Jahres Geburtstag?“ fragte A. weiter.

„In den ersten neun Monaten.“

„So, dann sind Sie also am 2. März geboren.“

Es stimmte.

Wie brachte A. nun dieses Kunststück fertig, wo ihm doch nur die Zahl 48 und die Tatsache bekannt war, daß der Gastgeber in den ersten neun Monaten Geburtstag hatte?

Die Sache ist hier etwas komplizierter wie bei dem ersten Zahlenscherz. A. hat von der Zahl 48, die ihm genannt wird, 25 abziehen, wenn der Betreffende in den ersten neun Monaten geboren ist, was $(48 - 25)$ 23 ergibt, wovon 2 der Tag der Geburt und 3 der Monat (2. März) ist. Hätte der Hausherr statt der 48 eine andere Zahl herausgerechnet und dann gesagt, daß er in den letzten drei Monaten geboren sei, so hätte A. 34 von dieser Zahl abziehen müssen, was man sich genau merken muß.

Zum leichteren Behalten des hübschen Zahlenspiels die Ausrechnung:

Der Hausherr war geboren am 2. März.

Geburtsdatum $\times 2 = 2 \times 2 = 4$.

Hierzu 5 addiert = 9.

Dieses $\times 5 = 45$.

Hierzu die Monatszahl 3 = 48.

Diese Zahl erst läßt der Rechenkünstler sich nennen und fragt dann: „Geboren in den ersten neun oder den letzten drei Monaten?“ — Wenn in den ersten neun, dann ziehe man 25, wenn in den letzten drei, 34 ab. Das Resultat stimmt immer. Also zum Beispiel, jemand ist am 12. Dezember geboren. Dann lautet die Rechnung: $2 \times 12 = 24$, $24 + 5 = 29$, $29 \times 5 = 145$, $145 + 12 = 157$.

Von 157 wird, da in den letzten drei Monaten geboren, 34 abgezogen = 123, also am 12. und zwar am dritten der drei letzten Monate, das ist Dezember. —

Auch dieses Kunststück fand vielen Beifall. „Nun will ich Ihnen zum Schluß noch etwas ganz Interessantes zeigen,“ sagte A. „Ich schreibe hier die Zahlenreihe 12,345,679 auf. Bitte, wollen Sie, Herr B., diese Zahl mit — sagen wir mit 18 multiplizieren. Ich kann das Exempel im Kopf lösen und schreibe hier schon das Resultat auf.“ Er schrieb 222,222,222.

Als B. mit seiner Rechnung nach einer Weile fertig war, hatte er ebenfalls 222,222,222 herausgerechnet.

„Das Resultat wußten Sie eben schon vorher, Herr A.,“ meinten einige Zweifler.

„Gut. Machen wir also noch eine Probe, zum Beispiel mit 36, was doch noch schwieriger sein dürfte,“ sagte A.

Als B. 12,345,679 mit 36 multipliziert hatte, war A. längst mit der Rechnung im Kopf fertig geworden. Sein Resultat stimmte genau mit dem des B. überein. Es war 444,444,444.

Wie konnte A. dies so schnell im Kopf ausrechnen? — Nun, er wußte eben, daß die Zahlenreihe 12,345,679 (also ohne die 8!) mit 9 multipliziert neun Einer, mit dem Doppelten von 9 (= 18) dagegen neun Zweier, mit dem Doppelten von 18 (= 36) neun Vierer und so weiter ergibt, und brauchte daher sein Experiment nur mit diesen Zahlen (9, 18, 36, 72 und so weiter) vorführen zu lassen, dann blieb er stets Sieger. W. Kabel.

Der sterbende König. — Der englische Schauspieler Macready, dessen Hamlet sich ebenso großer Berühmtheit in England erfreute wie der des unlängst verstorbenen Joseph Rainz in Deutschland, gastierte einmal an dem Theater in Liverpool. Natürlich eröffnete er sein Gastspiel mit seiner Glanzrolle. Am Vormittag wurden einige Szenen noch schnell durchgeprobt. Dabei gab Macready besonders seinen beiden Kollegen, die den König und den Laertes spielen sollten, genaue Anweisungen darüber, daß er unmittelbar an der Rampe links neben dem Souffleurkasten einen freien Platz brauche, damit er in würdiger Weise seinen letzten Seufzer aushauchen könne.

„Ich spiele den Hamlet heute zum achtundneunzigsten Male, und stets starb ich an der genannten Stelle. Also richten Sie sich danach!“ fügte er etwas anmaßend hinzu.

Die beiden Kollegen ärgerte dieser überhebende Ton nicht wenig. Der Darsteller des Königs dachte am Abend bei der Aufführung daher auch nicht im geringsten daran, Macreadys Wunsch nachzukommen, sondern starb gerade an dem Platze, den sich der große Mime für seinen eigenen Tod vorbehalten hatte.

Als der sterbende König zu Boden gesunken war, flüsterte Macready: „Sie sollen doch weiter hinten sterben!“

Der König aber antwortete nicht, sondern starb, wo er gerade lag.

„Können Sie nicht hören!“ flüsterte Macready erboft. „Herr! Sie sollen weiter hinten sterben!“

Da hob die königliche Leiche den Kopf ein wenig und sagte kaltblütig mit vernehmlicher Stimme: „Stören Sie mich nicht! Noch bin ich hier König und kann sterben, wo es mir paßt!“

Diese merkwürdige Zurechtweisung löste im Zuschauer-raum schallende Heiterkeit aus, und erst als diese sich gelegt hatte, konnte der vor Wut zitternde Hamlet sein Spiel fortsetzen und dort sterben, wo er gerade ein Plätzchen fand. W. R.

Soldatentweiber. — Zu welchen für unser Empfinden abstoßenden Strafmitteln man noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts griff, zeigt folgender Bericht aus dem

Jahre 1687: „Vergangenen Mittwoch hatten wir eine artige Exekution wider eine Weibsperson, die sich gegen das öfters geschene Verbot heimlich mit einem Soldaten hatte trauen lassen. Sie wurde durch den Stedeknecht auf öffentlichem Markt an den Esel geschlossen und nachgehends von selbigem alle halbe Stunden mit sechs Eimer Wasser begossen. Diese Strafe währte von morgens acht bis elf Uhr. Es fehlte dabei nicht an einer großen Menge Volke, die ihr bei jedem Guß gratulierte. Wie sie endlich losgelassen war, wurde sie mit großem Geschrei zum Tor hinausbegleitet. Der Soldat sitzt noch in schwerer Haft, weil er ohne dieses Weib noch eine andere Frau hat, wobei noch besonders bemerkenswert ist, daß diese, des Kersls erste Frau, ebenfalls zwei Männer hat. Der Delinquent wird seine doppelte Heirat wohl mit dem Leben bezahlen müssen, es wäre denn, daß ihm der sonderliche Kasus mit seiner ersten Frau etwas zustatten käme.“ Th. S.

Aufgaben für Forschungsreisende. — Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die Oberfläche der Erde nunmehr erforscht ist, den Forschungsreisenden bietet sich vielmehr immer noch ein weites Feld ihrer Tätigkeit. So in Afrika die Hochlande von Tibesti und Ahaggar, das Land Wadai und das Sobatgebiet.

Wadai ist bisher nur von sehr wenigen Forschern bereist worden, und wenn sich ja auch dem Eindringen in das Land selbst ungeheure Schwierigkeiten entgegenstellen, so glaubt man doch, daß in den angrenzenden Gebieten, die von dem oberen Benue oder dem Ubangi-Nelle aus zugänglich sind, gute Resultate erzielt werden könnten.

Auch Asien weist unerforschte Gebiete nach verschiedenen Richtungen hin auf. Trotz der in den jüngsten Jahren erfolgten Reisen im Oman und im Hadramaut gibt es in Arabien immer noch ein weites, gänzlich unbekanntes Gebiet. In Persien sind große Teile von Luristan und das Land der persischen Kurden noch zu bereisen. Weiter östlich haben Sven Hedin und andere, so ausgedehnt ihre Reisen auch waren, für den zukünftigen Entdecker noch viel übrig gelassen. Die Pässe, die von Tibet nach Nepal führen, die mächtige Gebirgskette, die das Djangpotal im Norden begrenzt, und weite Gebiete

des nördlichen Hochplateaus harren noch der wissenschaftlichen Erforschung.

Der große Fluß Dsangpo, der vom vierundneunzigsten Meridian bis zu seinem Eintritt in das Tal von Assam den Namen Dihong führt, ist so gut wie vollständig unbekannt. Auch die Gegend, die das komplizierte Gebirgs- und Flußsystem zwischen Indien und China umschließt, verspricht dem kühnen Entdecker reichen Lohn, da wir darüber noch sehr viel zu erfahren haben.

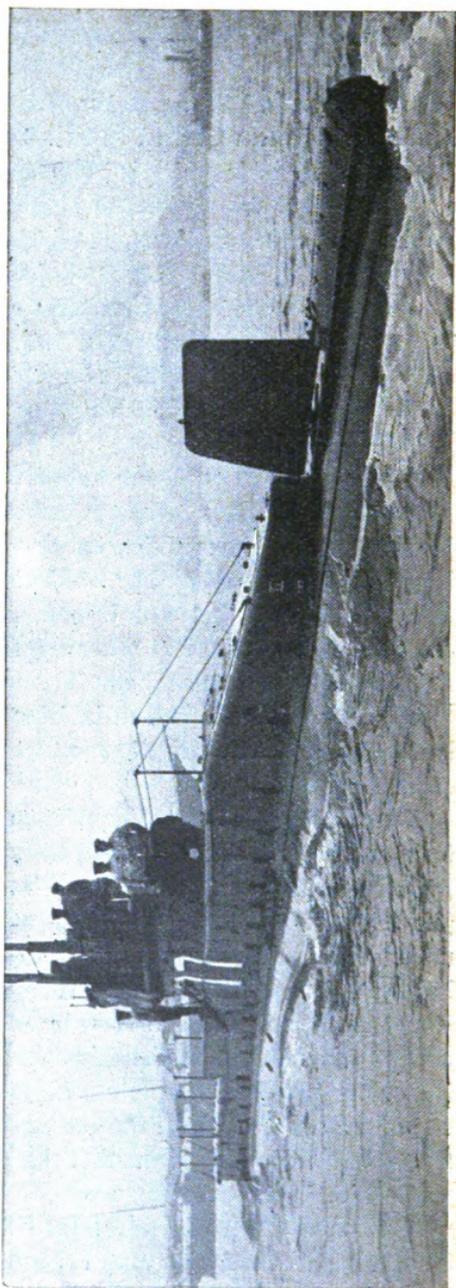
Auch viele Inseln, die dem Süden Asiens vorgelagert sind, lassen den Forschungsreisenden auf gute Ausbeute hoffen, namentlich die im Archipel von Neuguinea. Einige dieser Inseln östlich von Neuguinea sind noch von keines Europäers Fuß betreten worden.

Nordamerika ist genügend durchforscht, indessen gibt es doch in Kanada noch große Strecken unbekanntes Landes, die den Besuch des Forschungsreisenden erwarten. Das Land aber, in dem der wissenschaftliche Reisende noch besonders große Aufgaben zu lösen hat und in dem noch ausgedehnte Gebiete gar nicht bekannt sind, ist Südamerika. Obgleich dieser Kontinent viel reicher als Afrika ist, und obwohl er schon die kühnsten Forschungsreisenden in seine Urwälder zog, hat man ihm dennoch bei weitem nicht so viel Beachtung geschenkt wie „dem dunklen Erdteil“.

Noch viele Teile der kolumbischen Cordilleren sind zu erforschen, ebenso auch das Quellgebiet mehrerer nördlicher Nebenflüsse des Amazonasstromes; auch im Osten dehnen sich kolossale Länderstrecken aus, von denen wir noch so gut wie nichts wissen. Es ist das jene wilde, mit Urwäldern bedeckte Gegend, in der die Abenteurer des 16. Jahrhunderts nach dem Dorado suchten. Südlich davon ist auch noch viel zu entdecken. Großes Interesse bieten viele unbekanntete Teile der peruanischen Anden, besonders die wenig erforschte Gegend um den Parinacochassee. Die Berggipfel des sich über Tarapaca hinziehenden Boges sind noch von niemand bestiegen und einige von ihnen noch nicht einmal gemessen worden. J. C.

Das neue Riesenunterseeboot Englands. — Wie bei den Panzerschiffen macht sich auch bei den Unterseebooten das Be-

streben geltend, ihnen immer riesigere Größenverhältnisse zu verleihen. Man bezweckt damit bei den Unterseebooten, daß sie infolge der Vermehrung der Maschinenkräfte und des Heizmaterials imstande sind, mit der gleichen Geschwindigkeit wie die Linienschiffe auf die hohe See hinauszugehen und so in einer Seeschlacht gegen die feindliche Flotte verwendet werden zu können. Für Rußland werden jetzt beispielsweise gepanzerte Unterseeboote von 26 Seemeilen Geschwindigkeit gebaut, die eine Höhe von 7,6 Meter und untergetaucht eine Wasserverdrängung von 4500 Tonnen erhalten sollen. Außer mit 36 Torpedorohren werden sie mit fünf 12-Zentimeter-Schnellladekanonnen und überdies noch mit Seeminen ausgerüstet sein.



Cribb.

Das Niederunterseeboot 77 vor dem Untertauchen.

In der gleichen Richtung schreitet die englische Marine fort. Ihr neuester Typ ist das Riesenunterseeboot „D 7“, das die Flottennummer 77 führt und im Kriegshafen von Portsmouth stationiert worden ist. Dieser Unterseekreuzer, wie man das Fahrzeug wegen seiner Größe bezeichnen kann, vermag 48 Stunden unter Wasser zu bleiben und hat einen Aktionsradius von 4000 Seemeilen, wenn er das volle Heizmaterial an Bord genommen hat. Als Heizmaterial dient Petroleum, dessen Dämpfe die Besatzung in keiner Weise belästigen, wie es früher oft der Fall war. Die Maschinen sind Dieselmotoren von 1200 Pferdestärken. Ein kleiner Panzerturm ist mit zwei Geschützen ausgerüstet. Eine senkrecht gestellte Flosse auf dem Heck findet Verwendung bei der Steuerung unter Wasser.

Th. S.

Wie viel Zeit verbringt eine Frau vor dem Spiegel? — Ein Frauentenner, der als Sohn, Bruder, Enkel, Bräutigam, Nefte, Vater und Großvater seine Beobachtungen anstellte, hat eine wichtige Lücke in der statistischen Wissenschaft ausgefüllt. Er ist nämlich dahin gelangt, die gewiß wichtige Frage, die an der Spitze dieser Zeilen steht, zu beantworten. Es wird dabei der Zeitraum vom 6. bis zum 70. Lebensjahre angenommen.

Das kleine Mädchen vom 6. bis zum 10. Lebensjahre verbringt täglich 7 Minuten vor dem Spiegel, vom 10. bis zum 15. Jahre verfolgt die Heranwachsende ihre erblühende Schönheit 16 Minuten lang, vom 15. bis 20. erfreut sie sich täglich 20 Minuten lang der Herrlichkeit. In den nun folgenden Jahren vom 20. bis 25. werden 22 Minuten notwendig, vom 25. bis 30. steigert sich der Zeitaufwand bis zu 28 Minuten. Sodann geht die Linie wieder abwärts, denn vom 30. bis 35. Jenz werden 4 Minuten weniger notwendig, in der Periode vom 35. bis 40. Jahre sinkt die Quote auf 18 Minuten, vom 40. bis 50. auf 12 Minuten und vom 50. bis 60. Jahre auf 7 Minuten. In dem Jahrzehnt vom 60. bis 70. begnügt sich die Frau mit der Kleinigkeit von 6 Minuten.

Es ergibt sich alles in allem die respectable Gesamtsumme

von 349,575 Minuten, das sind 5826 Stunden oder etwas mehr als 242 Tage. Die wichtige Frage: „Wie viel Zeit verbringt die Frau vor dem Spiegel?“ läßt sich daher ziemlich präzise dahin beantworten: **R u n d a c h t M o n a t e.**

Dies ist aber nur für Frauen mit einer normalen Tätigkeit richtig, denn eine Mode- und Gesellschaftsdame muß in dieser Frage bedeutend höher eingeschätzt werden. **A. Sch.**

Die Ehrung eines Helden. — Eine seltene Ehrung hat kürzlich der Zar von Rußland vollzogen. Auf Allerhöchsten Befehl ist der Bombardier Agafon Nikitin „auf ewige Zeiten“ den Listen der sechsten Batterie der 21. Artilleriebrigade einverleibt worden.

Dieser schlichte Soldat ist ein echter Held gewesen. Als die Festung Göt-Sepe 1881 belagert wurde, nahmen die Tsekinzen während eines nächtlichen Ausfalles den Bombardier Agafon Nikitin gefangen. Sie führten ihn zu einer Kanone, die sie kurz vorher von den Russen erbeutet hatten, und wollten ihn, da sie selbst nicht verstanden, das Geschütz zu bedienen, veranlassen, auf die Russen zu schießen. Aber weder Versprechungen noch Drohungen halfen — der Soldat blieb unerschütterlich bei seiner Weigerung. Die Tsekinzen wurden schließlich wütend und fingen an, ihn auf barbarische Weise zu martern. Sie schnitten ihm die Ohren und die Nase ab, schnitten große Stücke Fleisch aus seinem Rücken — sie rösteten den Unglücklichen an einem Feuer, aber nichts vermochte ihn dahin zu bringen, seinem Fahneeid untreu zu werden. Er starb den grausamsten, qualvollsten Tod für seine Soldatenehre.

Diesem Helden ist nun auf dem Wall von Göt-Sepe, gegenüber der Kaserne der sechsten Batterie der 21. Artilleriebrigade, ein Denkmal gesetzt worden, und auf Allerhöchsten Befehl des Zaren wurde angeordnet, daß täglich beim Abendappell als erster Agafon Nikitin aufgerufen wird. Dann antwortet der Flügelmann mit lauter Stimme: „Gefallen zum Ruhme der russischen Armee im Feldzuge gegen die Achat-Tsekinzen.“

D. v. B.

Die Erdbahn. — Die Erde war am letzten Neujahrstage ungefähr 650 Millionen Kilometer von dem Orte entfernt, wo sie genau ein Jahr früher auf ihrer Bahn um die Sonne vorbeikam. Die Erdbahn kann somit nicht eine geschlossene Ellipse sein, wie wir in der Schule gelernt haben, und die astronomischen Forschungen der letzten Jahre haben in der That die alte Vermutung bestätigt, daß die Sonne durchaus nicht stillsteht. Herschel war der erste, der dies aussprach, dann haben Struve und Mädler diese Annahme untersucht, und schließlich sind die jetzigen Astronomen einwandfrei zu dem Ergebnisse gelangt, daß die Sonne sich mit sehr großer Geschwindigkeit und geradlinig durch den Himmelsraum in der Richtung auf das Sternbild Herkules zu bewegt. Auf diese Weise wird aus der anscheinend elliptischen Bahn der Erde eine Art Spirallinie um den geradlinigen Sonnenweg herum.

Die Sonnengeschwindigkeit beträgt rund 19 Kilometer in der Sekunde, das ist etwa zweiundvierzigmal so schnell wie die Anfangsgeschwindigkeit einer Kanonenkugel, und ein Geschoss, das mit solcher Geschwindigkeit abgefeuert würde, wäre imstande, eine 500 Meter dicke Stahlplatte zu durchschlagen, wenn es die genügende Festigkeit besäße und nicht durch die beim Anprall erzeugte Wärme schmelzen würde. An dieser Sonnenreise, die im Vergleiche zu der bis 300 Sekundenkilometer schnellen Fortbewegung anderer Sonnen eigentlich langsam geschieht, nimmt unsere Erde teil.

Die naheliegende Frage, ob die Sonne oder einer ihrer Planeten bei der Fortbewegung mit einem anderen Himmelskörper zusammenstoßen könnte, ist nicht sehr wahrscheinlich zu nennen. Der nächste Fixstern in unseren Breiten liegt im Sternbilde des Schwans. Die Sonne würde mit ihrer Jahresgeschwindigkeit von 650 Millionen Kilometer etwa 100,000 Jahre brauchen, um diesen Stern zu erreichen; in ungefähr 500,000 Jahren würde die Sonne mit ihren Planeten bei der Wage angelangt sein, wenn diese nicht inzwischen selbst längst weitergewandert wäre.

A. C.

Das rote Haar. — In Japan sind rote Haare verpönt, weshalb jede Japanerin, der die Natur solch leuchtendes Haar

verliehen hat, bestrebt ist, dieses schwarz zu färben. Die Pflege der Schönheit, besonders des Haares, ist den Damen Japans ein heiliges Gesetz, sie wird sogar von den Priestern befohlen, denn „das Weib ist da, um zu gefallen“. Nur schwarzes Haar mit bläulichem Glanz gilt für schön. Jede andere Farbe ist verachtet.

Eine japanische Sage erzählt über die Gewinnung des jetzt noch gebrauchten Haarfärbemittels folgende Sage. Einst lebte eine junge, reizende Frau, die volles, schönes Haar hatte, das ihr bis zum Gürtel reichte, aber es war nicht schwarz, es hatte die verhaßte rote Farbe. Die junge Frau grämte sich darüber so, daß sie fast krank wurde, kein Mittel ließ sie unversucht, sie färbte ihr Haar schließlich auch mit dem Saft der grünen Nüsse, doch bekam es nur eine braune Farbe — und sie wünschte doch so sehr, schwarzes Haar zu besitzen. Endlich hörte Mijajima, daß es in einem See auf Hondo eine Insel gäbe, die auch Mijajima heiße, dort lebe Ko-ai, ein heiliger Schintopriester, der wüßte Rat für jedes Leid.

Da machte sich die kleine Dame reisefertig, verschloß ihr kleines Häuschen, das in einem freundlichen Gärtchen stand, und pilgerte wochenlang, bis sie endlich von ferne die Insel Mijajima im Binnensee erblickte. Ein Pilgerschiff nahm sie auf, und endlich sah sie das Heiligtum blinken. Mächtige, glänzende Zedernbalken bilden das Wahrzeichen jedes Schintobogens, mit heiligem Erschauern eilte das Frauchen durch das Tor und strebte in das Innere des Tempels. Aber Ko-ai war nicht da. Er lebe als Einsiedler im Gebirge, erklärten ihr die Priester, und wieder nahm sie ihre Wanderung auf. Endlich nach vielen Tagen, nachdem sie ihre kleinen Füße müde und blutig gelaufen hatte, fand sie Ko-ai, wie er vor seiner Felsenhöhle saß.

Gütig hörte er die Bitte der Pilgerin an, ihrem Haare doch eine schöne schwarzblaue Farbe zu geben. Der Heilige war nicht böse über diese sonderbare Bitte, denn eine Frau hat die Pflicht, so schön zu sein, als es ihr nur möglich ist. Er dachte lange und angestrengt nach. Dann sprach er: „Meine Tochter, es ist nicht leicht, dich noch schöner zu machen, als du bist. Doch

suche die Blume, die nicht am Himmel wächst, noch auf der Erde, zerreiße ihre Wurzel und färbe mit dem Saft deine Haare — sie werden davon die gewünschte Farbe bekommen. Lebe wohl!“

Traurig machte sich die kleine Frau auf den Heimweg. Wo sollte sie eine Blume hernehmen, die nicht am Himmel wuchs noch auf der Erde?

Endlich langte sie bei ihrem kleinen Häuschen wieder an. Aber da stieß sie einen lauten Schrei der Freude und des Entzückens aus. Der Frühling war inzwischen ins Land gezogen und hatte ein liebliches Wunder vollbracht: in dunkelblauem Blüten Schmucke prangte das Strohdach der niedrigen Hütte. Schwertlilien waren zu Hunderten auf dem Dache erblüht. Da hatte Mijajima nun, was sie suchte: die Blume, die nicht am Himmel wuchs noch auf der Erde. Kaum hatte sie ihren Pilgerstab in die Erde gelehnt, so eilte sie schon auf das Dach und sammelte die wohlriechenden Iriswurzeln, und diese gaben ihrem Haar die lang ersehnte schwarzblaue Farbe.

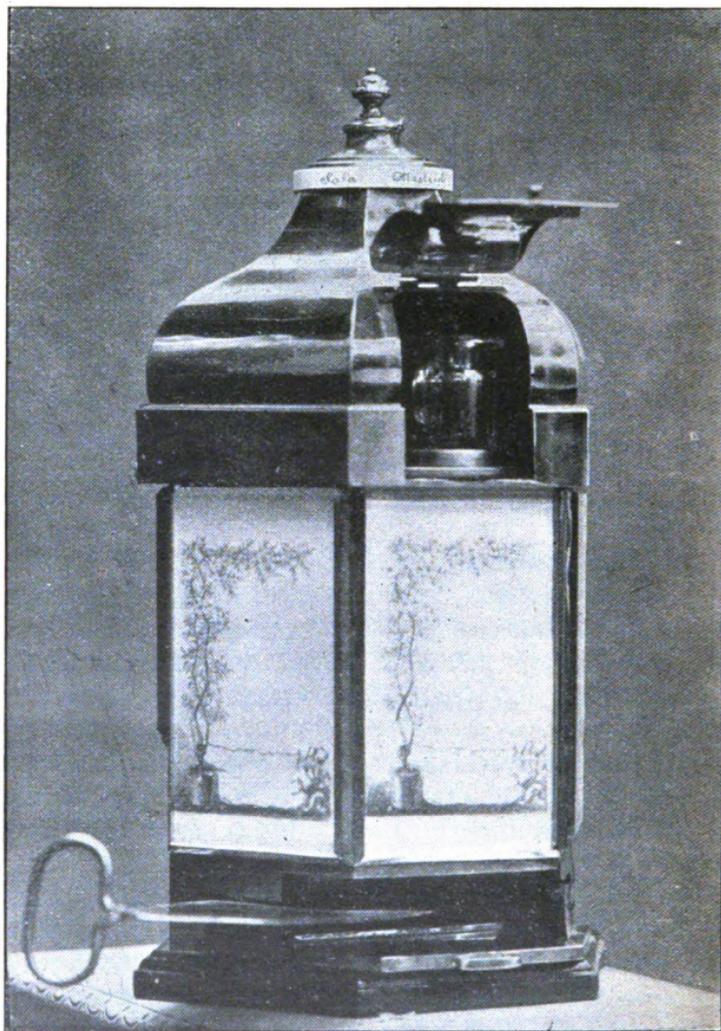
Seit jener Zeit zählt in Japan die Schwertlilie zu den gepflegtesten Kulturpflanzen, und es werden von ihr ganze Felder angebaut. Man sieht sie dort in allen Farben und Größen. Die Japanerinnen gewinnen daraus den begehrten Farbstoff, der rotes und braunes Haar in tief schwarzblaues umwandelt.

E. L.

Hygienischer Tafelaufsatz. — Wer gezwungen ist, oft im Restaurant zu essen, wird häufig die Beobachtung machen, daß die Gäste, die die Toiletten besuchen, meist beim Verlassen dieser Anstalten sich die Hände nicht waschen, sich dann aber an den Tisch setzen, das Schwarzbrot in die Hand nehmen, um sich ein Stück abzuschneiden, oder ein Weißbrötchen wählen, nachdem die anderen im Korbe auf ihre Härte hin geprüft wurden. Wer diese Beobachtung macht, verzichtet lieber auf den Genuß des Brotes.

Diesem Uebelstande hilft der hygienische Tafelaufsatz ab. Er ermöglicht es, eine Scheibe Brot (stark, mittelstark und schwach) abzuschneiden und zu überreichen, ohne das Brot

zu berühren, und läßt ein Auswählen zwischen den Weißbrötchen nicht zu. Durch eine sehr geschickt angebrachte Ein-



Hygienischer Tafelaufsatz.

richtung sind Salz, Öl, Pfeffer, Essig, Mostrich und Zahnstocher vor dem Verstauben geschützt. Der Apparat vereinigt

in sich Brotschachtel, Brotschneidemaschine, Brotkorb für Schwarzbrot, Brotkorb für Weißbrot, Menage und hat an den Außenseiten Kellameflächen. Vornehme Etablissements, die keine Kellame am Apparat wünschen, können an dieser Stelle Speise- und Weinkarten anbringen oder Bekanntmachungen, die das eigene Lokal betreffen.

A. M.

König Georg II. von England war bei allem, was seine Person betraf, bis zum Eigensinn genau und pünktlich. Alle seine Hemden und Kragen waren sehr sorgfältig gezeichnet, und, um ihn ganz wütend zu machen, brauchte man ihm nur eines von den Stücken zu geben, deren Zahl nicht genau mit den anderen übereinstimmte. Diese Pünktlichkeit ging fast ins Unglaubliche. Eines Tages trug ein Page einen Geldsack hinter ihm her, der in eine eiserne Schatulle im Schlafzimmer des Königs gelegt werden sollte. Der Sack zerriß, die Geldstücke fielen zu Boden, und eines rollte unter einen großen Haufen Reisigbündel. Der Page sammelte die Geldstücke sofort auf, und der König fragte: „Hast du alles zusammengesucht?“

„Alles, Majestät, nur eine Guinee noch nicht, die unter die Holzbündel gerollt ist. Die will ich nachher suchen.“

„Nein, nein — nicht nachher,“ erwiderte der König. „Wir wollen sie sogleich suchen. Setze den Sack nur hin und hilf mir die Holzbündel wegnehmen.“

Der Page gehorchte, und beide gingen nun ans Werk, und nach einer guten Stunde fand man die Guinee.

„Bravo!“ rief der über den Fund erfreute König. „Ich denke, wir haben uns viele Mühe um diese Guinee gemacht. Da du aber am meisten dabei getan hast, so behalte sie für dich. Ich wollte bloß, daß nichts verloren gehen sollte.“ —

Ein Professor, ein schon älterer Mann, ging einmal ins Schloß, um einen seiner Verwandten zu besuchen, der dort Page war. Nachdem er mit ihm Tee getrunken hatte, ging er wieder zurück, und als er eine sehr schmale Treppe hinuntersteigen wollte, glitt er aus, fiel die Stufen hinunter und stieß bei dem Falle die Tür eines Kabinetts ein.

Als er wieder zum Bewußtsein kam, fand er sich sitzend

auf der Erde in einem kleinen Zimmer, sorgfältig gepflegt von einem kleinen Alten, der ihm den Kopf mit einem Tuche abwusch und auf die durch den Fall verursachten Wunden Pflaster legte.

Als er sah, daß sein liebevoller Wundarzt seine Operation beendigt hatte und seinem beschädigten Kopfe die Perücke wieder aufsetzte, erhob er sich vom Boden und wollte seinem Wohltäter ein gutes Trinkgeld reichen. Allein ein düsterer Blick des kleinen Alten und ein heftiges Winken desselben mit der Hand geboten ihm Schweigen. Er entfernte sich mit Verwunderung darüber, daß so viele Menschlichkeit mit so viel Unfreundlichkeit gepaart sein könne. Allein wie groß war sein Erstaunen, als er erfuhr, daß sein Wundarzt niemand anders gewesen sei als der König Georg II. selbst. C. L.

Das Weichbild. — Eine häufig gebrauchte Bezeichnung für das Gebiet oder die Markung, die zu einer Stadt gehört, ist Weichbild. Dieses Wort läßt sich auf den ersten Blick gar nicht erklären, sondern es wird erst verständlich, wenn man seine Ableitung kennt. Im 12. Jahrhundert und noch später besaß eine jede größere Stadt ihr eigenes Stadtrecht, das dem Landrecht und gemeinen Recht gegenüberstand. Dieses Stadtrecht bezeichnete man namentlich in Norddeutschland als *wicbiled* oder *wicbilde*. Der erste Teil dieses Wortes hängt mit *Wik* zusammen, das den Sinn von Haus und Ansiedlung hat. Es hat sich noch in einer Reihe von Ortsnamen erhalten wie in *Wiel* auf Rügen, *Osterwied* in Westfalen, *Wil* am Kieler Hafen und *Wyl* auf der Insel Föhr.

Der zweite Teil des Wortes geht auf das althochdeutsche *bilidi* und das altsächsische *bibithi* zurück. Es bedeutete Vorbild und zugleich auch Recht, insofern das Recht ja zum Vorbild des Tuns und Lassens dienen soll. Es klingt noch in unserer Redensart „Unbill erleiden“ wider, mit der wir sagen wollen, daß man uns unrecht tut.

In dem ältesten schriftlichen Zeugnis über das Wort *wicbiled*, der Gründungsurkunde der Stadt Leipzig aus dem Jahre 1156, heißt es denn auch, daß der neue Ort unter *Halli-*

ischem und Magdeburgischem Recht stehen „und als Sinnbild seines Rechts, das man wicbiledo nennt, vier Stadtkreuze erhalten soll“.

Später erweiterte sich die Bedeutung des Wortes wicbiledo. Es bedeutete nun den Bezirk, für den das Stadtrecht Gesetzeskraft hatte, also für die einer Stadt gehörigen Ländereien und Dörfer, und erhielt schließlich damit den Sinn von Stadtgebiet.

Th. S.

Unser Zylinderhut. — Was bei unseren Abceschützen die Eselsmütze ist, ist bei den orientalischen Völkern unser Zylinderhut. Er übt auf sie eine derartig lächerliche Wirkung aus, daß sich sogar in manchen Schulen ein alter Zylinderhut vorfindet, der unfolgsamen oder faulen Kindern zur Strafe und Abschreckung vor weiteren Sünden aufgesetzt wird.

U. Sch.

Eine grausame Hinrichtung. — Auf seinen afritanischen Reisen hat der französische Forscher George Rémond in Abessinien einer grauenvollen Hinrichtung beigewohnt. Zwei Brüder des Emirs der Stadt Harrar waren in Feindschaft wegen eines Gartens geraten, der eine lauerte dem anderen auf und ermordete ihn in gräßlicher Weise. Um die Qualen seines Opfers zu verlängern, verfecht er ihm alle Viertelstunde einen Lanzenstich, bis endlich der Tod eintrat.

Der Mörder wurde verhaftet, zum Tode verurteilt, und zwar zur gleichen Todesart. Der nächste Verwandte des Ermordeten sollte der Henter sein. Das war der siebenjährige kleine Sohn des Ermordeten. Mit einer Lanze in der Hand mußte das Kind auf den gebundenen Onkel losgehen. Aber nach dem ersten Stiche schon verfiel es in Krämpfe, und der Scharfrichter übernahm sein schreckliches Amt.

Was sich nun abspielte, war grauenvoll. Von Viertelstunde zu Viertelstunde schleuderte der Scharfrichter die Lanze gegen sein Opfer, aber er zielte so, daß keine Wunde tödlich war. Der unglückliche Delinquent hing in Krämpfen, Schaum auf den Lippen und vor Schmerz halb ohnmächtig an seinen Seilen. Endlich mischte sich ein Mönch ein und erwirkte für den Unglücklichen den Gnadenstoß: die Lanze wurde nun

mitten ins Gesicht des Opfers geschleudert, so daß sie den Schädel sprengte und der unmenschlichen Marter ein Ende machte.

O. v. B.

Umgangene Gardinenpredigt. — Philipp May, ein sehr geschätzter englischer Zeichner und Journalist, war im Auftrage seines Blattes zur Teilnahme an der Eröffnung des Suezkanals nach Ägypten geschickt worden und hatte seine junge Gattin mitgenommen. Natürlich nahm die Berichterstattung und ihre Illustrierung nicht seine ganze Zeit in Anspruch, er fand vielmehr noch Muße, sich auch an dieser und jener Kneiperei und geselligen Veranstaltung zu beteiligen, wohin er nicht immer seine Frau mitnehmen konnte oder wollte.

Eines Tages hatte sich das Zusammensein mit guten Freunden sogar so sehr in die Länge gezogen, daß er erst um sechs Uhr morgens in seine Hotelwohnung zurückkehrte.

Einer der Freunde und Kneipgenossen, der mit dem Journalisten im gleichen Hotel wohnte und mit ihm zusammen nach durchschwärmter Nacht heimgekommen war, stellte sich um acht Uhr an der Frühstückstafel ein und war nicht wenig überrascht, May schon im Nebenzimmer am Schreibtisch sitzen zu sehen.

„Was? Sie sitzen schon bei der Arbeit?“ redete er ihn an.
„Ich glaubte, Sie würden bis Mittag schlafen.“

„Das hätte ich auch für mein Leben gern getan,“ gestand der Künstler in kläglichem Tone, „wenn nicht meine Frau munter geworden wäre, als ich erst halb entkleidet war. Was ist dir, Phil?“ erkundigte sie sich besorgt. Hätte ich nun zugegeben, daß ich soeben erst nach Hause gekommen war, so hätte es eine kräftige Gardinenpredigt gesetzt. Um die zu vermeiden, log ich ihr vor, ich müsse notwendigerweise so früh aufstehen, um für mein Blatt den Bericht abzufertigen. Das ist der Grund, weswegen ich hier bei der Arbeit sitze!“

E. D.

Vorausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Bertels in Wien.



Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, erzeugt rosiges,
jugendfrisches Aussehen, reine, weiße, sammetw.
Haut u. zart. blendend schönen Teint. à St.50 Pfg.

Illustr. Preis. B. gratis von
Chr. Umbach, Bierigheim Wrtbg.



Halbe Kochzeit!
Erhöhte Schmeckhaftigkeit!
Für sparsame Hausfrauen
unentbehrlich!

Echtlich in allen besseren
Haus- u. Küchengeräte-Gesch.

Umbach'sche Dampfkochtöpfe

Vervielfältiger Thuringia

vervielfältigt alles ein- und mehr-
farbig. Zeichnungen, Kostenan-
schläge, Einladungen, Noten, Ex-
portfakturen, Preislisten, Rund-
schreiben usw. 100 scharfe, nicht
rollende Abzüge, vom Original
nicht zu unterscheiden. **Gebrauchte
Stelle sofort wieder benutzbar.**
Kein Hektograph, **tausendfach im
Gebrauch.** Druckfläche 23/35 cm,
mit allem Zubehör **nur M. 10.—**

•••• 1 Jahr Garantie. ••••

Otto Henß Sohn, Weimar 848.

Bewährt b. Kopfschmerz, Uebelkeit, Magen- u. Nervenleiden!



Die  aller Hausmittel
u. millionenfach bewährt
ist **Lichtenheldts echte**

HINGFONG ESSENZ

Man achte genau auf die
Schutzmarke: Licht,
denn nur diese bietet Garantie
für **Echtheit u. Wirksamkeit.**
In den meisten Apotheken er-
hältlich, wemich-versendet das
Laborat. Lichtenheldt
Meuselbach 4a (Thür. Wald)
12 Flaschen zu M. 3,80,
nur bei 30 Flaschen Franko
für Wiederverkäufer.

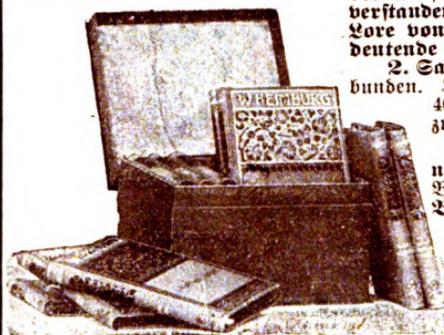
Originalflasche

Gediegene und wertvolle Geschenktwerte.

B. Heimbürgs Romane und Novellen. Illustrierte Ausgabe.

1. Sammlung.
10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis 40 Mark.
Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von 4 Mark käuflich.

Inhalt: Bb. 1. Aus dem Leben meiner alten Freundin. Bb. 2. Lumpenmüllers Lieschen. Bb. 3. Kloster Wendhusen. — Ursula. Bb. 4. Ein armes Mädchen. — Das Fräulein Pate. Bb. 5. Fruchtsens Heirat. — Im Banne der Mäusen. Bb. 6. Die Andere. — Unverstanden. Bb. 7. Herzenskrisen. Bb. 8. Lore von Tollen. Bb. 9. Eine unbedeutende Frau. Bb. 10. Unter der Linde.



2. Sammlung. 10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis 40 M. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von 4 Mark käuflich.

Inhalt: Bb. 1. Mamfell Lunik. Bb. 2. Um fremde Schuld. Bb. 3. Erzählungen. Bb. 4. Haus Becken. Bb. 5. Trostige Herzen. Bb. 6. Antons Erben. Bb. 7. Im Wasserwinkel. Bb. 8. Sette Oldenroths Liebe. Bb. 9. Doktor Damm und seine Frau. Bb. 10. Alte Liebe und anderes.

E. Marlitts Romane und Novellen. Illustrierte Ausgabe.

10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis 40 Mark. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von 4 Mark käuflich.

Inhalt: Bb. 1. Das Geheimnis der alten Wamsell. Bb. 2. Das Seideprinzchen. Bb. 3. Reichsgräfin Gisela. Bb. 4. Im Schillingshof. Bb. 5. Im Hause des Kommerzienrates. Bb. 6. Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Bb. 7. Die zweite Frau. Bb. 8. Goldelse. Bb. 9. Das Eulenhäus. Bb. 10. Thüringer Erzählungen.

E. Berners Romane und Novellen. Illustrierte Ausgabe.

1. Sammlung.
10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis 40 Mark.
Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von 4 Mark käuflich.

Inhalt: Bb. 1. Glück auf! Bb. 2. Am Altar. — Hermann. Bb. 3. Gesprengte Fesseln. — Verdächtig. Bb. 4. Frühlingboten. — Die Blume des Glückes. Bb. 5. Gebannt und erlöst. Bb. 6. Ein Feld der Feder. — Heimattlang. Bb. 7. Um hohen Preis. Bb. 8. Wineta. Bb. 9. Sankt Michael. Bb. 10. Die Alpensee.

Neue Folge. 6 Bände, elegant gebunden. Preis jedes Bandes 4 Mark.

Inhalt: Bb. 1. Freie Bahn! Bb. 2. Flammenzeichen. Bb. 3. Gewagt und gewonnen. Bb. 4. Fata Morgana. Bb. 5. Herengold. — Der höhere Standpunkt. — Der Lebensquell. — Edelwild. Bb. 6. Adlerflug. — Ein Gottesurteil.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

